Lorenz v. Westenrieders

sämmtliche

Werke.

Erste vollständige Original-Ausgabe.

BÜCHEREI DER JNFANTERIE-SCHULE
Bchstb. C b No. 130

Herausgegeben

von

Dr. E. Grosse.

157/289/316
Bav. 19/1

Erster Band.

BIBLIOTHEK DER K. B. MILITAER BILDUNGS ANSTALTEN
Ausgeschieden!

Kempten, 1831.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

gd 1661901

Opp. 657 Z/1-3

BÜCHEREI DER JNFANTERIE-SCHULE
Bchstb. .... No. ....

Bayerische Staatsbibliothek München

1174

× Einleitung.

Mit Bewunderung und Ehrfurcht sprechen wir einen Namen aus, den jeder Bayer mit dem Gefühle des Stolzes und der Liebe im Herzen trägt — Die deutschen Literaturhistoriker, welche den Namens- und Sterbetag jedes gelehrten Ausländers nachzuweisen wissen, werden sich wundern, daß sie einen der glänzendsten Namen, die je der Unsterblichkeit überliefert wurden, einen der größten Schriftsteller deutscher Zunge, in ihre Compendien und Lehrbücher einzuregistriren bis jetzt vergessen haben. Genie, Scharfsinn, Gelehrsamkeit, die Flamme der Phantasie, Sentimentalität, Witz, Humor, das, was den Schriftsteller, den glänzenden, den schönen, den großen, den wissenschaftlich gebildeten Geist, den Poeten und Gelehrten ausmacht, hat man in Deutschland genug bewundert. Jetzt sind die Zeiten gekommen, wo man anfangen wird, auch in unserm Vaterlande die Großartigkeit der Gesinnung, das Feuer der Vaterlandsliebe, die Schönheit des Herzens, den willensfesten Charakter, das, was den Menschen, den Bürger und den Mann macht, anzuerkennen. Wir haben Göthe und Tieck um ihrer Schönheit willen, in Jean Paul das Gemüth, bei andern die Schärfe des Verstandes, die Wärme des Gefühles, in Schiller zugleich den großen Charakter verehrt und geliebt Jetzt werden wir einen Schriftsteller mehr haben, in dem wir Schönheit und Charakter, zarte Empfindung, Schwärmerei und Weiche des Gemüthes, und die Unerschütterlichkeit der Grundsätze und des unbeugsamen Willens, das angeborne Genie und die erworbene Tugend des Menschen lieben und bewundern können.

Es ist der Bayer **Lorenz Westenrieder**, von dem nur die Gelehrten als Historiker, und auch als solchem bei weitem nicht nach seinem vollen Werthe reden. Gab es je einen universellen und wissenschaftlichen Gelehrten; einen tiefsinnigen, gründlichen Denker; einen ursprünglichen in sich gegründeten, unerschrockenen, frommen, und umfassenden Geist, gab es je einen in tugendhaften Charakter; einen aufrichtigen Christusjünger, einen Lehrer und Verkündiger der Religion und Moral; so ist es Westenrieder. — Man hat Goethe nicht mit Unrecht den Dichter der Höfe und des Adels, Tieck den Liebling und Gesellschafter der Salons und ästhetischen Theegesellschaften genannt. Westenrieder, so voll Geschmack und innerer Liebenswürdigkeiten er ist, ist kein geschmackvoller, liebenswürdiger Autor für die sogenannten schönen Geister. Westenrieder ist ein Bürgerschriftsteller für das Volk, für die that- und willenskräftigen Naturen. Westenrieder war einer jener wenigen, von ihrem Volk und Vaterlande durch und durch erfüllten, von Recht und Freiheit erwärmten Autoren, deren patriotische Feder niemals in einem andern, als dem Dienste für Recht und Freiheit, Moral und Religion, Menschen- und Bürgerglück unermüdlich bis zum letzten Schrift- und Athemzuge thätig war. Der Patriot, der warme Bürgerfreund, der thatkräftige, zum Handeln stets bereite Mensch, der tolerante religiöse Weise, der Eiferer für Recht und Wahrheit, der verklärte Geist, der in jenen Regionen wandelt, sprechen bei Westenrieder aus jeder Zeile.

Es könnte bedenklich scheinen, in Zeiten wie den unsrigen mit einem solchen Unternehmen aufzutreten. Aber eben in solchen Tagen der Befürchtungen und Hoffnungen, der äußern Ungewißheit bedürfen die Men-

schen, bedürfen die bewegten, die irregeleiteten Geister eines festen, eines geistigen Haltes. — »Ein großer Mann ist allemal ein Geschenk des Himmels; aber das meistemal auch ein Vorwurf für sein Zeitalter, wenn diesem der Geist, die Kraft und Bildung gebricht, ihn zu bemerken und nachzuahmen. Wir sind hier doppelt glücklich, einen großen Geist besessen, und ihn schon in seinem Leben geehrt zu haben. — Wenn Bayern mit Recht stolz ist, Westenrieder den seinigen zu nennen; so bleibt Deutschland ein anderer eben so edler Stolz, ihn zu bewundern, sich anzueignen, und durch Liebe und Bewunderung zu dem seinigen zu machen. Eine große Gesinnung, eine hochherzige Begeisterung geht jetzt durch ganz Deutschland hin. In andern Zeiten haben andere Geister einen andern Ruhm gefunden. Der Ruhm, einen Bürgerschriftsteller, einen Mann der Nation, der Freiheit, der Moral, des Rechtes anzuerkennen, konnte vielleicht nur diesen Zeiten vorbehalten bleiben. Goethe, Tieck und andere, die in ihrer Jugend so manches, was ihre Nation nun immer schmerzlicher vermißt, von Westenrieder gelernt haben könnten — Goethe und Tieck haben wir lang genug nachgeahmt. Glücklich und groß wird Deutschland seyn, und unsere Nachkommen werden sich besser dabei befinden, wenn sie Westenrieder an Mannessinn und Mannestugend, an reinem Willen, an Kühnheit, Kraft, Selbstständigkeit, Wahrheit und Charakter nur halb so sehr als jene nachahmen werden.

Der Historiker, der Geschichtsforscher kann sich, wie aus Johannes Müller und den wenigen, die ihm gleichen, die reine, große, menschliche, welthistorische Ansicht aus Westenrieders Schriften holen. Sein kräftiger, männlicher Styl ist Muster eines kühnen männlichen Ausdrucks. An Kraft, Mächtigkeit und Erhabenheit der Gesinnung kommt ihm keiner gleich. Seine historischen Calender, die, wie Alles, was aus Westenrieder's Feder kam, in einer populären musterhaften Sprache abgefaßt sind, wurden selbst unter dem Volke viel gelesen. Seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges ist von Männern, wie Luden und Heeren, wenn nicht als das Beste, als ein Meisterwerk historischer Kunst und Vollendung in deutscher Sprache anerkannt. Man unterrichte sich in seinen wissenschaftlichen und gelehrten Abhandlungen, seinen Schriften über Erziehung, seinen philosophischen, kritischen und ökonomischen Aufsätzen; man lese seine Beiträge über Kunst, Literatur, seine Denkreden und dramaturgischen Abhandlungen nach, — und der Gelehrte vom Fach, der Geschäfts- und Staats-, der Schulmann, der Theolog und Philolog, wie der Künstler, der Schauspieler, Aesthetiker, der Freund der schönen Wissenschaften und Künste wird in Westenrieder's Werken Belehrung, Genuß und Erhebung, ausgebreitetes Wissen und nebenbei noch etwas, das mehr und eben so wie das Wissen Noth thut: jene frisch sprudelnde Quelle, die bei den Studien über der nächtlichen Oellampe nicht austrocknet, einen Tiefsinn, eine Stille des Gemüthes, jenen Hauch des Geistes, der das Wissen frisch macht, aus dem Erkannten, aus Gefühl und Ueberzeugung überal zur That, zum Handeln hindrängt, finden. —

Man hat bisher Alles, was von Bayer kam, mit einer großen Erwartung in Deutsch land aufgenommen. Mit Berühmtheit un großen Namen hat man in unserm Vater lande einen wahren Götzendienst getrieben Jetzt reißt die Zeit, die im Kampf begrif fen ist, von den falschen Autoritäten sic los. — Wie ein Donnerschlag wird di mächtige Stimme dieses großen Todter die man in der Welt nicht glaubte, in de Widerstreit der Partheien fallen. Die Tie und Schlegel, rühmt man, haben (ur ich gebe es zu) für die — ästhetischen Zär linge und geschmackvollen Empfinder, d an Charakter Schwachen, eine Dichterschu gegründet. Westenrieder wird ei Schule des Volkes gründen! W stenrieder führt Moral und Bürgertugen in die zerflatterte Kunst, das verpoetisi Leben hinein. — Ja, diese bayerische, di deutsche Eiche wird durch ganz Deutschla grünen und kräftige Wurzeln treiben. Un ihrem Schatten wird die deutsche Juge und das Alter sich versammeln. —

Obige Worte der Ankündigung, welche bereits im November v. J. geschrieben wurden, haben in dem Herzen manches Patrioten an den Stufen des Thrones wie im Bürgerhause Anklang gefunden. Oeffentliche Blätter haben über den Werth und die volksthümliche Bedeutung des Westenrieder'schen Nationalunternehmens vor Bayern und Deutschland ihre Stimmen erhoben. — Geister und Ereignisse sind seitdem mit dem Jahrhundert riesenhaft vorgeschritten. Die Wissenschaft fängt an auch in Deutschland näher an das Leben heranzutreten. Man fordert von der Kunst, dem Publicisten, dem Schriftsteller nicht nur, daß sie national, sondern auch patriotisch reden. Wie die politischen Kräfte gähren: so bereitet auch in der deutschen Literatur eine Revolution, welche manche legitime Autorität von ihrem Throne zu stürzen droht, sich vor. — Für die Verehrer Westenrieder's möge ein literarisch-poetisches Gemälde altbayerischer Literatur, das im May 1830 in den Bayerischen Blättern abgedruckt wurde, als nähere Einleitung in den Werken dieses Autors, der sich den größten aller Zeiten zur Seite stellt, um zu zeigen, was Bayern an großem und tiefem Geist vermag, hier eine Stelle finden.

Die Winde rauschten, die Wolken zogen über die Thürme der Hauptstadt. Wenn der volle Mond aus dem schwarzen Gewölk am dunklen Nachthimmel hervortrat, lagen die schönen Gebäude und freien Plätze im bleichen Schimmer. Die Saiten der Harfenistinnen rauschten aus den hellen Fenstern der Caffeehäuser, die voll Gäste waren.

Die beiden bayerischen Jünglinge hatten den Fremden in ihrer Mitte. Wir wandelten Arm in Arm über die freien schönen Plätze und äußern Anlagen dieses Theils der Residenz bis dort, wo an der offenen Heerstraße die Säulen der Glyptothek, an vordern Fronte dieses großartigen Gebäudes mit seinen schönen Verhältnissen im ächten Style der Bauart der Alten sich erheben. Wir setzten uns unter das hohe Portal. Der Mond erleuchtete die Gegend.

»Diese Räume hat König Ludwig der Kunst und seinem Gedächtniß aufgebaut. Wie spricht sein königlicher Geist uns groß und mächtig an! O sagte der Jüngling: nicht nur Lettern, Leinwand und Wänden von Kalk, auch Erz und Steinen können die Könige ihre Gedanken, die der Unsterblichkeit überliefert werden, aufprägen!«

Diese Gegend, sagt' ich, ist weit und breit kein Blüthenthal und Paradies, die Natur hat ihre Reize, die karge Hand des Frühlings hat ihren Schmuck und ihre Blüthen nicht verschwenderisch ausgetheilt. Aber es blüht und duftet hier heimlich und von Vielen unbemerkt Etwas, das, wenn seine volle Knospe ausbricht —! Wie athmet sichs in der Luft der Freiheit und des freien Denkens doch so süß, so frei! —

»O ich möchte mit Stürmen mich ausbrausen, in Strömen meinen Geist über die Länder, wo die Freiheit noch nicht ist, ausgießen! so weit die freien Lüfte Gottes und die Donnerstimmen des Himmels über die Berge und Städte gehen, meinen Jubel ausschütten; und den Königen und Fürsten, so weit sie auf Thronen sitzen, und den Völkern und Nationen, die sich um die Throne lagern und hoffend und erwartend auf die Gesalbten des Herren warten, zurufen, und ungestümer wieder rufen, und immer ungestümer, wie die Stimme des Zeitgeists, bis die Throne und die Herzen der Fürsten Antwort geben, den Ruf, der der Ruf der Zeiten und der Völker ist, wiederholen: Kommt und seht und fühlt! lernt meine Hoffnungen, meine Wünsche, die eure Hoffnungen und Wünsche sind, meinen stillen und lauten Jubel lernet theilen! So ist es einem Menschen zu Muthe, der freie Luft und freies Denken athmet! So stolze Gefühle quellen auf den herein, solch hoher Muth der Seele hebt dem die Brust, der unter einem Volke lebt, das frei ist, oder frei seyn kann, sobald es seine Rechte und Freiheit gebrauchen will!«

Als wir um die Straßenecke bogen, schimmerte im Bücherladen zu ebener Erde ein Licht uns entgegen. Der Antiquar, ein rüstiger Alter, wie es in Bayern viele gibt,

mit silberweißen Locken, die Stirne und Augen noch voll Heiterkeit und Lebenslust und den gutmüthigen nationalen Zug, an dem man den Bayer erkennt, um die Lippen, hatte den Hut schon auf dem Kopfe, und war eben im Begriffe, den Laden zuzuschließen.

»Grüß Gott im Bayernlande!« — Suchen die Herrn in stockfinstrer Nacht die Weisheit mit der Laterne? Heut zu Tage sammelt man bei der mitternächtlichen Lampe, wie die fleißigen und unermüdeten Alten, die eisernen Männer der Gelehrsamkeit, die Schätze der Weisheit in Folianten und Quartanten nicht mehr. Wie Tagesschmetterlinge und Feuerwürmchen muß es in die lockern Morgen- und Abendblättchen hinausflattern und fliegen.«

O sagt' ich, das Licht, das ich suche —. Findet man hier nicht alte Bayer'sche Bücher, verstehen Sie solche, welche Bayern, die bayerisch fühlten, dachten, geschrieben, bayerische Pressen gedruckt, Bayern mit bayerischem Herzen gelesen, ihr Vaterland darin empfunden und zu allen Bürgertugenden, der Treue und dem Ernst der Pflichten gegen König und Gesetze sich durch sie erhoben haben?

Der brave Mann sah mich erst mit großen Augen, indem er mich von Kopf bis zu den Füßen maß, verwundert an; dann lächelte er halb wehmüthig.

»Wahrhaftig! diese Frage ist in diesem Quartal des bayerischen Patriotismus noch nicht zum zweitenmal an mich gethan worden. Aber treiben Sie nicht ihren Muthwillen mit einem alten Manne, der kindisch genug ist und über Dinge, über die man heut zu Tage lacht und leichtsinnig sich hinweggaukelt, in helle Thränen ausbrechen möchte. Sind Sie vom Adel, mein Herr! leben Sie viel in großen Cirkeln, nun so wissen Sie, daß Patriotismus und vaterländisches Wesen nicht zur Mode und zum großen Tone gehört. Oder sind Sie gar ein Schriftsteller — Die Schwaben, die Preußen und Sachsen sind mit Recht auf ihre großen Geister stolz. O wir Bayern haben auch wohl Namen und Geister aufzuweisen, die sich vor Tiek und Göthe und Schlegel nicht zu schämen brauchen; ja auf die wir wohl, was den Kern des Charakters und der männlichen Gesinnung, den Bürger- und Vaterlandssinn ausmacht, stolzer als jene zu seyn ein Recht haben. Von den Gelehrten und wahrhaft Gebildeten red' ich nicht. Aber nennen Sie einmal Westenrieders großen Namen in München in der größten Gesellschaft. Wer ist der Mann? Ist er anziehend und unterhaltend? Wir müssen doch einmal nachschlagen — Steht er im Conversations-Lexikon? Nun für seine Zeit mag er gut genug geschrieben haben! —«

O wohl dir, großer Schatten, daß du die Schande nicht erlebt hast, rief mein junger Begleiter, dem das bayerische Herz aufwallte.

»Große Bücher haben wir viele — für große Seelen; da ist z. B. der einzige Westenrieder, ein Mann für Könige, Herrschaften, Nationalschriftsteller, — mit einem Worte — für die Classe der Menschen, die in Verrichtungen stehen, wo sie schlecht handeln, wenn sie nicht groß handeln. Auch könnte ein einziges Gemälde von — Westenrieder große Seelen aus kleinen machen; man liest ihn, und rühmt ihn, und stellt ihn schön gebunden in seinen Bücherschrank; aber wo sind die großen Seelen?« *)

»Griechen und Römer hätten dein Bild in Erz und Marmor in ihren Tempeln, wo den großen Patrioten vaterländische Feste gefeiert wurden, in ihren Häusern und auf den öffentlichen Plätzen, wo man sich beim Anblick der großen Helden, Schriftsteller und Dichter für das Vaterland stärkte und erbaute, aufgestellt. Nicht nur in den Akademien der Wissenschaften und Bibliotheken, in allen Schulen, Hörsälen, Erziehungshäusern, wo junge Seelen zur Freiheit und Bürgertugend gebildet werden, sollte dein Beispiel, sollten deine Bücher als Muster aufgestellt, als ein Festtag der Nation und Wissenschaft dein unsterbliches Gedächtniß gefeiert werden. Ja es wird eine Zeit kommen, wo alle Patrioten, die wie du von hohem Sinn und Vaterland erfüllt sind, jubeln, und alle bayerischen Herzen, wenn

*) Eigene Worte Westenrieders über Klopstock.

sie Westenrieders Namen hören, vor Stolz und Freude hüpfen! Die Erwachsenen werden deine Bücher wie den Katechismus der Freiheit und des Vaterlandes auswendig wissen. In die kleinste Bauernschule, in die stillen Gebirgsdörfer hinein wird die Kunde deines Ruhmes dringen, und die Mütter werden ihren Kindern deinen hohen Namen, in dem alle Hoffnungen des Vaterlandes, alle Furcht, alle heilige Scheu der Gottheit, der Freiheit und des Gesetzes sich vereinen, aussprechen lehren! —

»Ich merke schon« sagte der Alte, indem er mich an einer zahlreichen Reihe von alten Büchern, deren fester und solider Einband in Schweinsleder (die Buckel und Ecken waren zum Theil mit gelbem oder weißem Blech beschlagen) schon auf eine gewisse Solidität und Festigkeit des Inhalts schließen ließ, vorüberführte,«

»nun wenn Sie nach altbayerischer Hausmannskost begierig sind, — hier die Altvordern und Urgroßväter meiner altbayerischen Bibliothek sind freilich keine beliebten Erzähler und unterhaltenden Modeschriftsteller, die mit aufgeputzter Phantasie, gefälligem und blumenreichem Styl und zurechtgestutzten sogenannten interessanten Gedanken ihren Lesern, die eben so hohl sind, als sie selber, die wüstesten und langweiligsten Stunden vertreiben, mit Begierde greifen. Aber sie waren Männer, vollkräftige, hochherzige Menschen, die erst handelten, als treue Bürger Pflichten übten, Unrecht erlitten, das Gute und Bessere auszuführen versuchten, so viel sie es vermochten, über Dummes sich ereiferten, über Niederträchtiges und Schlechtes sich ärgerten, und als ihre Seelen großer Dinge voll waren, als sie erhabene Angelegenheiten auf dem Herzen hatten, nach der Feder griffen, ihre Freude, ihren Zorn und ihren Jubel von der Seele wegzusprechen, und was sie für ihre Mitbürger, ihr Vaterland, Gegenwart und Zukunft für nöthig und nützlich hielten, in die Welt hinauszureden.

„Nur in das Rosaroth der Freude, oder das muntere Grün der Hoffnung und des Frühlings sollte man deine heitern Geister binden, glücklicher, trefflicher Landsmann, von dessen Lippen ewig Scherz und mildes Lächeln fließen!« rief der schöne Jüngling, indem er einen etwas zierlicheren Band aufschlug: „Wie viel süße herzinnige Stunden, wie viel Sonnenschein des Herzens und Gemüthes hab ich zu verdanken Dir, dessen frische Seele in den hellen Frühlingslichtern der Heiterkeit und des Frohsinns wandelt! der wenn du aufathmest, wie frische Morgenwinde, Gedanken des Lebensgenusses hauchst! und überall Rosen pflückend, um den Freudenbecher deiner Landleute zu kränzen, mit unschuldigen Kinderaugen in die Blumen, welche Gottes Hand auf Erden gepflanzt hat, schaust!«

»Diese süße Schwärmerei, diese zarte Empfindsamkeit, diese milde blumenreiche Weisheit, die warme Sinnlichkeit und Phantasie, die feine Schalkheit, welche Moral und Sitte nie beleidigt, sondern mit neuen Reizen kleidet, wird man in vielen berühmten Romanen, die als Muster des Angenehmen und Geistreichen, gepriesen werden, vergebens suchen. Der frische Born seiner ungetrübten Laune sprudelt unerschöpflich. Sein gewandter leichter Styl, ausgebildet und fließend, wie er ist, ist für alle Deutsche klassisch zu nennen. Dietl ist weich, süß und zart wie Tiek, aber weichlich, schlüpfrig ist er nirgend. Die gesunde Nüchternheit und Einfalt des mannhaften bayerischen Charakters verläugnet sich auf keiner Seite. Wenn man einen Autor bändereicher wünscht, so ist es dieser. Die feinen und lüsternen ästhetischen Gaumen im Auslande sollten unseren bayerischen Yorik nur schmecken: sie würden das attische Salz, den feinen Witz, das köstliche Gewürz mit dem Beigeschmack des Pikanten aus dieser geschmackvollen bayerischen Schüssel schon herauskosten. Die Engländer und Franzosen müßten uns um Dietl*) beneiden.

»Hier das Gegenbild zu unserm sanften Weisen, der mit der Wahrheit nur liebkosend unter Scherzen und verstohlenem Tän-

---

*) Vertraute Briefe eines Geistlichen (Yorik) in Bayern an seinen Freund. Freundschaftliche Briefe, ein Pendant u. s. w. Dietls nachgelassene freundschaftliche Briefe, herausgegeben von Joseph von Ehlingensperg.

deln ihr süße Küsse raubt: **Bucher** *) der scharfe starke Geist, dessen Worte scharfen Messern, dessen Gedanken spitzigen Dolchen gleichen, der wie Blitze das Schwerdt des Verstandes mit seiner ganzen Schneide schwingt, und mit Lanzenstichen und Kolbenschlägen den Gegner zu Boden schmettert!«

»**Cajetan Weiler**, der Mann Gottes voll Licht und Wahrheit, der nur ein Feind der Lüge war, und die Fackel der Vernunft, da es gefährlich war, anzuzünden wagte.«

»**Aventin**, **) **Oefele**, **Zirngibl**, **Scholliner**, die fleißigen Sammler der Schätze und Thaten ihres Volks, »die auf unbetretenen einsamen Spuren sammelten die Denkmäler und die Männer unseres Bayerns, und auf deren Ruf hervorkamen aus Schutt und Verwesung die Namen derer, die keine Auferstehung dieser Art hofften,« ***) und welche auch das Ausland als Muster historischer Treue und forschenden gelehrten Fleißes ehrt.

Der ritterliche **von Aretin**, der Stolz des bayerischen Adels, der wahrhaft Edle! der als die übrigen bayerischen Pairs unlustig zu turniren, und die constitutionelle Lanze zu brechen, hinter die Schranken der öffentlichen Meinung sich zurückzogen, mit aufgeschlagenem Visir als Gottes-Kämpfer der Freiheit, des Volkes und Gesetzes den Fehdehandschuh hinwarf. Er, der, wenn er nicht adelig geboren, einen schönern Adel sich erworben!«

»**Aretin** hat, wie die Freiheit selber, der er nichts vergibt, in des Thrones heiligen Schatten mitten zwischen Fürsten, Volk und unter die Bäume des Adels sich hingestellt. Er ist gewappnet mit Wissenschaft, der Schild und der Panzer seiner Kenntnisse sind undurchdringlich. In seinem Kopfe sind nichts als die hellen Gedanken der besonnenen Wahrheit, und das leuchtende Schwerdt seines Verstandes ist stets bereit für das verletzte Recht des Volkes zuzuschlagen. Aber sein Herz klopft unter der Rüstung und kann nicht ruhig bleiben; sein ganzes Gemüth wallt auf, wenn die hohen Gegenstände des Vaterlandes und der Menschheit seine beredte Zunge in helltönende Begeisterung setzen, und die Heroldstimme dieses unpartheiischen Mundes, wenn sie für die hohe unantastbare Würde des Gesetzes, Recht und Gerechtigkeit und die Heiligkeit des Thrones sich erhebt, bringt auch die Sprache der Freiheit, die aufhört dem Ohr der Fürsten und ihrer Minister ein Laut des Aufruhrs und des Verbrechens zu seyn, in die Kabinette hinein.

O Stolz! doch nicht des Wappens und des Stammbaums, sondern wie bei dem Edlen von **Aretin** des gemeinsamen Menschenadels! O Stand und Rang und Würde; doch nicht wie sie angeboren, anerzogen und mit dem Titel und der Staatsuniform angezogen, sondern Ausfluß und Inbegriff von Thätigkeit, Rechten und Pflichten, die für das Heil des Vaterlandes gewissenhaft ausgeübt werden, wie bei diesem Würdigen, bei diesem Geist vom **ersten Rang** sie ist! Ja hier ist Lektion und Lektüre für den Adel und den Bürger! Auf den Schreibtischen und Büreaus der constitutionellen Minister sollte man, wie jener Gottesgelehrte die Bibel, v. **Aretins** constitutionelles Staatsrecht mit der Kette anschließen.

So redeten an jenem Abend der Alte und die bayerischen Jünglinge von den vaterländischen großen Schriftstellern, berühmten bayerischen Gelehrten; und nannten über den Gräbern der unsterblichen Todten auch die Namen derer, die lebendig unter dem Volke wirken.

Und jubelten höher auf und fühlten ihr Vaterland und ihre Seelen größer: als sie unter den großen gefeierten Dichtern nicht nur des bayerischen, sondern des gemeinsamen deutschen Vaterlandes den **königlichen Dichter** begrüßten, in dessen goldener Krone das grüne Eichenlaub des Bürger- und der Lorbeer des Dichter-Königs zum doppelten Kranze sich schlingen! Und waren, wenn München durch **Ihn** ein Königs-Sitz der Wissenschaft und deut-

---

*) Ant. **Buchers** sämmtl. Schriften, herausgegeben von Jos. v. **Klessing**.

) Eigentlich: **Thurmayr oder **Thurmajer**, daher er sich auch **Thurniomarum** und **Joannem Aventinum Duramarum** nannte.

***) Eigene Worte Westenrieders.

scher Musen geworden ist: großer Hoffnungen der Zukunft für Vaterland und Menschheit voll, und wußten nicht begeistert genug von der freien großen Richtung, die König Ludwig den Geistern und Ideen in Wissenschaft und Kunst aufgethan, zu reden.

Nun sagt' ich, indem ich diese Reihe glänzender Namen, (die zum Theil nur den Gelehrten und noch lange nicht genug der bayer'schen und deutschen Nation, im Auslande aber, wo man viel geringere und weniger deutsche Namen übersetzt und liest, und nach ihnen urtheilt, gar nicht bekannt sind,) um bei ihnen zu lernen und die Kraft und das geistige Vermögen des Volkes zu erforschen und nach ihnen abzumessen, im Gedächtniß noch einmal überschaute: Das sind schon Männer und Namen, an denen ein Volk sich aufbaun, und wenn es solche Geister und Kräfte aus sich erzeugt hat, in Licht und Wissenschaft und Wahrheit, Schönheit in aller Menschengröße weiter schreiten —

»Still, sagte der ehrwürdige Greis, (und seine Miene war feierlicher und sein Auge von heiligem Feuer leuchtender geworden) indem er mich schweigend an ein mit grünseidnen Vorhängen verhängtes Bücherbret führte, von welchem die Büste eines Mannes ernst und milde, wie der vaterlandsliebenden großen Alten einer, den königl. bekränzten Büsten Maximilians und Ludwigs gegenüber, herniederschaute, »Still —!«

»Wie es kein Land gibt, welches nicht wenigstens alle Jahrhunderte einen großen Geist hervorbringt, der über die gemeine Menschenbahn wegtritt und mit seiner Größe die Schande seiner Nation deckt: so erhielt Bayern auch Männer, die es von dem tiefen Schlaf und von dem Gedankentod aufweckten, in welchem es begraben lag. Westenrieder trat auf mit stiller Feierlichkeit, wie ein seltenes Meteore am Himmel; er trat hin mit Riesenschritten und selbstvertrauender Stärke.« *)

»Seine Seele war ein Lied, und eine Musik war sein Leben. Wer nie in höheren Erscheinungen das Bildniß einer großen Seele gesehen, nie die Miene eines begeisterten Mannes kennen gelernt hat, der trete näher zu Westenrieder.« *)

»Hier lebet, stehet vor uns sein Geist, lehret und blühet mit ewigen Lorbern umkränzet der Ruhm seiner Verewigung! Von da dringt Licht in das Aug des Blöden, von da sprühen und entzünden geistige Funken die schöne Unruhe fähiger Gemüther. Siehst mit dem Blick eines Boten, der Menschheit durchsucht, kühn und ungekünstelt umhergehen den Meister in seinem Reich; hörst ausgehen aus seinem Munde wenige Worte, worüber andere Bücher geschrieben hätten, klagst und trauerst mit ihm über die Kälte der Mitwelt, die manchen braven Mann vergessen hat, und wirst vielleicht das Erstemal in deinem Leben patriotisch und stolz auf den Ruhm unsers Vaterlandes, und weißt vor edler Beklemmung nicht, wo du hin sollst in der Gegenwart des Landsmanns, der diese Saiten deines Herzens gerührt hat.«*)

»Ein großer Mann ist allemal ein Geschenk des Himmels; aber auch das meistemal ein Vorwurf für sein Zeitalter, wenn diesem Geist und Kraft und Bildung gebricht, ihn zu bemerken und nachzuahmen. Wir sind hier doppelt glücklich, einen großen Geist besessen, und ihn schon in seinem Leben geehrt zu haben. Man sprach seinen Namen mit Ehrfurcht, und nannte Ihn, wenn man einen Mann, dessen Verdienste entschieden sind, nennen wollte. Unser König gab ihm die thätigsten Proben wahrer überzeugter Hochachtung, und vernahm mit dem hohen Gefühl eines erleuchteten Fürsten, mit der Betrübniß eines Weisen seinen Tod.«*)

»Ernstere Stille und ahnenden Kummer schauerte die Nachricht seines Todes in fähige Seelen aus, und der wärmere Mann und der bessere Jüngling fühlten Beklemmung und suchten mit bangem Schweigen Ermunterung einer in des andern Aug;

*) Eigene Worte Westenrieders.

*) Eigene Worte Westenrieders.

denn sie fühlten, wer Er war, denn in ihren Herzen begannen die männlichen Thränen, zu weinen am Grabe des frommen Christen, des guten Weisen, des redlichen Bayern.« *)

»Und unsere Kindeskinder werden weinen die männliche Thräne auf dem Grabe des frommen Christen, des guten Weisen, des redlichen Bayern!«*)

»Ihr Brüder unsers Vaterlandes, wenn wir stolz sind, wie wir es denn alle sind, einen Bürger wie Westenrieder zu besitzen; so laßt uns auch stolz seyn, jeder nach seinen Kräften ihn nachzuahmen.«*)

»Er ist es, der in den Zeiten des Wohlstandes, wo alles die Hände in den Schoos legt, wo alles schweigt und genießt, an das Schicksal der Nachwelt denkt; er sorget für die Eintracht der Nationen und für das Wohlseyn derjenigen, die noch nicht geboren sind, er opfert seine freien Stunden der Wohlfahrt des Staats auf, indeß sich andere allen Freuden und Ermunterungen überlassen; er stirbt, wenn andere leben, um dann, wenn jene gestorben sind, wieder aufzustehen, wieder zu leben und Muth und That in alles Leben zu bringen.«*)

»Wenn ich in lauen Zeiten, wo der Muth der Meisten gesunken ist, einem Manne die Kraft zutrauen sollte, schlafende Gemüther aufzustürmen, und sie mit einer thätigen Gährung, und mit Eifer nach etwas Großem zu beleben, so wär' es Westenrieder. Der Mann war ganz eines deutschen Sinnes, und was er in diesem Ton sagte, das glühte vor Ungestüm, das trieb muthigen Stolz und unternehmende Zuversicht auf eigne Kraft in des Lesers Seele. Vielleicht schlägt einst noch mancher seine Schriften nach, wenn er Muth und Festigkeit, zu stehen mit eigner Last, nöthig hat, und liest dann eine warme Stelle, um sich aus seiner Kälte zu lesen.«*)

»Nichts von erweichendem Zittern durchbebt und erschlafft deine Nerven hier, sondern hohe Lieder vernimmst du, Harmonien und Begeisterungen der stärkenden Ewigkeit.« **)

»Solche Seelen waren es, welche die großen Revolutionen in der Menschheit verursachten; welche glänzten hellstrahlend auf dem Thron, oder in hinreißenden Schriften, und weckten aus der Nacht die Todtschlummernden, und verbreiteten Licht und Wärme und Nahrung auf Jahrhunderte; oder als Eroberer ihren mächtigen Geist ausströmten auf dem Schlachtfeld, oder im Jammerbette, bedauert und beklagt von Himmel und Erde.«

»Um ihn blühet, reifet und duftet himmlischer Ueberfluß der seligsten Heimath des ersten Menschen. — So wurde der Schriftsteller, der in gewöhnlichen Dingen weit über alles Gewöhnliche erhaben, nicht idealische Zauberdinge der Einbildungskraft zum Lesen, sondern wirklichen Genuß lebender Gefühle enthält; den keinen unsrer unzähligen Zusätze und Zuschnitte in der Natur um sein Urgefühl betrog; der Schriftsteller, in dessen Gegenwart man immer so Vieles auf dem Herzen hat, so schmerzlich von höherem Gefühl belastet, so voller Gelübde und Vorsätze, und so müde, und so stark wird;***) der Huld und Starkmuth, Liebe und höheren Thatenernst, Empfindung und Ueberlegung in Einem enthält!" —

So sprach an jenem Abend feierlich (und seine Stimme zitterte) mit den Geisterlauten des unsterblichen Todten der gerührte Alte, und rief die erhabenen Gedanken der vaterländischen großen Geister aus ihren Gräbern und Särgen auf.

Wunderbare Schauer, eine hohe Feier schwebt um einen großen Mann. Es ist

---

*) Eigene Worte Westenrieders S. 115. Beiträge Jahrg. 1780. 4. Stück. Zum Andenken des Andreas Felix von Oefele, eine Denkrede, die an hohem Styl, Kühnheit und Mächtigkeit der Gedanken und alles überragender Gesinnung nur den großen Mustern des Alterthums an die Seite zu stellen ist.

*) Westenrieders Worte über Schubert. Bayerische Beiträge 1780 1r. Bd. S. 242.

**) Westenrieders bayer. Beiträge 1780. 1r Bd. S. 503.

***) Westenrieders Worte über Jakobis Woldemar. Bayer. Beitr. 1779. S. 551 u. f.

etwas Heiliges um eine Seele, die von den Gedanken und Ideen eines großen Geistes ganz durchdrungen und erfüllt, mit kühnerem Aufschwunge und erhöhten Kräften zu allem Unsterblichen und Ewigen sich erhebt. Wir begegnen oft in Bildergallerien und Concerten, (seltener in Theatern) auf einsamen Spaziergängen solchen empfindsamen und zarten Gemüthern, die von der Schönheit des Dichters, der Kunst des Schauspielers, der Fülle und Harmonie der Töne im innersten Herzen mächtiglich berührt, in jene süßen Entzückungen und die Flammen der Begeisterung aufwallen —

Aber nicht das ist uns die Bedeutung der Kunst und Literatur; nicht für das Gefühl, die Erleuchtung und Entzückung des Einzelnen stellen wir unsere Gemälde und Bücher in den Museen und in unseren Bibliotheken auf. In dem Ruhm der Wissenschaft, der Geistesgröße eines Volkes, die für Thaten gelten, rühmlicher, größer und zuversichtlicher sich zu empfinden; in Allem, was der einzeln Begabte denkt, hervorbringt, in jedem Kunst- und großen Gedankenwerke des unsterblichen Genius den Geist, den Schönheitssinn der Nation; im Licht und Bewußtseyn aller Geister mein Denken, moralisches Gefühl, all meines Geistes Kräfte höher und lichter und vergrößert zu empfinden: — Davon wußte noch kein Literaturhistoriker und Compendienschreiber, welcher die Geburts- und Sterbetäge und die Büchertitel der berühmten Autoren aufzählte, mir etwas zu sagen. —

Auch die beiden bayerischen Jünglinge, als ob sie in ein nationales Heiligthum, an den Hochaltar ihres Volkes, wo das Geistigste ausgestellt wird, träten — — Ihre Seelen, an denen, über das Leben und die Gräber sie hinüberrufend, wie Boten der Unsterblichkeit die großen Schatten vorübergingen, schauerten in hoher Feier.

»Ihr deutschen Nachbarn am Main, an der Ilm, der Donau und der Elbe! Schwaben, Hannoveraner, Sachsen und Preußen! zeigt eure großen Namen auf! Es darf den Bayer nicht stumm und verlegen machen, wenn man das Glänzendste und Größte zuerst neben seinem Größten nennt.«

In Frankfurt ward Göthe geboren. Dieser ursprüngliche, sichere, seltene Geist, als er mit der ungeschminkten Natur und hohen Einfalt, die sie verlernt hatten, wie aus einer verjüngten vollkräftigen Welt unter seine Zeitgenossen trat, ist er wie eine stolze frische Eiche über sein verkrüppeltes Jahrhundert, das an ihn nicht hinanreichte, emporgewachsen. Göthe hat nicht nur Deutschland, sondern auch England und Frankreich, die ihn mit Lorbern überschütteten, ja der ganzen modernen Welt gezeigt: daß auch unter einem über Geldkasten, Stammbäumen und in Bibliotheken abgewelkten und eingeschrumpften, über seinem Wissen alt und grau gewordenen Geschlechte, in unsern philosophirenden, merkantilischen, spekulirenden, diplomatisch pfiffigen und politisch kniffigen Zeiten, wo man unter Müh, List und Hast des Lebens, vor dem Tode schon dem Leben absterbend, den grünen Weg des Lebens sich verrennt: der hohe bräutliche Reiz, die Heiterkeit und Jünglingskraft der Schönheit noch erfrischend, auf die Herzen wirkt.«

„Es war und ist noch immer so etwas Sieghaftes, Diktatorisches, Imperatorisches in den Aussprüchen und gedruckten Parolen dieses literärischen Autokraten. — Der hitzige Enthusiasmus unsrer Künste steht auf gleichem Fiebergrade mit dem kalten Fieber unsrer Politik. — Und es ist ganz dasselbe: ob die physisch und moralisch sich selbst nicht mächtigen Naturen unsrer Tage politisch feig sich unter Bajonette und den Druck des Schwerdtes; oder hier, wo der Knechtssinn unsrer Bildung unter der kranken Reizbarkeit eines der Schönheit zugewandten Herzens sich verbirgt, unter die diktatorische Autorität und den Absolutismus eines großen Namens sich gefangen geben.«

»Göthe hat wie Napoleon ein Reich der Macht, eine Weltmonarchie der Kanonen und Bajonette, eine Literatenherrschaft, wo er länger, als ein halb Jahrhundert unter seinen Bewundrern und Enthusiasten, die noch heut zu Tage seine Höflinge und Courmacher abgeben, thronte, sich aufgebaut. Man hat diesen eminenten Geist den größten und einzigen des Jahrhunderts, nach dem es keinen zweiten, der ihm gleiche, gebe, genannt. Als ob alle untergegangene Schön-

heit der alten Welt, was die Neuen groß und unsterblich und den Alten gleich macht, alle Bildung, alles, was die Zeit an Wissenschaft und Fülle des Talentes in sich hat, in ihm neu auferstanden, in ihm sich erfüllt; als ob die Natur in dieser ihrer glänzendsten Geburt sich erschöpft habe: so haben sie Göthe nicht nur als den Träger und Inbegriff aller deutschen Nationalität, Herrlichkeit und volksthümlichen Größe, sondern als den Glanz-, Mittel- und Wendepunkt, in dem alle Strahlen gegenwärtiger und zukünftiger Zeiten, das Licht der ganzen europäischen und modernen Bildung zusammenfließen, hingestellt; und das Facit der Literatur und die Rechnung des Jahrhunderts mit diesem Namen abgeschlossen.«

»Dem ächten Bayer ist und sey, was Deutschland, das gemeinsame Vaterland angeht, niemals fremd. Den Weimarschen Dichterfürsten hat unser großer König, der sich nur in Deutschland groß und stark fühlt, wie kein Fürst geehrt. Nur der gemeine Unverstand und die dummfreche Bosheit bricht neidisch Blätter aus dem Kranze großer Geister, um sie sich selber anzuheften. Es thut dem schönheittrunkenen, durch Reiz und Anmuth nur zu leicht verwöhnten und bestochenen Herzen, das bei dem Dichter so oft genossen und geschwelgt hat, nichts so weh, als auf Kosten des einen zum Ruhm des andern großen Geistes zu mäkeln. — Aber, wenn ich auch alle Universalität, allen poetischen Glanz, die griechische Heiterkeit und milde Klarheit, den Reiz, die Süßigkeit der Form, die unerreichliche Natureinfalt und Naivität, die hochgepriesene Objektivität, welche die In- und Ausländer an Göthe nicht genug bewundern und verehren, zusammennehme:

»So tief und fromm und rein und aus der Wurzel der Gottheit und der Seele heraus, im hohen Rausch und der Trunkenheit des himmlischen Reizes, wo das in alle Himmel entzückte und entrückte Herz in der Andacht der Ewigkeit und den Schauern und allen Süßigkeiten und unsterblichen Trieben des Himmels und der Erde nur für Tugend und hohe Thaten glüht: hat Göthe die Schönheit nicht gefühlt! — Wenn man den übertriebenen Bewunderern Göthes Schiller oder Jean Paul entgegenhielt: so konnten sie diesen durch seine übertriebene Sentimentalität, jenen durch seine Idealität und sein Reflexionswesen, beide durch eine gewisse krankhafte Modernität, die in Goethe nur auf eine andere Weise sich versteckt, von sich weisen. — Aber, wer noch etwa zweifelt und des frisch und voll aus Natur, Gottheit und Menschenbrust geschöpften Geistertrunks zu kosten, den vollen Eindruck gesunder Menschheit zu empfinden begierig ist: der darf nur zehn Blätter mit Westenrieder durchdenken, aufstürmen, Glut und Flamme in Herz und Seele, hoher Thaten und Entschlüsse für Vaterland und Menschheit verlangend werden, um, wenn er höhrer Menschenwürde voll zurückblickt, mit Bedauern und einer Betrübniß, die dem Großen das Größte wünscht, zu gestehen, daß es eine Religion des menschlichen Geistes, (und zwar nicht die niedrigste) gibt, wo Gottheit und Ewigkeit und das Süßeste und Heiligste der Erde liegt, die Goethe niemals oder doch nur im flüchtigen Hinübereilen berührte.

»Es thut weh, und ich möchte nicht geradezu behaupten, was viele Goethe vorgeworfen haben, daß er kein vaterländischer, wenigstens kein christlicher Dichter sey. Wie die meisten unsrer Poeten und Schriftsteller, nachdem sie oft aus den untersten Klassen des Volkes den Cursus der Noth und Armuth auf Gymnasien und Akademien durchgemacht, wenn sie berühmt, geadelt werden, Titel und Orden erhalten, mit ihren hof- und casinofähigen Musen zu Hof und den Schlössern und Tischen der Adeligen und großen Zirkel sich halten; so ist Goethe, der vornehme, der ver- und anständige und weltkluge Goethe, der noch dazu als geborner Patrizier keinen Anlaß hatte, als Vertheidiger seiner Rechte auf die Seite des Volkes zu treten, der Lieblingsschriftsteller der Vornehmen, der Reichen, der Hof- und Weltleute, denen er sich wohl hütet, jemals etwas Unangenehmes ins Ohr zu sagen, geworden, und wird es bleiben, so lange es Aristokratenherrschaft, das überwiegende Gewicht der Geldsäcke, Hofstellen, die schroffe Scheidewand der sogenannten Bildung und der Stände geben wird. Patriot, Bürgerschriftsteller, Volksdichter im Sinne der großen Alten, denen

man ihn gerade der Hauptsache nach nur sehr schlecht verglichen hat, ist Goethe niemals gewesen.

»Der Streit über Schiller und Goethe hat eine tiefere als die ästhetische Bedeutung. Es zeugt von dem tüchtigen moralischen und freien Sinn des deutschen Volkes, daß es sich von den Feinheiten und Deklamationen der Kunstrichter nicht irre machen läßt, und auf seinen Schiller hält. Schwaben und Bayern reichen in der Freiheit sich brüderlich die Hände. Ich wollte, der Schwabe Schiller hätte den Bayer Westenrieder nur gekannt. Es ist hier keine Floskel: Schiller bricht das grünste Blatt aus seiner Bürgerkrone und reicht es Westenrieder!*)

»Die Schweizer, die ihre Alpen und halbtausendjährige Freiheit haben, haben ihren Johannes Müller, und wahrlich sie haben so viel, daß dieser Name für den Stolz von ganz Deutschland schon ein halb Jahrhundert ausreicht, und noch Jahrhunderte, bis ein Größerer kommt, ausreichen wird. Johannes Müller ist die personifizirte, deutsche Wahrheit, Gründlichkeit und — Schwerfälligkeit. — Westenrieder hat Müllers Ehrlichkeit und tiefen deutschen Sinn.

*) Wenn mich eines Wunder nimmt, so ist es: daß sich in Westenrieders gedruckten Schriften keine Stelle findet, wie Schillers Poesie seinen starken Geist berührte. Schiller hat mehr Glanz und Fülle, Westenrieder mehr innere Gediegenheit und Kern! An Ausdruck des Erhabenen, an Nationalität, Kühnheit und Schwung der Seele treffen sie zusammen. Im Jahre 17/4 wurde auf dem Hoftheater in München ein Lustspiel von Westenrieder: die zween Kandidaten, das die gerade in München anwesende verwittwete Churfürstin Maria Antonia von Sachsen mit eigner Hand für die Szene abkürzte, mit großem Beifall aufgeführt. Als Professor der Dichtkunst dichtete Westenrieder in Landshut den König Saul. 1776 wurde im churfürstlichen Schulhause in München sein heroisches Drama: Mark Aurel, welches den Churfürsten Maximilian Joseph so rührte, daß er den Verfasser unmittelbar nach der Vorstellung zu sehen verlangte, aufgeführt. Sind diese dramatischen Arbeiten gedruckt? oder wo finden sich die Manuscripte? — So haben sich auch, wie die Sage lautet, und wie auch Herr Gandershofer in seiner akademischen Gedächtnißschrift berichtet, wichtige Papiere in Westenrieders Nachlaß vorgefunden. Wer besitzt sie? wo werden sie aufbewahrt? Sie sind ein National-Eigenthum; jedes Blättchen ist ein Schatz und darf Bayern, Deutschland und der Welt nicht vorenthalten werden.

»Jean Paul hat die Güte, Zartheit, Weichheit, Sentimentalität des deutschen Herzens in seiner ganzen — Schwäche und Liebenswürdigkeit gezeigt. Hier öffnet sich und sprudelt ewig frisch und lauter der unergründliche Urquell des Gemüthes. Ein ewig Sternenleuchten und Sonnenaufgang der Anschauungen und Gefühle! Hier schwebt Begeisterung, hier spielt Witz und Humor an Tiefen — Dabei eine rührende Kindlichkeit, Unschuld und Tiefe des Gewissens, eine moralische Strenge, ein Scharfsinn, Umblicken, eine Weite und Höhe der Geistigkeit, ein Aufblühen und Ausduften des Geistes, wie sie vielleicht kein Volk zum zweitenmal erreicht.

»Der deutsche weitumfassende Herder, der mit gleicher Milde seinen hellen Geist dem leuchtenden Angesicht der Schönheit, wie der Wahrheit entgegen wandte, hat die hohe Anmuth und den Sinn für das Reizende und Heitre, in dem das Kunstgeheimniß webt, den Griechen abgelernt. — Von hohen Gottheits- und Vaterlandstönen ist Klopstocks heilige Harfe ausgeklungen. — Lessing hat die Schärfe und die Klarheit; aber Westenrieders Herz ist weiter.

»Hamans Geist, der aus den verschlossensten Winkeln der Seele hart, schroff und oft scheinbar unbehülflich hervorbricht, hat eine Originalität, etwas wahrhaft Orakelhaftes, Biblisches und Prophetisches und neben Gedrungenheit und sprudelnder Fülle eine Klarheit! Sein Scharfsinn ist brennend wie Phantasie. — Jakob Böhme und Lavater, Haman,*) die nur von Unsterblichkeit und dem Schauer der Ewigkeit auflodern, die in ihrem göttlichen

*) Die Mystik ist eine kranke Ausgeburt unsrer Politik und bürgerlichen Gesellschaft. Alle Mystiker waren Geist- und Phantasiereiche, strebende zum Theil hochbegabte Naturen. Wenn aber die menschlichen Kräfte aus ihrem natürlichen Wirkungskreise heraus und in sich selbst zurückgedrängt werden; so flüchten sie sich in jene dunklen und überirdischen Regionen. Die himmlische Blüthe, welche die Mystik getragen hat, soll uns trösten, daß so viel edle und große Kräfte für die Welt verloren gingen.

Schwung der Begeisterung die erhabensten Dichter sind, haben an der Flamme und den Strahlen der Phantasie, an der sie alle Geisteskräfte entzünden, Resultate des größten Philosophen aus den dunklen Regionen des Gemüthes heraufgeführt.

»In Tieks Dichtungen welch ein Glockenspiel, welch eine musikalische Virtuosität! Zauberflöten, Zauberglöckchen des Gemüthes! alle musikalischen Geister, alle zarten Saiten des menschlichen Herzens sind in singender und klingender Bewegung. Tiek hat Stellen so tief wie Böhme, so süß und klingend wie Mozart, so klar wie Goethe. Auch liegt ein Duft und Farbenschmelz auf den Blüthenkelchen seines poetischen Frühlings, eine Glut und brennende Farbenpracht hängt an seinem rosenfarbenen Dichterhimmel *) — Aber wo ist bei diesem Virtuosen jener erhabene Geist, der nur darum die tönenden Flügel sich anheftet, um die hohe Seele zu Andacht, Gottheit und sich selbst zu rufen? Der Frühling mit seinen süßen Kehlen und Vogelgezwitscher wäre unausstehlich, wenn nicht einmal ein Bliz, ein Donnerschlag in die flötenden Nachtigallengebüsche schlüge. Von diesem Bliz und Donnerschlägen, von denen Shakespeare bei aller Süßigkeit voll ist, ist bei Goethe nicht zu viel, bei Tiek wenig oder gar nichts zu finden. Westenrieder ist ein stehendes majestätisches Gewitter.

»Novalis (Hardenberg) ist mehr als Tiek vergeistigt. Aber seine Blumen und Gestalten, die freilich alle auf Todtenäckern wandeln und blühen, sind kränker und bleicher.

»Von Königsberg ging viel Licht und scharfes Denken aus Kants großem Kopfe. Leibniz, unter dessen stillem Denkmal in Hannover der sinnende Betrachter auf das blutige Monument von Waterloo hinüberschaut, hat die Fackel der hohen Weisheit im Tempel der Wissenschaft entzündet, und wirft seine leuchtenden Gedankenblitze und kühnen Ideen in die Nacht der Seele und den Abgrund der Welt hinein. Man darf nur Fichte, Jakobi, Schelling und andre hohe Namen nennen, um über die Tiefe und Weite, das hohe Meer der Gedanken, das mit Sonnenstrahlen, Lichtern, Glanz und Schimmer der Gestirne übergossen, mit ewiger Bewegung durch die deutschen Geister geht, die fremden Nationen, die auch tiefsinnig und in den Werkstätten und Labyrinthen des denkenden Verstandes zu Hause waren, erstaunen zu machen. Der Nestor der bayerischen Weisen darf sich kühn, wenn Plato, Leibnitz, Aristoteles, Sokrates, Christus, Spinoza, Herder unter göttlichen Gesprächen wandeln, unter die großen Natur- und Gott-erfüllten weisen Alten und die Geist-erregten und bewegten Neuen mischen, und seine unsterblichen Gedanken, vollgefüllt mit Andacht und hoher Inbrunst Gottes und der Glut der Tugend und des Vaterlandes in die Herzen seines Volkes herunterschicken. Der Verstand läßt oft die Seele hungern, und das Denken macht das Herz nicht satt. Die da sich krank gedacht, und von Abstraction und Philosophie matt und abgezehrt im Gemüthe, in der Welt, wo nur das Thun und Wollen froh und frisch macht, sich nicht mehr zurecht finden: sie sollen Westenrieders Schriften lesen. Er hat Schillers Ideale, Novalis fromme Schwärmerei, Hamans Bibelglauben zur That gemacht. Er hat all den unstäten Aufwallungen, Gedanken, Phantasien und Ideen, die in Philosophen, Mystikern und Dichtern in Regionen für menschlichen Odem gar zu hoch und ätherisch, ohne irdische Heimath umherirren, den bürgerlichen Boden, eine bleibende Stätte im Herzen dort, wo aus dem Denken, Fühlen und Empfinden das Wollen und die That hervorbricht, gegeben.

»Als die Fremden,« rief feuriger der Alte, Deutschland, die bayerischen Ebnen mit ihren wilden Schaaren überzogen; als die französischen Bajonette und Kanonen auf unsern Straßen, Plätzen, vor unsern Schlössern blitzten, unsere Bildergallerien und Museen ausgeleert wurden; als der Beste aller Könige unter den Thränen und Wehklagen seiner Kinder aus den Mauern seiner Hauptstadt eilte, und die königlichen Prinzen auf jämmerlicher Flucht, wie die jungen Lilien geknickt an seiner Seite sanken;

*) Einen weichen und süßen dichtenden Corregio haben wir vielleicht in Tiek. Einen poetischen Michel Angelo haben wir noch nicht.

damals als der Gram, die Trauer und Verzweiflung um das Vaterland allgemein war; als der Druck und das eiserne Joch des Gewaltigsten alle Seelen erdrückte, alle freien Gedanken in Bann gethan waren, und auch der Freieste kaum aufzuathmen wagte :—

»damals dacht' ich: In den Winkeln der Bücherläden versteckt, werden die Franzosen, die sich nicht vor Waffen, aber vor jeder freien Regung fürchten, den bayerischen Patriotismus, der nur schläft, und in die dunkelsten Winkel der Seele, wo die Rache und der Haß der Fremden kochen, sich versteckt hat, nicht suchen. Wenn nur hundert und wieder hundert bayerische Herzen in Westenrieders Schriften, die ein Feldlager der Freiheit sind, den hohen Muth, die Kraft und Würde ihres Volkes lesen, und diese Gedanken tausend und wieder hunderttausend freie Gedanken in Männerbrüsten, die dem Vaterlande geschworen haben, rufen: dann wird auch über die Schwachen die Stärke des Rechtes kommen! dann wird kein bayerisches Herz die Schmach und Schande der fremden Knechtschaft, die über Deutschland liegt, erdulden, dann wird das bayerische Volk sich stolz und frei erheben!«

»Und als nach Krieg und Schlacht und Blut und Sieg und dem Jubel und Festen des Sieges und des Friedens nun an jenem festlich großen Morgen der Herold mit der Stimme und dem Trompetenklang, den künftige Geschlechter und Zeiten noch vernehmen, durch die Straßen der Hauptstadt ritt; als der eherne Mund der Kanonen, der sonst nur zitternde Völker erschreckte, um mit den Donnern des Himmels der Erde ihr Glück und ihre neugeborne Freiheit zu verkünden, sich aufthat, und die Glocken auf den Thürmen, die nur zu oft mit geheuchelten und anbefohlnen Wünschen und Gebeten den Himmel angelogen, mit ihren metallnen Zungen den Klang der neuen Freiheit bis an die Wolken trugen:

»O Maximilian! dessen Gedächtniß die Völker segnen! es war ein großer, ein unsterblicher Augenblick, als Du Jahrhunderten und Millionen, die noch geboren werden, mit einem Federzuge Recht und Freiheit gabst! — Westenrieder ist unter den Ministern und geheimen Räthen, die bei der Unterzeichnung der Verfassungs-Urkunde zugegen waren, in den Arkaden nicht mit abgebildet. Aber der Geist des bayerischen Vaterlandes- und Freiheitspropheten, der in Deinem königlichen Herzen lebte, stand unsichtbar an Deiner Seite!

»Als ich die Gedichte König Ludwigs aufschlug: In Glanz und Duft und das Morgenroth eines neuen poetischen Frühlings getaucht, nur mit Nachtigallenzungen und den Lippen feinerer Grazien ausgesprochen, klangen auf dem königlichen Saitenspiel deine Gedanken, Wünsche und die helltönende Begeisterung des Vaterlandes mir entgegen. — Ja es gibt keinen milderen und tiefsinnigeren Weisen, keinen gewaltigeren Apostel, der Tugend und Wahrheit in die Herzen donnert, keinen populäreren Geschichtsforscher, keinen begeisterteren Kunstkenner, keinen wärmeren Menschenfreund, keinen aufrichtigeren Bürgerschriftsteller und nur einen bayerischen Patrioten Westenrieder!

Dr. E. Grosse.

verschieben, sich aufthat, und die Glocken auf dem Thürmchen, die nur zu oft mit gebrauchten, oft unterschiedenen Wünschen, und Gebeten den Himmel anmelgen, mit ihren ehernen Zungen den Klang der neuen Zeit bis an die Quellen tragen:

»O Maximilian! besser Geschichte die Völker segnen! es war ein großer, ein unvergeßlicher Augenblick, als Du Jahrhunderten und Millionen, die noch geboren werden, mit einem Federzuge Recht und Freiheit gabst! — Weltverderber ist unter den Wünschen und geheimen Nähren, die bei der Unterzeichnung der Verfassungs-Urkunde zugegen waren, in den Reihen nicht mit abgegeben. Aber der Geist des bayerischen Nationalstolzes und Freiheitsgepräges, der in Deinem königlichen Herzen lebte, steht unwandelbar an Deiner Seite!«

»Als König Ludwig König Ludwigs aufschlug: Im Glanz, und Duft und des Morgenroths eines neuen poetischen Erwachens sein Land, nur mit Rechtsgleichungen und den Figuren schöner Bilder ausgesprochen, [illegible] mit den königlichen Entschluß [illegible] wurde und die [illegible] Theaterwand des Nationalgeistes nur [illegible] [illegible] Zweifel, der [illegible] in die Herzen [illegible] Geschichtschreibung, [illegible] Kunstfreunde, keinen [illegible] Staatsmannes, keinen [illegible] und nur einen [illegible] Patrioten Verkennender.

Dr. K. Grosse.

[illegible] des Grenz, die Sonne und Verjüngung, um das Vaterland allgemein [illegible], als der Ernst und des ersten Acte des Gewaltigen alle Zeiten erhöhte, [illegible] Geboten in Volksgesetzen wogen, und auch der Kritische sonst aufzunehmen wagte. —

[illegible] habe ich den Glauben der [illegible] verstoßen, welche die Freunde [illegible], die sich nicht vor Waffen, aber vor [illegible] Meinung fürchten, den [illegible] Patriotismus, der nur schützt, und [illegible] Schrift der Stelle, wo die [illegible] und der Sieg der Freiheit [illegible] hat, auch sicher. Wenn nur [illegible] und anderen hundert [illegible] in Weltcentrum Spiegel, [illegible] der Gewissenhaften, den ersten Blick, [illegible] und Würde ihres Volkes sehen, [illegible] Gedanken [illegible] [illegible] in Nationalen [illegible] der [illegible] werden [illegible] Schicksal [illegible] des Rechts [illegible] [illegible] der Schmach und [illegible] der fremden Herrschaft, [illegible] [illegible] [illegible] hat, [illegible].

[illegible] nach Krieg und Schlacht [illegible] Sieg und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und der [illegible] der Geschichte und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Himmels, der [illegible] [illegible] zu [illegible]

Schriften

über

bildende Kunst.

Erster Band.

Erste Abtheilung.

Bayerische Staatsbibliothek München

× Erinnerung

an den

Schriftsteller und Künstler.

Wenn du wissen willst, ob es Beruf von Oben, und innere Stärke war, was in dir den großen Entschluß bewirkte, die Feder, oder den Pinsel zu ergreifen, so untersuche zuerst, ob du das selbst besitzest, was du in andern erwecken willst. Sprich zu deiner Seele: was weist du, das andern zu wissen obliegt? Und zu deinem Herzen: was willst du, daß aus deinem Gefühle, das du mittheilst, entstehen soll? Wenn du merkst, daß dein Eifer ein bloßer Trieb nach dem Vergnügen, das die Kunst gewährt, oder eine unzeitige Hitze sey, welche von einer partheiischen Leidenschaft angefacht worden, so lege deine Feder und deinen Pinsel weg, und sey größer, und stolzer auf dich selbst, als daß du dich erniedrigen solltest, etwas für die Vergänglichkeit zu schaffen.

Bemühe dich um den stillen, unveränderlichen Beifall der Kunst, die im Stande einer ruhigen hohen Einfalt der Seele von der Natur ausgeht, und richte dich niemals sklavisch nach der Meinung derjenigen, welche zugleich mit dir die Kunst treiben, oder sie belohnend in ihre Häuser aufnehmen. Die Menschen können zwar Gebirge versetzen, und dem Weltmeere Schranken anweisen; aber sie können mit aller ihrer Macht und Partheilichkeit nicht einer einzigen Linie eine Schönheit geben, wenn sie die Natur nicht angelegt, und die Regel nicht ausgeführt hat. Betrachte die elenden Hölzer, und Steine, die man ehedem Wunder der Kunst nannte, oder die unzähligen Bände, in denen man immer das nämliche wiederholte! Sie vermodern. Als die Vergessenheit sie berührte, hüllten sie sich tausendfach in den Ruhm ihrer Zeit; aber die Leiche eines hinfälligen Königs, in eine dreifache eherne Urne eingeschlossen, wird doch zuletzt, was sie in ihrem Entstehen war, — Staub.

Ehe du den ersten Schritt nach dem Tempel der Ehre wagest, wo du die ewigen glänzenden Gestalten dir winken siehst, so prüfe dich, ob dir die Wahrheit und Kunst über alles gelten. Stelle dir vor, was dir auf dem Wege begegnen kann, und gewöhne dich an den Anblick der Schicksale großer Geister. Ihr Loosungswort war, und das soll das erste seyn, was du niederschreibst: Ohne Ruhm und Belohnung.

Suche deine Ehre niemals in dem, was bloße Mühe kostet, noch in dem Ruf einer seltnen Gelehrsamkeit. Es ist leicht, vieles zu sagen, oder dem, was schon gesagt worden, vieles hinzu zu setzen. Unsere unzähligen Systeme und Meinungen beruhen auf wenigen Grundsätzen. Diese, bemühe dich, herauszuziehen, und etwas zu sammeln, das den Wechsel der Zeiten überlebt, und das alle Jahrhunderte verstehen.

Mache, wenn du nachdenkst, den Anfang nicht bei den Gedanken der Weisen deiner Zeit. Sie haben vielleicht längst den Faden der Wahrheit abgerissen. Sie bessern manchmal an einer Uhr, derer sämmtliche Räder veraltet sind. Wohl handelst du, wenn du dir niemals angelegen seyn lassest, dich in ihre Zänke zu mischen. Es sind Zänke ihrer Thorheiten.

Laß dich niemals um dein Gefühl betrügen. Aber hüte dich sorgfältig, eine siechelnde Empfindelei kranker, weibischer Seelen für zartes Gefühl, oder ein tolles Hinausstürmen ohne Rast und Zweck für Begeisterung zu

halten. Es gab Zeitalter, wo man die Tiefe des Gefühls, des Seligsten, was in eines Menschen Herz kommen kann, in der höchsten Entnervung und in der Ohnmacht des Herzens suchte.

Werde nicht kleinmüthig, und entehre dich nicht, wenn du siehst, daß man Sänger lobt, die bloß mit der Kehle singen, und Maler, die bloß mit den Fingern mahlen. Sing du aus dem Herzen, und male jeden Zug mit Gefühl, und sey der Belohnung gewiß, daß die Zeit deiner schonen, und die Welt von dir sagen wird, du warst es. Wecke deine Tugenden, wenn sie schlummern wollen, wecke das Zutrauen zu dir selbst, und ehre dich selbst.

Mahle keinen Jupiter, denn er ist todt, und liefere uns keine Abhandlung über den Kopf des Anubis, und bekümmere dich nicht über die Höhe der Pyramiden, die weder du, noch deine Freunde jemals sehen werden, sondern bebaue den Boden, auf dem du lebst, und schildere die That, die vor deinen Augen gelebt, und gehandelt hat.

Deine Hauptsorge sey, es dahin zu bringen, daß du niemals veraltest. Dein fester Sinn soll weder in das männliche, noch minder in das Greisalter übergehen. Wenn für dich die Schöpfung einmal den Reiz der Neuheit verliert, wenn weder der Morgen, noch das Abendroth dich entzückt, wenn du einmal der Mißbräuche der Menschen um dich so gewohnt bist, daß du sie entschuldigest, und sagest, es war von jeher so: dann ist es Zeit, aufzuhören. Es hat sich etwas der Quelle, aus der deine Empfindung strömte, bemeistert. Suche es, und reiße es heraus, es mag nun Kummer, oder Furcht, oder eine tödtende Leidenschaft seyn.

Noch einmal, jene Kraft und Seligkeit des Gefühls, mit der du als Jüngling das erste Werk entwarfst, zu erhalten, sey deine erste und letzte Sorge. Nähre deine Seele täglich mit den Schriften der Weisen, und erwärme dein Herz mit schmelzenden Bildern, gelagert an das unbesuchte Ufer eines einsamen Flußes, oder an die Urne eines großen Mannes.

Eben so oft, als ich denke, daß die Künste darum, daß man sie nicht achtet, darnieder liegen, ahnde ich im Gegentheil, daß, lebtest du in einem Zeitalter, wo man die Künste ehret, du den Muth verlieren würdest, dieselbe zu treiben; denn, wer die Künste ehrt, verlangt mehr, als Freuden eines Augenblicks, durch deinen Schweis, durch deine Empfindung zuwege gebracht, mehr, als erdichtete. Reize für das Auge und das Ohr; will etwas, das er dir nur dann, wenn es vorhanden ist, nennen kann; du aber lerntest deine Künste auf Erden, und schaffst vergängliche Dinge, ähnlich dem Stoffe, woraus sie genommen sind.

Wenn das Urbild der Schönheit sich deiner Seele bemächtiget hat, dann wird es deinem Eifer wohlthun, wenn ich dich erinnere, daß es Schriftsteller, und Künstler gab, die Glück, und Zeitehre aufgaben, ehe sie sich bereden ließen, Einen ihrer Sätze, Eine ihrer Linien aufzugeben. Ihre Schriften blieben ruhig in der Mitte des Aufbrausens, und die Gesichter ihrer Grazien errötheten schamhaft in dem Kreise der schamlosen, verführenden Frechheit.

So oft dein Kunstwerk viel Aufwand fodert, dann untersuche, ob dein Beginnen nicht ähnlich dem Einfall des Mannes sey, der dich bereden wollte, deine Arbeit würde darum, weil sie von Gold ist, auch gut seyn. Die Kunst ist, wie die Natur, nicht zu finden im Schweren und Kostbaren. Du kannst wohl jeden Kloz, wie einen Alexander, auf der Bühne kleiden, aber mit dem Purpurlappen kannst du ihm darum noch nicht Leben und Ausdruck geben. Wenn du einen großen Tempel, prächtige Altäre, oder Palläste bauest, und mit kostbarem Schmuck, und reichen Opfern sie zierest, sey das dein Entzweck, den gegenwärtigen Reichthümern einen Geist zu geben, der jeden, welcher sie betritt, und ansieht, bewegen muß, dieselben mit weit weniger Aufwand, mit der Frömmigkeit seines Herzens, mit dem Andenken seiner Thaten zu zieren.

Auch, wenn du fühlst, daß es dir gleich viel ist, ob du einen Cäsar, oder das Bild deines herrlichen Mitbürgers herstellest, ob du einen Affen, oder einen Menschen malest, ob du der Sache zu spotten, oder sie zu rühmen gemiethet bist, dann sey dein eigen Gefühl dir verdächtig. Denn du wirst nicht mehr ruhig gen Himmel sehen, noch für das Werk deiner Hände Thränen der Liebe vergießen; du wirst mit kalter Seele arbeiten, und den holden Frieden der Künste jedem verrathen, der deinen Antheil sich kaufen will. Und wirst feindselig werden, und dich zanken mit jedem, der deinen Unsinn mit Namen nennt.

Studire eine Begebenheit nicht in der Erzählung, noch betrachte den Aufgang der Sonne allein im Gedichte, sondern empfinde selbst die Freude, und empfinde selbst den Schmerz; auf diese Weise wirst du die Meisterstücke studiren, welche die Freude, und den Schmerz geschildert haben, und wirst selbst dem, was du schreibst, und was du darstellst, die Seele einprägen, ähnliche Eindrücke mitzutheilen.

Wie deine Mühe und Anstrengung unabläßlich, durch sich selbst ermuntert, und über alles Ausdauren in Ueberwindung der Beschwernisse erhaben seyn soll: so sollen deine Augen heller seyn, als die Augen derer, denen der nächste Weg der bequemste, der beste ist, und sollen scharf, und geübt genug seyn, um in der Dämmerung jede Sache wahr zu nehmen, wie sie ist, und den Schimmer, der bloß beleuchtet, vom Feuer, das wärmet, zu unterscheiden. O wie selten wirst du dich darauf verlassen können, daß das sittliche Gefühl und das Urtheil deines Volks auch das Gefühl der sittlichen Natur, so, wie selbe durch die Grazien gebildet worden, und das Looswort der Weisen sey. Als man den Grazien jenes Grübchen, das die wahre Schönheit unterbricht, in das Kinn, und in die Wangen grub, sie üppig mit Blumenkränzen umhing, und gefällig, halb einladend und schalkhaft lächeln ließ: dann waren sie nicht mehr jene Huldgöttinnen mit dem unaussprechlich holden Wesen, dem sittsamen Blick, der den Müden beruhigt. Es waren Früchte aufkeimender Begierden und entheiligter Geheimnisse. Bald darauf traten, und schlüpften halbnackte Mädchen in rauschender Seide und durchsichtigem Silberflor auf die Bühne, schamlose Buhlerinnen, und begannen mit süßen lockenden Winken und weichen Bewegungen ihrer Glieder kühne Begierdentänze, welche das ruhige Herz des Jünglings verwunden, und jeder seiner Nerven die männliche Kraft benehmen; dann sah man Helden mitten aus Schlachten hervortreten und tanzen, und Staatsmänner ihr unrühmliches Haupt in den Schooß feiler Kunsttöchter legen. Venus öffnete zuletzt den Mund und lechzte wie ein betrunknes Weib, und Cupido ward zu dem Dienste des ausgeschämtesten Bubens irgend eines verschrienen Liebhabers herabgeschändet. Volk und Ritter, Mädchen und Jünglinge hefteten ihre starren Blicke auf sie, und sahen nicht, wie oft die Tugend und der Geschmack eilig aus den schimmernden Hallen davon flohen, und ihr nach die männliche Stärke und der Eifer zu Thaten des Nachruhms.

Komm, wer du immer bist, der du berufen bist, mit dem Pinsel oder Meißel, mit Tönen oder Gebehrden das den Menschen zu thun, was, nur auf eine andere Art, der Rathsherr und Feldherr thut, laß uns hoch denken von uns selbst. Laß uns einander freundlich und vertraulich das Geständniß bekennen, wenn unsere Werke nichts, denn theure vergoldete Märchen waren, ohne irgend eine Wirkung auf die Sitten des Volkes, und laß uns endlich wieder die Gottheit aufsuchen, welche den ersten Künstlern die Harmonie und die ewige Quelle aller Dinge gezeigt hat.

Ich sehe bereits den heiligen Hain, wo man sagt, daß ihr Bildniß steht, veraltet und unkennbar. An dem Eingang in das schweigende Dunkel wohnen geifernde Schlangen, müßige Kunstrichter handelnder Menschen; auch hört man schwelgerische Töne unmännlich gegriffner Leyern, und von Rosenhügeln vernimmt man einschläfernde Wechselstimmen, Spott und Gelächter für den Wanderer, der, ihrer nicht achtend, vorübergeht. Wer still steht und aufhorcht, den binden sie unter Tanz und Scherz und Gesang mit Blumenfesseln, und legen ihn, so gebunden, nieder am Fuße des Hügels, nieder zu den Schaaren der Schlummernden, deren einige von Zeit zu Zeit sich erheben, als wollten sie der schändlichen Bande sich schämen; aber sogleich wieder, als sie empor sehen, willig zurück sinken.

Selten, und halb verlöscht sind die Fußtritte derjenigen, die das Herz hatten, des Beispiels ihrer Gespielen ungeachtet, ihren Weg weiter und allein zu gehen; aber ihre geraden Spuren bezeugen, es seyen Fußtritte besserer Männer. Sie fanden, was sie suchten, und kamen zurück mit Eingebungen, und Gedanken himmlischer Wesen;

und theilten allen Dingen, die sie berührten, die Schönheit ihrer Begeisterung mit, und verbreiteten umher Anmuth, Einfalt, Kraft; —

. waren nicht zufrieden, die Tugend allein zu lehren, sondern ließen den sittlichen unzertrennlichen Reiz derselben aus ihren Herzen unmittelbar in die Herzen der Zuhörer übergehen; schärften die Blicke der Fürsten zum Tiefsehen, und stimmten ihre Seele zur Traurigkeit, wenn sie Unordnung, und Uebelergehen sahen; erweckten den Hang nach dem großen Wenigen:

trugen, ohne Lärmen, ohne rednerische Anrühmungen, mit festem Glauben an die innere Güte der Menschheit, ihr Urbild unter das Volk, das, wie es aussah, das hohe Werk erkannte, des schwelgerischen Puzes, der üppigen Haarlocken und des wilden Anstrichs im Wollen und Thun sich schämte, und bekannten einmüthig, daß nie etwas, das diesem gleich war, erschienen sey.

Glaube mir, daß die Künste geehrt würden, wenn du selbst, der du sie treibest, vorangehen und sie ehren wolltest. Der Mensch ist gut ohne dich, und würde gemeiniglich besser seyn, wenn du nicht kämest. Wenn Geschmack und Kenntniß und gesundes Urtheil verbannt werden, so bist du daran Schuld. Daß man Dinge lobet, wobei die Grazien erröthen, daß weiches Kränkeln und Unzucht dir oft zur Last gelegt wird, daß deine Werkstatt, deine Bühne, dein Hörsaal eine Sekte bleibt, und keine Schule, daran bist du Schuld. Du bietest, als wenn es dir eine Ehre machte, den Schlemmern dein Haus zur Wohnung an, du schmelzest und betäubst den Wollüstigen arglose Mädchen, bist manchmal stolz darauf, der Schemmel eines jeden zu seyn, der dich darum bezahlt, daß er seinen Fuß auf dich setzt.

Zeige du, besserer Mann, deinem Volk etwas Gutes, so wird es jene Tempel verlassen, und etwas Gutes lieben, und etwas Gutes suchen. Der Reiz des Schönen, das die Seele mit Genuß und Ruhe erfüllt, ist mächtiger, als der leere Geschwulst, tausendfärbig bemalet. Vergiß, wenn du dichtest, den Geschmack deines Publikums; und sieh allein darauf, wie du etwas hervorbringen mögest, das den Geschmack der Wahrheit und Sittlichkeit aufweckt; werde, was die Wesen waren, die du vorstellest, verbanne die nichtsbedeutenden Gaukeleien und Wirbelsprünge, womit die Thiere des Waldes sich ausdrücken, und die Gewaltsamkeit deiner Gebehrden aus deinem Tanz, und hüte dich, grimmigen Zorn, statt überlegten Eifer, in der Miene deines Helden zu malen; o! das ohnmächtige bange Zittern der untröstlichen Todes-Angst im Gesichte eines Heiligen!

Die

Familie Christi

in Schleißheim.

Von Van Dyck.

Als ich mir vornahm, die Werke der Kunst in unsern Tempeln, Pallästen, und freien Plätzen zu eschreiben, und zu dem Ende nach Schleißheim wallfahrtete, den unsterblichen Männern, deren Ideen daselbst leben, Denkmäler nach meiner Kraft und Reichthum zu geloben: hielt mich ein Bild, wobei mir war, als wünschte ich, dieß einzige zu sehen, und als würde mir nunmehr wenig an den übrigen, die ich sehen könnte, gelegen seyn.

Ich will der Stimme aus den Hainen der Seligkeit nachrufen, und dem Wink herüber folgen, der ins Heiligthum neuer Gefühle mich führt.

Wenn du auch vom Tumult der Welt mit zerstreutem Herzen hereinträtest, oder, noch unfähiger zu geistigen Empfindungen, sterbliche Wünsche und hinfallende Begierden in deinem Busen nährtest, oder die ganze Erde durchgereist, und der Menschengesichter in allen Ländern satt dich gesehen hättest: so würdest du hier still stehen, und ausrufen: Wer sind diese Wesen? Mich erschüttern Wesen mit dem himmlischen Antlitz!

Und würdest in den feurigen Kreisen, die um dich sich herum webten, immer geistiger werden, und dich bereden, was du nie erblicktest, in den Augenblicken deines reinern Lebens gefühlt zu haben, und wieder nicht wissen, wo du etwas Aehnliches nennen solltest? denn die Flamme von oben zittert, und löset zu neuen Gefühlen die gröbern Säfte des Herzens auf.

So wird dem, der die Familie Christi vom Van Dyck vorüber geht.

Ein lieblicher Wald voll frischer Bäume, zwischen denen linker Hand durch eine kleine Oeffnung, die mit jüngern saftigen Stämmen und Gesträuchen besetzt ist, eine hellere Aussicht in entfernten Hainen sich hinverliert. Hieher kam Maria, vielleicht in den Tagen der Verfolgung nach einer ermüdenden Reise, noch zur Stunde, ehe der Tag sich hinab neigt. Eben blicken noch die letzten gemilderten Strahlen der Sonne aus leichten ausglühenden Wölkchens zwischen Zweig und Zweig vom Horizont herauf, und übergülden hie und da die höhern Wipfel, und die schwülen Blätter der Bäume, indeß andere tiefer herein bereits im stärkern Grün liegen, und über selben der Himmel im dunklern Blau dem Auge verschwindet.

Maria sitzt, den Rücken gegen die Sonne gekehrt, auf einem niedern Hügel (der hinterher mit luftigen Gebüschen besetzt ist, nach welchen zween große Bäume, die sich oben verlieren, und durch diese ein andrer von der schönsten Art in einiger Entfernung zu sehen ist) — so wie ihn die Natur mit weichem Moos bekleidet, und zur Lust des erschöpften Wandrers bestimmt hat, im ganz ruhigen Licht der reinen stillern Luft, unter halb leisem erfrischenden Wehen des Abendthaues bei der fühlbaren heraufziehenden, erquickenden Dämmerung; in — einem gewirkten, weiten, rothen Kleid, dessen etwas zurück gezogener rechter Ermel in wunderbare Falten gelegt, und über welchem am Schooße ein blauer Mantel gelegt ist, der von den beiden Knien ungetheilt über die Füße herabrinnt, und zur Rechten ganz den kleinen Sitz bis auf die Erde, wo ein Endchen desselben mit altem Moos bewachsen zu sehen ist, bedecket. Ueber ihre braunen Haare, welche gegen die Stirn unbedeckt sind, wallet ein gelber durchsichtiger Schleyer über die rechte Schulter, und zur Linken fällt er in sanften Einbeugungen auf das Köpfchen des Kindes, über das Ohr desselben die linke Schulter herab, wo ihn die Mutter fest hält, und dann weiter den kleinen Rücken hinab fließen läßt.

Hier ist es, wo Dinge, die keinen Körper haben, eine sichtbare Gestalt erhielten, und wo Ideen himmlischer Wesen in Gedanken der Menschen sich einhüllten. Wie soll ich die unnennbare Schönheit, und den Ausdruck des göttlichen Kindes, so, wie es hier vor mir liegt, dir schildern? Hier siehst du einen Körper mit geistigen Speisen genährt, diesen Augenblick aus reinem Duft über einen Geist geflossen im sanftesten Umriß, und voll, und nervicht, und zu etwas Großen bestimmt in jedem bedeutenden Theile. Schöneres kannst du nichts sehen; und fühltest du hier, was es heiße: Werden, wie ein Kind; lieben und verlangen mit dem Sinn eines Kindes: wer könnte im Gefühle der Liebe dich aufwecken?

Es sitzt, oder liegt vielmehr, ganz entblößt, auf dem linken Knie der Mutter, auf welchem über dem blauen Mantel ein weißes aufgelöstes Tuch gebreitet ist, (das von Maria mit der rechten Hand an den rechten Schenkel gehalten wird) den linken Fuß über dieß Knie hinab losgelassen, den rechten, der sich in dieser Lage etwas zurück zieht, in den Schooß auf das weiße Tuch gelegt, — beuget und senket den mittlern saftvollen, und doch durchsichtigen Körper mit so vielem weichem, nachgiebigem Hineinfließen der zarten Pflaumgebeine und Muskeln, und lehnet das kleine Köpfchen (dem es das rechte Händchen, dessen Arm dadurch unsichtbar wird, untergelegt hat, indeß daß sich das linke im Schlaf sorglos über die Brust dahin läßt, und das rothe Kleid, woran hier ein Streif weißen Saums zu sehen ist, etwas hinabstreift) mit so süßer wohliger Vertraulichkeit, und so vieler unaussprechlicher Zärtlichkeit auf das Herz der Mutter, daß man zurück tritt, um mit keinem irdischen Hauch es zu wecken. Kein anders Auge hat sich je so sanft geschlossen, und mit so vielem Bewußtseyn der Sicherheit, der Ruhe sich überlassen. So wie es mit namloser Innigkeit da liegt, sich rothe Wänglein färbet, und im leisen Athem der Mutter sich wiegt: meint man, jede andere Stellung wäre weniger zärtlich, und jeder Ort, worauf es das Haupt legen würde, müßte traurig und peinlich seyn.

Dürfte ich von dem Ausdruck der Fabel, und den Bemühungen der Dichter, künftige Heldenstärke in der Wiege vorher zu sagen, zur Vergleichung ein Bild mir entlehnen: wie eckelt mir vor den trotzigen Mienen ihrer Heldenkinder, vor ihrem Zähnknirschen, und ihrem Zusammenschlagen der Hände, und Herausfodern im Schlaf!

Sieh, sein Rosenmund lächelt in Lieder, und seine Träume sind holde Gesänge! Wenn er aufwacht, wirst du vor der Gütigkeit seines Blickes zittern, und vor der Würde seiner Gebehrden mit heimlicher Angst befallen werden; und du wirst insgeheim wünschen, als wärest

du mit ihm in gleichem Alter, und in deinem Herzen dir bezeugen, du habest nie in ein männliches Aug gesehen, nach dessen Freundschaft du dich wahrhafter, als nach dieser, gesehnt hättest, und dabei dich kränken, als könntest du nie seiner Güte, noch seiner Zärtlichkeit würdig seyn, denn er wird Thaten thun, die nie ein Sterblicher unternahm, und Dinge reden, die nie ein andrer geredet hat.

Weist du aber, wie der Nährvater Joseph, der sich hier im Gemählde an der rechten Seite der göttlichen Mutter, (in einem braunen gewirkten Rock) befindet; weist du, wer unter diesem Kinde verborgen ist: dann sind deine Gefühle, wie die seinigen, von höherer Natur.

Unter einem halbfinstern Gesträuche steht und bückt er sich durch das Gewölbe desselben gegen die Mutter herüber, die verklärte Gestalt, und die wonnvolle Ruhe des Kindes zu betrachten; ein frommer, würdiger Greis mit noch frischer männlicher Stärke, für den man beim ersten Anblick eingenommen wird. Seine gekräuselten Silberhaare, die auf dem übrigens kahlen Kopf hie und da hingesäet sind, erwecken Achtung, und sein scharfer Blick voll Redlichkeit, Vernunft und Ueberlegung flößt jedem, der ihn ansieht, Zutrauen ein. Innige Freude über diese gegenwärtige Ruhe des Kindes, und heißer Dank, zum Nährvater desselben gewürdigt zu seyn, funkelt aus seinen herzlich guten Augen; aber je länger und länger er das göttliche Kind betrachtet, desto mehr fangen kümmerliche Ahndungen und bange Ueberlegungen in seinem Herzen an, zu entstehen. Seine staunende Seele forscht den tiefen Geheimnissen der Zukunft nach, will darin immer tiefern und höhern Betrachtungen sich überlassen, und ruft in diesem Uebergang, wie unwillkürlich, aus: Unbegreiflich sind deine Wege, o Herr, und deine Liebe ist ohne Grenzen! Er drückt mit einer unbeschreiblichen Anmuth seine linke Hand auf das Herz, indem er die rechte, woran er, um seinen Ausruf zu bestimmen, den Daumen und den Zeigfinger empor richtet, in einer sanften Krümmung, doch mit jenem Nachdruck, womit man im Eifer viel sagen will, von sich hält; mit einem Gesicht und einer Miene voll Gebets, voll Andacht, und Freudigkeit, worüber viele Züge eines entstehenden Mitleidens, und Ergebung, wie leichte Nebel, zu schwimmen scheinen. Was ihn so entzückt, und ihn so sehr, wiewohl noch im Anzug, betrübt, macht ihn gleichsam der Ruhe des göttlichen Kindes vergessen: Und reden will er, und, was seine Seele fühlt, ausströmen, worüber Maria aus der himmlischen Fülle, in die sie versenkt war, erwachet.

Das mütterliche Herz in ihrem Kinde weidend, hieng und neigte sie sich über selbes, neigte sich, als wollte sie seinen Hauch einathmen, und zerfloß in Gefühlen der zärtlichsten Wonne. Ihre Seele wandelte verborgen aus ihrer Wohnung, und schwebte in Empfindungen, die sich niemals einer andern Mutter bemächtigt haben. Abwesend auf diese Art war sie doch gegenwärtig, vernahm sie jede Bewegung um sich her, und fürchtete sich, damit die Ruhe des Schlafenden nicht gestört werde, vor jedem Lispeln der Winde, und dem Schatten der Blätter.

In dieser zärtlichen Sorgfalt veränderte sie, als sie Josephs Stimme vernahm, ihre Stellung nicht, noch erhub sie das Haupt, sondern sie kehrt, wie du hier siehst, den schmachtenden Blick leise und behutsam nach der Seite, und theilet mit ihm, und erwiedert ihm, ohne ihn anzublicken, indem sie die Augen nach der Erde senkt, die Lust seines Herzens. Freudige Heiterkeit strahlt auf ihn zu; aber zärtliche warnende Bitten, und freundschaftliche Liebkosungen flehen in ihrem Blicke, und schweigend fließen beredte Vorstellungen ihr aus ihren Lippen, als wünschte sie, leiser zu vernehmen, was er sagte, und als wäre sie voll ängstlicher Besorgniß, den Schlummer ihres Geliebten zu stören. Wie sorgfältig, und doch wie anständig, fließend und ruhig ist dieß Senken des Kopfs, und wie groß, wie andeutend und vielfältig ist die stille Beredsamkeit ihrer Gebehrden!

Betrachte hier die Würde einer schönen Gestalt aus dem besten Zeitalter! Wollte sie sich erheben, sie würde deine Gebeine durchschaudern, und stünde mit dem Ansehen eines überirdischen Wesens da. Nach dem Maaß deines Gefühls nimmst du hier in dem unnachahmlichen schönen Umriß jene himmlischen Reize der jungfräulichen Unschuld und Sittsamkeit gewahr, und genießest den Anblick jener Schönheit der Liebe, die, ohne eine schwache Empfindung einzuflößen, edle Seelen an sich fesselt.

Wie die Töne einer vielsaitigen Harfe in einer stillen Sommernacht ist das Lächeln ihres Mundes; gießt jetzt mit sanfter Rührung Entzücken ins Herz, und schmelzt es wieder zur

süßen Traurigkeit, wo man immer weg sich wünscht, und immer wieder zugegen bleibt.

Ihr bleiches Gesicht, und ihr hagers Kinn verkündigen mir die leichten Bewegungen ihrer Seele, und das abzehrende Feuer ihrer schmelzenden Empfindungen. Wenn ihrer Geliebten einem eine traurige Stunde das Herz bekümmerte: so würde der Schmerz darüber ihr Herz mit siebenfachem Schwerdt verwunden; sie würde sich abhärmen, und Marter leiden, die nie eine Mutter gelitten, weil nie eine Mutter, wie sie liebt, geliebet hat.

Mir ists, als hätte sie schon lange den Tagen; die kommen werden, nachgeweilt, und mehr Thränen des Kummers, als Thränen der Freude geweinet. Diese glühenden Augen mit der Inbrunst heißer Andacht, vermischt mit zurückgehaltner Freude der Zärtlichkeit, und, wenn ich so sagen könnte, mit himmlischem seligen Mutterstolz! Diese Ergebung einer Magd und eines Opfers in deinem Gesicht, und dieß Anhalten des jungfräulichen Gebets im verschloßnen Kämmerlein!

O Tag, den Gott mich erleben in diesem Leben ließ, wo ich der Verklärungen viele mit endlichem Auge sah, könntest du noch oft mir erscheinen, könntest du jedem, der auf Erden mühsam im Staub wandelt, in seinem Leben erscheinen!

Möchte sich jeder Künstler auf diesem Weg seinem Berufe zur Begeisterung nähern, und lernen, in leblose Dinge, in Stein und Baum, und Luft und Farbe lebendige Gefühle zu legen. Wie hier das Licht in unzählige herrliche Massen getheilt, und im Durchgang, im Brechen, und Zurückprallen in unzählige kleine eigne Scenen gestaltet wird; deren jede die Frucht eines langen Nachsinnens, Versuchens, und Beobachtens, und doch nichts als die natürliche Folge der nächsten Theile erscheinet! Wie jegliche Theile, als wären sie untrennbar, mit vereinigter Harmonie zum Einklang der Personen fließen! —

— über deren Anblick man, und befände sich unser Aug in einer Wüste, glauben würde, in den seligen Gefilden Elisiums zu wandern.

Wessen Seele der heiligen Glut fähig ist, die einen feurigen Mann zu edeln Entschließungen, zu Gedanken des sichern Nachruhms führt, der entferne sich oft aus dem Umgang der Menschen, und hänge hohen Betrachtungen nach in der Stille des dämmernden Lichts. Mächtiger, als Orpheus Leyer, ist die Musik des Augs, wo die Seele sich eigen ist, und Dinge nennet, die man durch Zeichen ihr nennen kann.

Kömmst du wieder, und kömmst du immer wieder, so wirst du hier stets etwas Neues, etwas Unempfundnes finden, und, als dürstetest du mehr, je mehr du dich sättigst, mit neuem Eifer zurückkehren; denn aus dieser Quelle tranken vor dir, und werden nach dir trinken die Geister der Urwelt.

Ich stammelte im Eifer einer seligen Stunde der Entzückungen Ungestüm, den ich nie wieder mit kältrer Hand berühren, noch, was du drüber fühlen sollst, sagen will; aber mit freudiger Hand will ich, wenn du selbst einst hinzu trittst, Lilien und Veilchen um dich aufstreuen, und Kränze von Rosen dir winden; denn deine Seele wird müde werden von höherer Liebe; denn deine Sinne werden schmelzen im Feuer der Gefühle des Himmels.

Die Himmelfahrt Mariä.

Dieses Frescogemälde, das den Marianischen Bürgersaal zu einem der schönsten Tempel in München macht, und 110 Schuh lang und 33 breit ist, ward an der Decke desselben von Martin Knoller, einem Tyroler 1775 verfertigt.

Wollte ich den Anblick des Ganzen fassen mit Einem Male, und die herrlichen Erscheinungen des hohen Drama im Himmel, und auf Erden genießen mit Einer Idee, so müßte ich den Gefühlen unterliegen; aber versuchen will ichs, von Theile zu Theile zu gehen, und die Wundergestalten einzeln vorüber schaudern, deren jede für sich selbst ein eignes Werk ist, fähig, wenn wirs fühlen, unser Herz vom Irdischen aufzureißen, und zu einem wunderbaren Wesen zu machen.

Zu unterst auf Erden ein steinernes Grabmal in einem länglichten Viereck, zwo Stufen erhoben. Der Deckel desselben ist eröffnet, und man sieht hie und da weiße Leichentücher zum Vorschein kommen. An, und neben demselben befinden sich die Apostel und Jünger in verschiednen Stellungen und Gruppen, alle im lebenden Ausdruck, und mit Mienen, und Gebehrden, woraus man beim ersten Anblick wahrnimmt, daß sie erhöhter, begeisterter Natur sind.

Am Ende, zur linken Seite, legt einer seine gefalteten Hände auf das Herz, und richtet seine Augen, und seine ganze Seele gen Himmel, voll inbrünstigen Gebets und glühender tiefer Andacht. Man sieht es ihm an, daß ihm dieser Augenblick unvergeßlich seyn, daß er darüber oft das Nichtige dieses Lebens empfinden, und nach diesen himmlischen Gegenden sich hinsehnen wird. Neben ihm ruft einer ganz vom mächtigen Gefühl hingerissen, indem er mit feurig emporgerichtetem Haupte die Hände auseinander streckt, den Lobausruf in der höchsten Fülle der Seele, die ihm entfliehen will. An seiner Seite hält ein anderer das Leichentuch, und staunt über das Unbegreifliche, das er sah, in das leere Grabmal, und scheint kaum seinen Augen zu trauen. Neben ihm steht und ruft einer in vollem Feuer, indem er den Arm in die Höhe hebt, seine Verwunderung, als wollte er sie einem ganzen Volk verkündigen.

Auf der andern Seite erblickt man einen Apostel, der die zusammengelegten Hände herabsinken läßt, und Kopf und Augen scharf gegen die Erde heftet. Seine einwurzelnde Miene und Stellung zeigen von einem ernsthaften Tiefsinn, in welchen er ganz versenkt und dem unerforschlichen Geheimniß und einer hohen Zukunft nachzudenken scheint.

Den herrlichsten Ort an dem vordern Theil, und beinahe in der Mitte des Grabmals nehmen Petrus und Johannes ein. Dieser sieht, voll hoher Fragen, indem er di Arme etwas von sich hinstreckt, und mit einen heiligen Schrecken über das gegenwärtige Wunder nach dem Petrus hin. Das Erstaunen traumähnliche Dinge zu sehen, erscheint mi Enthusiasmus in allen Zügen und Muskel seines jungen, entzückten, etwas hagern un bleichen Gesichts. Er scheint unempfunde Dinge, deren Genuß nicht von dieser Erde is zu empfinden, und keine Worte, womit si das sagen läßt, aufbringen zu können. S erklärt er, strömt er seinen Drang nach Pe rus hin, der mit Heiterkeit und heroischer G genwart des Geistes demselben tiefe Geheim nisse entdeckt. In seinen simpeln Mienen un mühlosen Gebehrden herrscht geistige himmlisc Beredsamkeit; alles ist daran mächtige Ruh überzeugende Würde und unbezweifelte Gewi heit, so, wie alles übrige, was an seiner sel vertrauenden Gestalt erscheint, eine unwide stehliche Kraft und ein gewaltiger Nachdru ist, daß man, treffe man seine Gestalt irge in einer Wüste, mit ahndender Ehrfurcht vo übergehen, und sagen würde: Dieser Man

und kein andrer wird diese Wüste beleben. Ein dritter Apostel richtet seine ganze Aufmerksamkeit nach diesen zween, besonders nach dem Petrus, und ist voll Vertrauen, und freudigen Glaubens über das, was er hört. Ueberhaupt sieht man, sobald man die Augen öffnet, daß man sich in der Gegenwart höherer Menschen befinde, deren Verlangen, und heiße Gefühle nach unsichtbaren Dingen gerichtet, und deren Heimath nicht auf dieser Erde ist; man empfindet, wenn man je einmal in seinem Leben den Vorschmack von dem stillen Geist der Sendung empfunden hat, daß die Kraft, die in ihnen lebt, höherer Natur, als die Natur der Weltweisen, der Könige und Eroberer sey; daß es jene starken seyen, welche ausgegangen in alle Welt, das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen. Gewänder, Farbenwechsel, Licht, und Schatten, alles herrlich, für sich ein Ganzes und Einziges.

Rechter Hand befinden sich in der Tiefe einige Bäume, und auf der andern Seite eine Anhöhe mit Gras bedeckt, die sich unmerklich in einen stufenweis aufsteigenden Hügel hinverliert. Am äußersten vordern Abhange derselben steht ein kleiner Baum, und am Fuße eine schöne Olive, welche dem Orte eine unaussprechliche Anmuth, und eine hohe Feierlichkeit ertheilt.

Alles umher athmet und nährt sich in Balsamdüften, und verliert sich im süßen starken Lustwandeln und Wohlthun, welches das Aug und das Herz des Müden und Leidenden erfrischt.

Wenn ein harter Kummer mein Herz durchnagte, oder wenn ich zu kämpfen hätte den Kampf schrecklicher Schicksale; — hieher würde ich dann wallfahrten, und im Anblick dieser großen Gestalten Stärke des Geistes suchen, und Muth und Freude des Lebens.

Aber herrlicher überirdischer theilt sich nun in der Höhe das Licht aus. Unser Aug hebt sich durch die leichten Nebel, und durch den Schleier aus Glanz und weißem und farbigem Duft gewebet, empor mit einem zitternden Staunen (wie im weggesunknen ersten Leben) im sanft schauernden Wandeln durch die ungewohnte Morgendämmerung des werdenden unermeßlichen Lichts. Ich würde mich vor dem Menschen fürchten, dessen Herz hier empfindungslos bliebe. Man muß fühlen, und wenn man noch so fühllos ist, daß man sich nicht hieniden befinde, — fühlen ruhige Sättigung in dem, was man sieht, und doch heißes Verlangen, immer mehr zu sehen, höher zu rücken.

Auf beiden Seiten erblickt man Engel und Heilige, Joseph den Nährvater, Johannes den Täufer ꝛc.

Theils sind sie, wie z. B. David, mit himmlischen Instrumenten versehen, theils schweben sie, halb unsichtbar durch den herunterströmenden Glanz, und sind versunken im Himmelsgefühl, oder schauen anbetend zu Gott auf. So, wie man an ihnen vorbei kömmt, glaubt man Melodien der süßesten Wonne, und leises Gelispel der Engelharfen zu hören. In der Mitte derselben erblickt man, wie einsam, die Maria, und man meint, man habe noch nichts gesehen, und wolle nichts weiter sehen, nachdem man sie gesehen hat. Ein weißes Gewand fließt in schönen Falten zu ihren Füßen, und ein blauer Mantel schwimmt um sie herum im Freien; sie scheint auf Wolken zu stehen, die von Engeln getragen werden. Doch sieht man an ihrem verklärten Wesen, daß sie dieses Dienstes nicht nöthig habe; daß sie sich nicht darauf verlassend festhalte, sondern selbst sich durch eigne Kraft schwinge und hebe, und man meint, zu empfinden das musikalische Säuseln ihres Hinaufwallens, ihres Wallens strahlschnell durch die Jubelregionen. Sie ist es, die heraufgeht wie die Morgenröthe, wie der Mond hinter dem Hügel, furchtbar in der unbeschreiblichen Huld und Schönheit einer unsterblichen Jugend, mit dem betenden himmlischen Aug, mit der hohen Ruh und den Gebehrden der ewigen Wonne; sie ist es, und ist die einzige in ihrer Art, die Braut, die Mutter, und Jungfrau.

Lassen Sie uns die Idee ihres Ausdrucks suchen, und uns verlieren in den Tiefen neuer Gefühle.

Ich stelle mir den vergnügtesten Augenblick meines Lebens vor, — die Pause meines Lebens, wo ich aus dem gewöhnlichen Menschenzustand weggehoben, und in eine namlose Fassung von Vergnügen versetzt war, nicht der Fassung ähnlich, in welcher etwa die Freude, eine Million gefunden zu haben, einem Geizigen sein Herz aufziehen, seine Muskeln verzerren, und alle seine Nerven in ein dummes Hinstaunen, in ein schmerzliches Gefühl von wühlender Freude versetzen würde; also nicht ähnlich der stechenden Hitze am Mittage eines schwülen Sommertags, sondern ähnlich dem leisen Wandeln an einem Maymorgen durch wieder aufthauende, saftvolle Gräser, und belebende Düfte und Blüthen. In dieser

genügsamen, befriedigten Fassung, wo man alles, was man wünschen könnte, zu besitzen glaubt, befindet sich die Seele in ihrem natürlichen Zustand, in dem einzigen wahren ihr angemeßnen Zustand, nämlich im völligen Genuß ihrer Gesundheit.

Das ist nichts gegen das, was in dem Kopfe und der ganzen Gestalt seyn sollte, die ich hier meine. Und doch wäre es schon viel, wenn ein Maler diesen Zustand so ausdrückte, so in sein Geschöpf verlegte, daß es mich, so bald ich es anblickte, an diesen Zustand erinnerte, daß es meine Empfindungen gerade wieder so stimmte, ihnen diese Aehnlichkeit, diesen Grad von Harmonie verschaffte.

Setzen wir einen Menschen, welcher des mächtigen Gefühls von entzückender Freude tausendmal fähiger wäre, dessen Freude also im Gegenmaaß der meinigen eben so viel größer wäre, als die meinige: — das wäre etwas von dem, was ich sagen will; aber noch nicht der zehnte Theil von dem, was in dem Kopfe eines Neuseligen, eines Engels, was in dem Kopfe Mariä liegen soll, wenn sie durch die unzähligen Himmelshaine, alles Endliche durch, zum Jubel der Jubel, zum Thron des Allerheiligsten auffährt.

Schauernder Zweifel wegen des ungewohnten Freiseyns nach verlassner Hülle in der augenblicklichen Unempfindlichkeit des Todes; — zitterndes frohes Erschrecken im plötzlichen Dastehen der tausend und tausend Weltsysteme; — lichtschnelle Ueberschauung aller Ordnungen, aller Schönheiten der physischen und moralischen Leben; — Ueberzeugung, höchste Billigung, Anbetung im Anblick der Menschenschicksale, der tiefen, vorher unbegriffnen Geheimnisse; — wirklicher Genuß der Versicherung ewiger Unsterblichkeit; — keine Ueberlegung, kein menschenähnliches Fortschreiten Schritt vor Schritt, sondern innigste Empfindungen dieser Dinge; — dieß ist etwas von dem ersten Augenblick jedes Seligen nach diesem Leben; dieß wird unser Augenblick seyn, wenn wir Gott schauen; aber nun hier —

Hohe, majestätische Verklärung nach dem Uebergang zum ersten der erschaffnen Dinge in der gewölbten, marmornen Stirn; — feuriger Flug, und gränzloses Verlangen in den ausgestreckten Händen; (aber nicht heftiges, wildes Emporringen; die Muskeln noch zerrinnend, wie im abspannenden Gefühl, noch, wie im zu Mächtigen, verzerrt.) — Liebe und Ausguß gegen alles Erschaffne in den Glutaugen, die nicht schwimmen, sondern in der natürlichsten Festigkeit alles Wohlwollen auf alle Gegenstände ausströmen; unaufhörlicher Zuwachs dieser Freude, und doch keine Annäherung, kein peinlich eindringendes Ungestüm; immer Neuheit, gegenwärtigste Sättigung der Seligkeit, und wieder anscheinende Ohnmacht, Vergehenwollen in Wonngefühlen, und augenblickliches Wiederaufleben und Hinguß in unendliche Fernen, und Tiefen von höchster Freude; und doch nicht Betäubung, doch Gegenwart, Bewußtseyn des Genusses (kein faselndes, beflügeltes, wütendes Einziehen, kein Einschlingen der Entzückungen; der Mund nicht halb offen, nicht lechzend, wie in den geschmacklosen Zeiten der Göttin der Freude) sondern lächelnd in frischer Blüthe, wie die Gesundheit, in der vöIlesten, ungestörtesten Freude, Ruhe und Gegenwart; — empfundner Hinwegschwung über alles Irdische, und leise Ahndung, wie ähnlich der Erwartung eines neuen Verwandelns zu etwas mehr, als Irdischem.

Meine Seele unterliegt im Gedanken, diese Seligkeit zu denken, ruhet in Himmelshainen, belastet vom Himmelsgefühl. Daß ich bliebe, wie ich jetzt bin, und nie wieder zurück erwachte in mein Menschenleben! — Daß ich von nun an unaufhörlich dieß Vollendetseyn meines Herzens fühlte!

Weiter fort, und rechter Hand erblicket man den Sohn Gottes mit geöffneten Armen zum ersten Empfangen; dann strömet, öffnet sich immer weiter des Himmels Herrlichkeit, oder, vielmehr, sie hüllt sich ein, immer glanzvoller, immer verschlingender, bis man weit in unermeßlichen Fernen Gott Vater im weißen Kleid, und auf der rechten Seite des Gemäldes, den heiligen Geist sieht, verhüllt in seinem Schimmer.

Oben, nämlich am höchsten Ende dieser herrlichen Scene erblickt man die Urväter des alten Bunds in verschiednen Stellungen, und sämmtlich bekleidet, bis auf Abel, das wahre Bild der Unschuld, und Adam, und Eva, die man im halben Leib mit himmlischem Aether umflossen erblickt. Eine festliche, wunderbar rührende Entzückung strömt aus Evens Gestalt und Miene. Ihr Herz gießt sich Marien entgegen mit so vielem heißen, unbeschreiblichen Verlangen und holdseliger Freude, daß, wer nie eine frohe Stunde gelebt hat, hier Mitfreude fühlen muß.

In allem, was unserm Blicke entgegen kommt, gotteswürdiger Triumph u. s. w.

O du kalter Mann, der du, indem deine Augen nach diesem Himmel gehen, den Zirkel und den Maaßstab in die Hand nimmst, Gefühle auszumessen, die du nicht trennen, sondern fühlen solltest, wer wird für dich etwas malen, etwas schnitzen? Fürwahr, für dich, der du dich am heftigsten mit der Kunst abgiebst, ist die Kunst gerade am wenigsten; denn nur dich rührt sie nicht, erhebt, adelt sie nicht. Wohl, und seinem Berufe gemäß handelt ber Maler, der sich um die Geheimnisse der Zeichnung und Farbengebung bemüht; aber besitzen kann er dieß alles, und meisterhaft auflösen die unerreichbarsten Schwierigkeiten, und doch kein Maler seyn, wenn ihm das fehlt, was die Malerei erfunden hat, die Wahrheit und gute Wahl der Idee. Ohne diese sind seine Bilder schöne Gestalten; aber blutlose Körper ohne Leben, und ohne Endzweck des Daseyns. Wenn ein Gelehrter, ein Kriegsheld Gebrechen des Körpers hat, wenn er schielt, oder hinkt, so kann ich nicht umhin, ihm wohlgewachsene, vollblühende Glieder zu wünschen, aber er ist dennoch, was er für mich seyn soll, weil er dennoch ein Weiser, ein Held ist. — Hätte ich an dem gegenwärtigen Gemälde etwas zu erinnern, so wäre es eine Erinnerung, nicht, ob der Künstler das, was er unternehmen wollte, trefflich ausführte, sondern, ob vielleicht die Wirkung nicht größer gewesen wäre, wenn er dieß, und jenes geändert, weggelassen, oder auf eine andere Art ausgeführt hätte. So hätte ich z. B. die kleinen Engelsköpfe mit Flügeln, die über dem Grabmal schweben, weggelassen, ungeachtet die Gewohnheit diese Vorstellung entschuldiget. Hätte ich Talent und Feuer vom Himmel: so würde ich niemals auf mein Zeitalter Rücksicht haben, sondern stets glauben, daß mich eine bessere Nachwelt verstehen und rechtfertigen wird. Wer solche Köpfe zum erstenmal sähe, würde unmöglich auf den Gedanken gerathen können, daß es Engelsköpfe seyn sollten; denn sie lassen in Absicht auf die Größe des übrigen Gemäldes, wie Schönpflästerchen in dem Gesicht eines ernsten, gesunden, starken Mannes, und sind für die hohe Würde, welche wir mit der Idee eines Engels verbinden, zu niedrig. Eine gleiche Gewohnheit läßt Marien gemeiniglich durch Engel in den Himmel tragen. Ich weis wohl, daß es unsrer Einbildungskraft schwer ist, sich einen Körper in den Lüften vorzustellen; aber die Engelskörper sind doch in diesem Zeitpunkt von einer gleichen Natur mit Marien, ohne mit einem ähnlichen Unvermögen belastet zu seyn. Was endlich die Vorstellung des Sohnes Gottes, und der andern göttlichen Personen betrifft: so weiß ich zwar, daß man schon gewohnt ist, sich nicht zu befremden, wenn sich der schlechteste Farbenreiber die Freiheit nimmt, auf dem nächsten dem besten Täfelchen das Wesen der Wesen zu malen; aber ich weiß auch, daß man eben darum gewohnt ist, diese, und andere Gemälde ohne alle Rührung und Erbauung anzusehen, daß das Volk höchstens die schönfarbichten Gewänder zu bewundern, und der Kenner an dem Verhältniß der Zeichnung zu messen pflegt. Es ist nicht kühner Flug des Genies, sondern Beweis von Geistes-Schwäche, wenn man sich an Schwierigkeiten wagt, die sich nicht überwinden lassen. Den Kopf eines Heiligen in diesem Leben zu malen, dieß ist vielleicht das letzte, was ein Maler würdig ausführen, ganz erreichen kann; aber Engelsgestalten ins Leben zu stellen, so wie Klopstock und Milton sie schilderten, ist schon nur noch die Einbildungskraft des epischen Dichters fähig; aber Gott zu schildern —

Und gäbst du ihm erhabene Gestalt,
aus welcher Allmacht und Gerechtigkeit,
Erbarmung, Gnade, Liebe, Langmuth, und
die höchste Weisheit unser aller Herz
zur Anbetung aufforderten, an der
die großen Künstler alle deine Kunst,
und deines Geistes großes Ideal
bewundern müßten, demnach hättest du
den Unsichtbaren schlecht gebildet, und
nichts mehr als nur ein kleines Götzenbild
in deinen Tempel hingestellt zum Spott —
Zum Spott? O, nein, zum Mitleid, Aergerniß,
und zur Verengung der beklemmten Brust
des Weisen, der in seiner Seele tief
den großen Gott der Götter und des Wurms,
der Sonnen, und der Erden, nur sich denkt,
und hingeworfen auf den Staub, aus dem
sein großer Schöpfer, wenn er will, den Geist
des Menschen winket, oder Himmel wölbt,
anbetet, und in seiner Anbetung
den nahen Gott empfindet, oder ihn
in seinem West, in seinem Meeressturm,
in seinem Donner, und auf Fittigen
des Blitzes gegenwärtig hört, und sieht.

Mich däucht, die höchste Kunst sollte noch immer mehr zu denken, als zu sehen geben, und so lange man, im Falle, daß man himmlische Gestalten schildern soll, des Ausdrucks, der sich über alle irdische Aehnlichkeiten erhebt, nicht fähig ist, würde ein großer Theil der Künstler besser thun, ihr endliches Talent auf das unerforschliche schauderhafte Dunkel des Heiligthums zu verwenden, und das Unausdenkliche der Einbildungskraft zu überlassen.

Die Geburt Jesu.

Dieses Gemälde auf Leinwand vom Michael Angelo Caravaggio, in der Münchener-Stiftkirche bei U. L. Frau, ist 9 S. hoch, und 6 breit.

Wer an diesem Gemälde allein die Kunst betrachten will, die im Ochs und Esel, im Hut und Mantel, wie in Hand und Aug zu sehen ist, der thue es bald, der studire die Zeichnung, und das Kolorit; und, was die Zusammensetzung betrifft: so glaube er, daß gerade dieser Augenblick, den der Maler sich wählte, der beste sey, daß jede Person am rechten Orte stehe, und, wenn man sie an einen andern setzte, sogleich am unrechten stehen, und das Ganze trennen würde. Hier sieht er, so weit es im Dunkeln möglich ist; einen verlaßnen tiefen Feldstall, der von dem oben einfallenden Glanz etwa durch eine Ritze beleuchtet wird; in demselben knieen linker Seits Maria die göttliche Mutter in einem simpeln rothen gewirkten festanliegenden Hausrock, (einen blauen darüber) neben einer elenden Wiege, die ihrer Länge nach in den Stall hineinsteht, und auf deren etwas höheres Fußgestell sie ihre linke Hand legt, indeß sie mit der rechten Hand (aber nicht mit dem Daumen und Zeigfinger, wo die drei übrigen sich säuberlich hinausspreitzten,) sie die Windel von dem Kinde nimmt, das also ganz entblößt, mit an beiden Seiten ruhenden Händen, ohne Aktion und Segengeben daliegt. Er betrachte den lieblichen Schatten, der sich von der Mutter, indem sie sich über das Kind etwas neigt, über den halben kleinen Körper desselben hingießt, und das Licht, das unten bei den Füßen herausscheint, und den Kopf beleuchtet, desto wohlthätiger sehen läßt. An der Wiege rechter Seits liegt ein alter fröhlicher Hirt in einer weißlichten Jacke, und gelben Beinkleidern, rückwärts hinab beleuchtet, indeß sein Kopf in den Schatten der Mutter fällt, ohne Strümpfe; und oben am Kopfe einer in einem Kleid von etwa vierzig Jahren auf den Knieen, hinter welchem ein noch jüngerer, als stünde er auf den Zehen, nur mit dem Kopf und den Schultern herüber sieht. Weiter hin in der Vertiefung steht der Ochs, an dessen eines Horn der Nährvater Joseph seine Hand legt, um sich darauf zu stützen, oder aus zärtlicher Bangigkeit sich seiner zu versichern. Dieses mit noch mehr andern Dingen, wird er sehen, als stünde es von Bildhauerarbeit außer dem Gemälde; dabei mit dem wenigen Licht so gewirthschaftet, und die Schatten so herrlich vertheilet, alles so ungezwungen, und so, wie es scheint, ohne viel Nachdenken, und ohne alle Anstrengung beisammen, daß man meinen sollte, jeder starraugigte Farbenreiber könnte es auch so machen, wenn ers nur einmal so weit brächte, daß er richtig zeichnen, und dann die Farben geschickt und warm anlegen könnte.

Es war die Hand eines Meisters, die hier gezeichnet und aufgetragen hat; und jeder Zug, mit Ueberlegung entworfen, und mit kühner Sicherheit ausgeführt, verdient reifes Nachspüren, und Betrachten des unreifern Künstlers; aber wer seine Augen bloß dazu aufmachen will, der suche seine Verhältnisse immerhin. Uns lasse er mit dem Geist des Malers, der dieß Gemälde herschuf, allein.

Das wünschte ich, daß wir einige Dinge nie ohne Vorbereitung thun, (weil sie in diesem Falle nur selten gut gethan werden) nie ohne Vorbereitung beten, nie eine schöne Stelle aus einem rührenden Dichter lesen, oder ein Gemälde ansehen möchten, wenn unser Nachdenken getrennt, und unser Herz schon getheilt ist. Sieh, wie es die Männer machten, die am besten wußten, wie man uns große Dinge mit Erfolg und Nachdruck zu sagen hat. Wenn Kleist will, daß wir den Frühling sehen, wie er auf rosenfarbenem Gewölk, mit jungen Blumen umgürtet vom Himmel sinkt, so besteigt er ehe duftige Hügel, führt er in Schatten uns, deren hohe belaubte Gewölbe der ernsten Betrachtung geweiht sind. Und wenn Hal-

ler uns zum Gefühl der Ewigkeit anstimmt, führt er uns in Wälder.

– Wo kein Licht durch finstere Tannen strahlt,
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt:
Oder in hohle Felsen,
— Wo in Gesträuch verirret,
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret.

Diese Vorsorge sollen wir um so mehr bei Dingen gebrauchen, deren Anblick uns gemeiniglich wenig rührt, weil wir desselben von den ersten Jahren unsrer Jugend gewohnt sind. Wenn wir irgend in einem geistreichen Roman die Geschichte lesen sollten, wie eine Mutter, die unsrer ganzen Liebe, falls wir sie nur sehen sollten, versichert wäre, so gar arm und verlassen ist, daß sie in der schneidenden Kälte zur Nachtszeit sich unter ein schlechtes Strohdach flüchten, und da Mutter werden sollte: wie würden wir diese Geschichte lesen, und wieder lesen, und darüber weinen? Und die Geburt Jesu bewegt uns nicht! — Ganz gewiß, weil wir sie seit dem nicht mehr überdacht; als wir sie in einem Zeitalter, wo wir sie nicht verstehen, nicht in ihrem Umfang sie fühlen konnten, gehört haben.

Wenn du fähig bist, liebenswürdige Dinge, und hohe reine Schönheit zu fühlen: so fühle sie hier, wo sie ganz, so, wie sie anderswo theilsweis zerstreut liegt, beisammen ist, und keine schwache, keine andere Empfindung, als die deinen Zustand beseligt, dich fühlen läßt. Den meisten der berühmten weiblichen Schönheiten fehlte ein wesentlicher Theil, und irgend eine Lücke, eine Schwachheit, oder eine grobe Leidenschaft, als Hochmuth, begehrende Wollust, List, Rache- und Herrschsucht haben ihrer Gestalt die Grazien benommen, und alle ihre Züge für die Augen liebender weiser Seelen häßlich gemacht. Mir ist, als erinnerte ich mich noch der Zeit, wo sie mit der Wonne und dem Gang einer Unsterblichen den Hügel heraufging, wie den Hügel das Morgenroth, das den süßen wohlthätigen Thau, und lebenbringendes, wohlriechendes Wehen vor sich hergießt, und alles, was sie anblickt, beseligt, und aufrichtet; wie sie, jetzt stark, wie ein Kriegsheer, jetzt schwach und krank vor himmlischer Liebe und reinen Freuden sich auf eine ihrer Gespielinnen stützet, und sie bittet, Rosen- und Lilienbette mit mitleidiger Hand um sie herzustreuen. Nun liegt sie dürftig und ungesehen, und alles Beistands von Menschen beraubt, im Stall.

In dieser wahrhaften Armuth ließ sie der Künstler, da er sie uns zeigte; und durch nichts hätte, als eben dadurch, diese Vorstellung rührender werden können. Seine Absicht war, an Maria eine Person vorzustellen, die keines Glanzes um das Haupt, keines geborgten Putzes nöthig haben sollte, um dem Auge, das würdige Dinge zu sehen vermag, im übermenschlichen Werth zu erscheinen; eine Person, deren eigne Gestalt und Gebehrden, Ehrfurcht, und Würde erwecken sollten.

Ich kann hier unmöglich fortfahren, ohne eine Erinnerung an einige Künstler über die Schönheit zu machen, nachdem sie von diesen so oft und gewöhnlich, vielleicht aus guter Absicht, aber aus mißverstandnen Gründen und Mangel an eignem Gefühl und Erfahrung mißhandelt wird. Die höchste Schönheit irdischer lebender Dinge ist unstreitig die menschliche Gestalt, aber, was daran schön ist, was daran so mächtig reizet, und hinzieht: das ist allein sie selbst. In der ganz ungeschmückten Einfalt herrscht sie; und wenn daraus Liebe, Großmuth, Güte, Vernunft, und Wohlwollen strahlet: so wirkt sie geschwinder auf die Herzen, und übt schneller, als Orpheus Leyer, die Macht aus, Thiere und Felsen in ihre Kreise zu ziehen. Aller fremder Putz verdirbt sie, und Kleidungen und Haarkrausungen, wie die unsrigen, sind ihr höchst schädlich. Bei einem Kopf, der mitten in einem Gewebe von Locken und Spitzen, und Puder und Salben steckt, denkt man stets an die Worte des Alten, die er bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte: Daran ist der Körper und der Kopf der kleinste und unansehnlichste Theil. Wo man also auf seine eigne Bildung, die man von dem Schöpfer so schön, und schöner, als das Firmament ist, erhielt, Mißtrauen hat, wo man von der Schönheit keinen andern Begriff hat, als den gemeinen, und wo man glaubt, sie im Kaufladen, und vom Galanteriehändler erkaufen zu können; wo der Künstler nicht weiß, daß er seine Zeitgenossen belehren, sondern glaubt, daß er von ihnen lernen soll: da werden im gemeinen Irrthum allemal auch die Künste mitlaufen, und diese werden, was jener verderben wollte, vollends zu Grund richten.

Hätte ein solcher das Kleid der gegenwärtigen Maria zu bestellen gehabt, so würde er ihr gewiß einen schönen purpurnen, oder gestickten Mantel, dergleichen man nie auf Erden

getragen, mit Borden und Spitzen drüber über den Kopf gezogen, dazu ihre Haare gar artig gekrauset, und ihr an die kleinen Finger, die sie fleißig herzeigen würde, etliche kostbare Ringe mit Juwelen gesteckt haben; denn er würde sich ein Bedenken daraus machen, sie so vorzustellen, wie sie wirklich war, und seyn mußte, und lachen, und nicht begreifen, was man eigentlich sagen wolle, wenn man ihn versicherte, daß diese Verzierung dem Eindruck, und der Wahrheit der Sache schade.

Ein schöner Portraitkopf einer Jungfrau, der man einen guten Geist, und Unschuld des Herzens ansieht, rühret; und erwecket, wenn sie leidet, auch Thränen. Also Maria vorgestellt mit dem himmlischen Antlitz, dabei so arm, als sie war, so verlassen, als sie war, muß mehr rühren, als wenn sie mit Gold und Seiden aus der neuesten Fabrik gezieret ist. Lieber ein paar Engel nebenher durchaus von Gold gegossen, als etwas so offenbar wider die Sache, und die Wahrheit!

Die sittliche Schönheit, ohne welche diejenige, die aus dem körperlichen Verhältniß entsteht, widrig und unangenehm ist, kann noch leichter bestimmt, soll noch sorgfältiger gesucht und bestimmt werden. Ich darf hier eben nicht aus dem Mund des Alterthums reden, wo man sie von den guten Meistern durchgehends beobachtet findet; ihre Begriffe liegen schon in unsrer Seele, wenn sie selbst moralisch schön und wohlgestimmt ist.

Wenn wir den Ausdruck des gegenwärtigen Zeitpunkts auf mancher Bühne (wir können uns diesen Fall als möglich doch denken) sehen sollten, was würden wir zu sehen bekommen? Begeisterte Personen, würde sich mancher Künstler denken, und in dem wichtigsten feierlichsten Augenblick! — Da darf ich wohl wacker arbeiten, und um mich herum ringen, wenn ich etwas ausdrücken will. Auch muß ich ohne Zweifel feurig dabei aussehen, die Augen scharf herausdrehen, und, als wollt' ich vor Gefühl ersticken, den Mund halb öffnen. Also würden wir vielleicht zu sehen bekommen offne, mit einer zierlichen Grimasse ausgebreitete Arme, Augen convulsivisch bewegt, und ein Gesicht, wie vor Freude trunken. Dieß ist Natur, würde man dazu sagen; ich habe das in einem unendlich schwächern Fall selbst mit Augen gesehen.

Das nehme ich dir nicht; es ist Natur, aber nur die gemeine; und wer eine Sache darum schon für gut hält, weil er sah, daß sie natürlich sey: den muß ich seiner Treue wegen bedauern, daß er nie in den Fall kam, eine höhere Natur zu sehen, oder zu bemerken. Kleine Gesträuche zittern bei jedem Wind, seichte Gewässer rauschen über mittelmäßige Steine mit Lärmen, und mittlere Thiere knirschen die Zähne und bellen bei jedem Vorfall; aber Eichen bewegen sich selten, große Flüsse hört man kaum, und Löwen bleiben in majestätischer Ruhe.

Was du denen, welche dein Gemälde ansehen, einflößen willst, das sollst du (wenn dich die Geschichte nicht ausdrücklich hindert) auch deinem Gemälde mitgeben. Ruhe und Sittsamkeit trauen wir einem großen Mann zu, dem nichts neu und unerwartet ist, der überall mit Ueberlegung handelt, und das Gefühl in seiner Gewalt hat, der nicht in Flammen auflodert, sondern glühet, und von der Glut nur die Funken läßt: sollen wir den Wesen höherer Art, und Kräften nicht wenigstens eben so viel zutrauen? Die alten Künstler in dem besten Zeitalter, die nicht bloße Zeichner, nicht bloße Nachmaler alter unbedeutender mythologischer Thorheiten, sondern Dichter und Weltweise waren, und gegenwärtige Dinge vorstellten, haben diese Ruhe durchgehends beobachtet, und die großen Dichter haben sie zu allen Zeiten in die Reden, Mienen, und Gebehrden ihrer Helden gelegt.

Betrachte hier die stille sanfte Senkung des Leibes und des Haupts, (über das di goldgelben Haare ohne allem Schmuck un Krausen, so wie es an Gemälden und Statuen aus dem besten Zeitalter zu sehen ist, hinaufge strichen, und fein, und mit Vertiefungen zu Erhaltung des Lichts und Schattens zurück gekämmt, und am Hintertheile zusammenge wunden sind) und die jungfräuliche Züchtigkei in der ganzen Gestalt. Hier siehst du nichts das gefallen, das einen Beifall sich anmaße will. Keine prächtig gewölbten Augen, noc jener aufrechte erhabne Nacken, noch jen Blick einer Gebieterinn, die nur im Herrsche wohlthun will, sondern, ganz und überall da schamhafte, bescheidne, liebliche Wesen ein Jungfrau, ohne alle schwache Empfindung selbst der Liebe, und vollkommen im Friede und ruhigen Reizen, deren sie sich selbst nic bewußt ist. Die Farbe ihres schönen jugen lichen Gesichts verkündigt geistige Andacht, h he Betrachtungen, und langes Verharren i Gebet und Einsamkeit, und ihr ganzes einf ches, frommes, sittsames Angesicht bezeuge daß ihr Wille vollkommen mit dem Wille

Gottes vereinigt sey. Es komme über sie, was da wolle, so wird sie sagen, was sie ehe gesagt hat: Sieh, ich bin die Magd des Herrn. Mir geschehe nach deinem Wort!

Ihre Freude, den Hirten das göttliche Kind zeigen zu können, ist noch ruhig; und wenn sie dasselbe gleich ganz und gar entblößt, welches man als eine heftige Begierde, andere an ihrem Jubel unumschränkt Theil nehmen zu lassen, auslegen könnte: so scheint sie doch mehr in sich selbst, und im Anschauen desselben für sich selbst vertieft zu seyn.

Im unmündigen Daliegen des wohlgestalteten lächelnden Kindes erkennest du die ersten Zeichen des Berufes, den dasselbe zur Welt gebracht. In dem Stande, worin es erscheint, siehst du, daß es sich weder heben, noch regen kann, und siehst das lebhafteste Bild des Tragens alles Kreuzes und des Leidens, das über dasselbe kommen wird; denn du weißt, sie werden seine Hände binden, und sein Haupt mit Dornen durchboren.

Wie elend, und arm, und kalt ist seine kleine hölzerne Krippe! Und wie hart sein Lager auf dürren Reisern, und Bast, und Moos, das allenthalben hervorsteht!

Dieser wunderbare Anblick erweckt bei den Hirten, die eben ankommen, verschiedene Bewegungen. Der offne, durch und durch fröhliche Greis, welcher ganz gewiß das Lamm neben der Krippe hieher zum Geschenk gelegt hat, empfindet in diesem Augenblick nichts als Freude und Jubel des Herzens. Weil er nur die große Verheißung erlebt hat, angetroffen, selbst gesehen hat! Er legt die Finger mit dem Nachdruck eines höchst freudigen Menschen in einander. Wie schön bist du, sagt er, den wir so lange gewünscht haben! Wie göttlich schön, und wie liebreich!

Mehr, und etwas anders, als Freude, scheint er jetzt nicht zu fühlen, indeß der Hirt, welcher oben an dem Haupt des göttlichen Kindes kniet, ein Mann in völliger Reife seines Alters über diesen Anblick ernstere Dinge empfindet. In seinem Gesicht ist Nachdenken, heiße Andacht, und Ehrerbietung, er scheint voll heiligen Schauders zu seyn, und indem er die Hände voll Ergebenheit faltet, betet er voll Inbrunst zu seinem Herrn und Gott.

Der hinter diesem steht, und herüber sieht, scheint weder die Entzückung des ersten, noch die heiße Andacht dieses letztern zu empfinden; doch freut er sich herzlich, und in seinem Gesicht ist zärtliches Antheilnehmen an der Schwäche, und den himmlischen Liebreizen des Kindes.

Weiter zur Linken beim Eingang sieht man andere im Schatten mit dem Ausdruck der lebendigen Verwunderung ankommen.

Joseph, gleichfalls ein Greis (was ich, im Vorbeigehen gesagt, an den Künstlern nicht fassen kann) sieht dieser Begebenheit mit der freudigsten Zufriedenheit zu; sein Angesicht ist von dem Greise, dessen ich erwähnet, merklich verschieden; man sieht darin Vernunft, vorgegangenes Nachdenken, und Voraussehen dieser Stunde, und gelassnes freudiges Wundern über Geheimnisse.

Die ganze Scene wird vom himmlischen Licht, das, wie gesagt, oben hereinfällt, beleuchtet; eben da sieht man auch einen Engel, den Verkündiger des Friedens auf Erden mit dem Gloria, das er in den Händen auf einem langen Zettel geschrieben hält (eine Vorstellung, bei der das Gemälde, wenn sie weggeblieben wäre, freilich nichts verloren haben würde), dann weiter hin Glanz, und Himmel und Jubel der Jubel.

Wer dieses Gemälde unter vielen andern anträfe, und an die überladnen, prächtigen, deklamirenden Schaudinge gewöhnt wäre, würde anfangs vorübergehen, und vielleicht glauben, nichts darin zu finden; denn hier glänzt nichts, hier wendet sich nichts an den Wanderer, daß er stehen bleiben und sehen soll. Aber wenn er des Lärmens und Sprechens in andern Gemälden satt wäre, würde er heimlich oft hieher schleichen, und, ohne zu wissen, wie ihm geschehe, hier Ruhe und Zufriedenheit empfinden. Hier weidet und ruhet der wahre Kenner, der empfindsame Christ, und der Mensch eines guten Willens.

So erscheint alles, was wahrhaftig, geistig und groß ist, wie ein Mann voll Weisheit und Würde, allemal mit zuversichtlicher Stille, und sucht niemand zu gefallen, als wieder Menschen von ähnlicher Größe und ähnlicher Seelenkraft.

Adams Fall.

Als Adam den Fall Evens vernahm, stand er da erstarrt erstaunt, und erblaßt, dennoch willigte er auch ein. „Dieser Uebergang, heißt es (indem von Miltons Gedicht die Rede ist) dieser Uebergang von dem ersten Schrecken Adams bis zu seiner Einwilligung war äußerst schwer zu erreichen, und ist, wenn man mit dem Wege, den das menschliche Herz schleicht und läuft, nicht wohl bekannt ist, äußerst schwer zu begreifen. Er liebte die Eva, und so wie er in ihr die Idee alles dessen, was vollkommen und liebenswürdig ist, beisammen sah, konnte er sich unmöglich vorstellen, daß dieses holde, unschuldig scheinende Geschöpf zu Grund gehen sollte.

Aber, wer weiß, du stirbst auch wohl nicht.

Dieser Gedanke, in welchem er einzig seine Beruhigung findet, bemächtigt sich ganz seiner Einbildungskraft, verleitet ihn zu den verkehrtesten Schlüssen, und jagt, wirbelt ihn, ohne ihm Zeit zu lassen, fort, bis zum Punkt, wo sein bekümmerter Wille die letzten Kräfte sammelt, und zwischen den unmächtigen Regungen seiner Tugend, und den gewaltsamen Trieben zum Genuß der Frucht noch wankt.

Ich habe den Ausdruck dieses Zeitpunkts nach der Idee vor mir, welche Battoni in Rom gemalet, und Kilian in Augsburg in Kupfer gestochen hat.

Adam sitzt, halb, und mühlos, hinaufgelüpft, auf einem niedern, der Erde so nahen Ast, daß er mit dem linken leicht herunter hängenden Fuß den Boden zu berühren scheint; mit dem linken gegen die Brust hereingebognen Arm auf eben diesem fortgehenden Ast gestützt, welcher von einem prächtigen hohen Stamm von wahrem Baumadel herauswächst, an den er sich mit der rechten Schulter in etwas anlehnet. Nächst diesem Baum vorwärts steht ein andrer, dessen sichtbare Aeste mit reifen Aepfeln behangen sind, so nahe an dem erstern, daß ihn Adam mit seinem rechten Arm und Fuß berührt; mit diesem Fuß, der auswärts gekehrt und erhoben ist, tritt er auf einen Stein, und seinen rechten Arm stützt er mit der einwärts gekrümmten Hand auf das Kni[e] desselben mit einer wunderbaren Würde de[s] Ausdrucks.

Um ihn blühet, reifet, und duftet himmlischer Ueberfluß der seligsten Heimath des ersten Menschen, und alles ist gut gemacht, s[o] weit das Auge reichen, und das Herz die unaussprechliche Fülle und innere Ruhe diese[r] paradiesischen Gefilde, und die überall ausgegossene, kummerlose Freude über wonnige Quellen, Bäume, entfernte Hügel und die allgemeine Lust im tausendfachen Leben umfasse[n] kann.

So recht mitten innen in diesem wonnigen niemals verwesenden Frühling erblickt man de[n] Adam. Ein junger vollendeter Mann noch eben im blühendsten Jugendstolz seines Lebens mit einem markigen Körper, darin die ungekränkteste ätherische Gesundheit lebt, gleich eine[r] jungen Eiche nervigt und saftvoll. In seinem hagern Kinn und dem scharfen Blick herrsch[t] und wacht eine ausgereifte, beschäftigte kühn[e] Vernunft, und in seiner festen, gewölbte[n] und vollen Stirn, über welche kleine kraus[e] Locken, womit der ganze Kopf bedeckt ist, herabhängen, sitzt die unternehmende Unerschrockenheit und der höhere Adel des gebietenden, unbiegsamen Mannssinns.

Alle Theile seines Körpers erscheinen wi[e] geistig, überall scheint Ernst und tiefe Ueberlegung eingegraben, und die Befreiung von aller einschränkenden, sklavischen Bewegung z[u] walten. Man sieht, daß er sich mit nichts geringerm als dem Schicksal dieser künftigen Wel[t] beschäftigt, und man ahndet und ehrt a[n] ihm mit einer zitternden hohen Ehrfurcht den Vater der vielen mächtigen Söhne, un[d] der Helden, und Weisen. Aus seinem ganzen unbekümmerten, eigenmächtigen Betragen, und seinem vielvermögenden Wesen strahlet überlegene Größe, die Hoheit des Mannes und die Würde, und Majestät des Königs alle[r] künftigen Könige. In dieser Gestalt erblick[t] ihn unser Aug, wie er eben in einer so große[n] Wahl begriffen ist, wie nachher nie wieder ein[e] Wahl war, und wie er nun im Begriff ist

einen Entschluß zu fassen, gegen den aller Welten Entschließungen wie kleine Bächlein anzusehen sind, von dem großen Weltstrome abgeleitet.

In seinen Füßen sitzt Eva. Mit der linken Hand, um deren Arm sich mit einer freien Vertraulichkeit die Schlange, einen Apfel im Mund, von dem Rücken herzu windet, stützt sie sich auf die Erde, welche mit verschiedenen reifen Früchten besäet ist, und die Rechte, in der sie den Apfel an einem Zweige hält, strekket sie mit einer einladenden anmuthsvollen Gebehrde, und einem flehenden, verlangenden Blick nach dem Adam hin. Ihre Haare sind theils linker Hand in einen Knoten gewunden, theils fließen sie sanft und nachlässig auf die rechte Schulter zerstreut herab. In dem sichtbar gefallen wollenden Lächeln, womit sie die Frucht ihm hinreicht, ist jene mächtige weibliche Beredsamkeit, und jener männerentnervende Reiz, der gewaltsam hinreißt. In ihrem begeisterten, schmachtenden, hohen Aug und halb offnem Mund, wie im genießenden Sprechen glaubt man ein reines gränzloses Entzücken wahrzunehmen, und doch ists, als könnte man sich nicht ganz darauf verlassen, und als sähe man den leicht aufgehenden Duft einer nicht gänzlich unbewölkten Wonne entstehen. Man sieht ihr die wenige Zuversicht auf sich selbst an, und daß sie gewiß sagen werde, die Schlange hat mich verführt. Sie scheint sich nicht so fast über den Genuß des Adams, als wegen des künftigen Siegs über denselben zu freuen, nach welchem er ein gleiches Schicksal mit ihr zu erwarten hätte. Schon ists, als wenn sie heimlich alle Augenblicke etwas schreckhaft Großes, eine große Veränderung ihres Zustandes erwartete, und als wenn sie, falls nur Adam einmal gegessen hätte, bereit wäre, sich ganz auf ihn zu verlassen.

Dieser wendet seinen Kopf und sein Angesicht von ihr weg, und heftet seinen angestrengten Blick, in sich selbst gekehrt, weit hin, als wollte er ferne Dinge bedachtsam überschauen, und wichtigen tiefen Geheimnissen nachdenken.

Ein Gesicht voll Leiden und schweren Kampfs, das man nicht ohne vielen Kummer und schauderhafte Erwartung der ersten Worte, welche entscheiden werden, betrachten kann. Noch scheint er in der zweifelhaften Ueberlegung aller möglichen Fälle, aller daraus entstehenden übeln Folgen begriffen zu seyn; noch scheint er ein heftiges Hindenken an alle folgenden Menschengeschlechter, und zugleich einigen Zweifel, ob er sie dann auch gewiß unglücklich machen werde zu kämpfen. Die Heiterkeit und die entschlossne Freude hat ihn verlassen, und der schützende Stolz scheint nichts mehr über ihn zu vermögen. Man sieht schon, daß er zärtlicher, nachgiebiger und schwacher Empfindungen fähig sey. In seiner unmerklich zusammgezognen Stirn, seinem trüben, düstern Aug, und den Runzeln das Aug herunter nagt und treibet eine schmerzliche Beklemmung und Traurigkeit, welche anzeigt, wie sehr sein Herz leide und streite, als würde ihm Gewalt angethan, und als könnte er der Sache unmöglich gewiß seyn, zu der er sich aus unzulänglichen Gründen entschließen würde. Es ist dieß offenbar nicht sein glückseliger, natürlicher Zustand, sondern sichtbarlich die erste trübe, die trauerigste Stunde seines Lebens. Wie betrübt ist es für unser Herz, in diesem letzten großen Augenblick den Vater der Menschen, unsern ersten Vater zu sehen! — Immer mehr und merklicher scheinen sich die Vorstellungen der Vernunft und der Gottesfurcht zu verlieren, und die Züge der männlichen Tugend aus seinem Gesicht und seinen Geberden hinweg zu schwinden.

Man glaubt, etwas an ihm wahrzunehmen, als wenn er bereits mit einem ungewohnten fieberischen geheimen Zittern, dem Vorzeichen eines ersten Fehltritts, befallen würde, und als wenn er mit ängstlicher Eilfertigkeit wünschte, daß es, was es immer seyn wird, schon vorüber seyn möchte; — wahrzunehmen, wie ein ohnmächtiges Lächeln entstehen wolle, und wie es wieder zerrinne in der schlappen beinahe unsichtbaren Krümmung des fein verzerrten Mundes: mit einem Wort, man erwartet und zittert vor dem Augenblick, in welchem er mit zerrüttetem Herzen hastig die Hand ausstrecken, schleunig essen, aber nicht genießen, sondern mit einer schrecklichen Verlegenheit und Hitze eilen wird, etwas zu vollenden, dem er nicht glaubte widerstehen zu können.

O, wie oft, du Mann der ersten Schmerzen, du uns ähnlichster, las ich in deinen Augen, in deinen Mienen, was ich noch in keinem Buche so ganz gelesen habe, die Geschichte unsers Herzens, das so gut, so sanft und stark es ist, so bald es abläßt, die Quelle ist unsrer tiefsten Leiden, unsrer größten Unordnungen, unsrer schwersten Vergehungen! u. s. w.

Christus am Kreuz

von Franz von Quesnoy, auch Fiamengo.

Herr Hüsgen von Frankfurt (verschiedner Akademien Mitglied ꝛc.) hatte bei seiner Reise durch München ein Bild bei sich, dessen Idee und Form dem Künstler in einer außerordentlichen Erscheinung sich mitgetheilt, und (so darf ich wohl von einem Kunstwerk sagen, das zu erreichen sich tausend und wieder tausend vergebens bemühen würden) durch eine besondere Genehmhaltung Gottes, wie die Entstehung großer Reiche, auf Erden gekommen ist; —

Christus am Kreuz (von Elfenbein, 11/2 Schuh lang.)

Winkelmann hat vielleicht nicht oft ein herrlicheres Werk erblickt, und als es zur Zeit, wo es herauskam, Pabst Urban VIII. sah, der den Laocoon, den Rumpf des Herkules und was von Menschen je Schönes gemacht ward, gesehen hatte, stand er eine Weile vor freudigem Schrecken und Verwunderung außer sich. Was jemals Reines und Hohes in Quellen der Schönheit und der Uebereinstimmung floß, das floß hier zusammen.

Die Gestalt des großen Versöhners erzähl ich, so, wie sie der Sterblichen einem in einem Gesicht sich gezeigt hat. Ich hebe mit Zittern mein Aug auf.

Er war, wie die Schrift sagt, der Schönste unter den Menschensöhnen, und wir können uns ihn nicht anders denken, da die edelsten Werkzeuge erfordert wurden, um der Seele zu den edelsten Verrichtungen zu dienen. Was ich hier vor mir sehe, ist gleich einem geistigen Fluß lang anhaltender Züge, deren einer den andern veranlaßt, und die sämmtlich einen Körper hervorgebracht haben, wie nie einer erschienen ist. Seine Länge übertrifft die gemeine Mannslänge, und alle seine Massen enthalten die heroische Großheit eines im erhabensten Gewächs ausgebildeten, herrlich vollendeten jungen Mannes. Wo er zugegen stünde unter einem Volk, würde stille Bewunderung ihm nachfolgen, und der feinere Geist bei ihm verweilen. Alle seine Gebeine kann man zählen, und durch seine Adern sieht man das Blut laufen, so fein, und durchsichtig ist das warme, weich Fleisch, das darüber gezogen ist. Wie bei ge lindem Wind auf der Fläche einer See sanft Wellen dahin wallen: so verursacht die min deste Bewegung leise Verschlingungen der Mus keln, die sich immer hervorbringen, und sic immer selbst wieder in sich unmerklich verlieren aber dieser Körper ist nicht im Schatten, noc auf Blüthen herangewachsen; sondern er wurd im männlichen Ernst herangezogen, und ist wi man beim ersten Anblick sieht, einer der starken reifen Helden, zu mächtigen Weltthaten be stimmt. Alle Theile zeugen von verborgne Kraft und einem gewaltigen Uebervermögen das zu erschüttern nicht leicht etwas vermögen ist. So werden die Alten ihren Herkules, ode einen dreimal gekrönten Olympier vorzustellen sich bemüht haben.

Aber diese Füße werden niemals über Mau ern klettern, noch diese Hände das Schwert er greifen. Ich weiß nicht, wie und wo es i diesem Körper liegt, und wie es hineinkommen konnte; aber zugegen ist es, und man sieh gleich, welche Art des Geistes in diesem Herzen wohne, und daß hier nichts von ausgelassene und gewaltsamer Kühnheit zu fürchten sey Die Gesundheit der Seele half hier der Natur ein vollkommnes Werk von Gesundheit de Körpers herzustellen, und diese dient dazu, un jene in einem geistigen, verklärten Bilde sicht bar zu machen. Diese Nerven hat nie ein Leidenschaft zerrüttet, und an der Zerstörun dieser entzückenden Jugendformen hat ni eine nagende Neigung gearbeitet, sondern i strenger Mäßigkeit und enthaltsamer Ruhe ha er sich, gleich der schönsten Ceder am Libanon erhoben und ausgebreitet. Jenes stille, gesi tete Wesen, das der Schönheit wesentlich zu kommt und ihr gerne so eigen ist, ist wunder barlich über alle Theile gegossen, und die Sitt samkeit und die sittliche Huld haben da ihr Wohnung genommen. Hier geht der jung Held, den ich vor mir sehe, von allen übrige Helden ab, seinen einsamen, ihm eignen Weg

Er ist kein Alexander, kein Theseus und kein Cäsar; und schon mehr ist er, als Sokrates.

Quellen öffnen dem Durstigen in der Wüste; dem Verwundeten Balsam in die Wunde gießen; den Ungestümen dulden, den Gefallnen entschuldigen; Frieden und Ruhe wirken, und um der Wahrheit willen alles erdulden: das ist er, und an Erdenmacht und Menschenherrlichkeit ist ihm nichts gelegen. Er wird im Angesichte der Pharisäer die Käufer aus dem Tempel treiben, und wird neun und neunzig Schaafe verlassen, um das hunderte zu suchen. Er wird es suchen in Höhen und Tiefen; und hat er es gefunden, trägt er es auf seinen Schultern: — O wer beschreibt es, und wer fühlt es ihm nach, wenn ers gefunden hat!

Wohlthun und Lieben scheint das einzige zu seyn, was ihm zukommt, und jener hohe Kummer, und jene beständige Arbeit in Unmuth, von der, wie Homer sagt, das Herz aufschwillt, ist ihm vertraut. Und mit diesem vollkommnen, zum Leiden in allen Theilen fähigsten Körper, mit dieser Seele voll Liebe hängt und schwebt er in dem peinlichsten Augenblick, den die Vorstellung erreichen kann. —

Es ist Jesus Christus, wie er stirbt den Tod des Kreuzes.

Wie will ich beschreiben, was über alle Beschreibung geht! Und wie will ich da über die Kunsttheile Worte finden, wo Schweigen eine große Beredsamkeit ist? So viel ich noch Kenner bei mir hatte, die mit mir hinsahen, ganz gewiß mit der Absicht, viel Kunstrichterisches zu sagen, so viele verstummten ihrer. Wer ein gelehrtes und geübtes Auge für die Anatomie besitzt, ruft im halbvoreiligen Enthusiasmus aus, er habe nie etwas Herrlicheres gesehen, und wer auch die Vorstellung einer Sache zu empfinden pflegt, die gut vorgestellt ist, dessen Seele wird müde von dem Drang der Gefühle. Und beiden ist jetzt dieß, und ist jetzt jenes das Schönste, und das Schönste ist überall.

Unbeschreiblich ist das sanfte, stille, beinahe unmerkliche Seitensenken, das in der lieblichsten Wellenlinie von der Rechten durch den schlanken, saftigen Körper die weichen Lenden herabfließt, dann wieder in dem linken Schenkel sich krümmet und strömt, und sich verliert. Doch ich kann und will hier nur die Wirkung beschreiben, und der Leser mag dann von dem, was dazu gehört, sie hervorzubringen, seine Begriffe sich machen.

Die Gestalt des großen Versöhners erzähl ich, so wie sie der Sterblichen einem in einem Gesicht sich gezeigt hat. Ich hebe mit Zittern mein Aug auf.

Und die Schöpfung stund still, und durch die Pole schauerte Feierlichkeit. Die Erde versank und verschwand in stiller Dämmerung, und die Thiere verbargen sich in die Tiefen der Wälder, und die Vögel schwiegen unter dem Laub. Und jetzt ward die Finsterniß noch finstrer, und die Stille noch stiller, und durch den Erdkreis zitterte, und bebte und verstummte, und erwartete alles Erschaffne bang und festlich; da rief durch die Finsterniß hinauf zum Himmel —

— Um die neunte Stunde rief der Herr Jesus mit lauter Stimme: Mein Gott! Mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Dieß ist hier der Augenblick, der schrecklichste, der gewählt werden konnte. Und gleich darauf (nach nur noch wenigen Worten, als: Mich durstet! u. s. w.) neigte er sein Haupt, und starb.

Hier ist das Entsetzlichste mit Würde verbunden, und der Tod opferte nie ein festlicheres Opfer. Dieser scheint jede Betäubung zurück zu halten, um jedes Glied und jede Nerve seine Annäherung empfinden zu machen. Er hat bereits den ganzen Körper mit mächtigen Erschütterungen ergriffen, und jeder Theil fängt von neuem zu leben an, um zu sterben; man sieht dieß Sterben von unten auf und von allen äußern Theilen nach dem Herzen schleichen, und die eiserne Erstarrung in denselben beginnen. Ich begreife nicht, wie das gemacht ist, daß man die Bewegung inwendig sieht, die bloß von außen gegeben werden konnte. Aber von der Zehe an, die grauenvoll gestreckt wird, bemerkt und sieht man heraufbeben den Krampf der letzten Zuckungen durch den linken Fuß und Schenkel, der sich mit einer peinlichen Bemühung nach dem Herzen hinauf zieht, indeß andere Theile anfangen, zu erstarren und die Empfindungslosigkeit zu fühlen. Die Finger der rechten Hand zittern bereits auseinander, und die der linken sind im Begriff, sich auseinander zu lösen; nur der kleine und der folgende daran haben noch Kraft, sich einwärts gegen den Nagel zu ziehen. Alles befindet sich im großen Hingeben, in der letzten Bestrebung, sich an seiner Stelle zu halten, und in den aufschwellenden Adern kämpft und rinnet sichtbar das Leben ab; sie erscheinen, einzeln und in den feinsten Theilen eilfertig

und fliehend und erlöschend, gleich jenen letzten, zuckenden flämmlichten Strichen, die über eine große Glut einzeln und ersterbend dahin fahren.

Wie mächtig sich im letzten Athem die Brust hebt, und aus den Tiefen des Herzens empor treibt, das liebte, wie nie eines geliebt hat. Es hebt sich, und sinket wieder, und erhebt sich zum letztenmal mit aller Kraft und Ausdehnung des Menschheitsgefühls; und strenget sich, da es leiden wollte, mit der äußersten Gewalt an, aus allen Kräften zu leiden. Aber fern ist davon alle Gewalt und alles Toben, das Grauen erweckt, und was in diesem Zustand nothwendig aus dem Gleichgewicht gehoben wird, das gleicht der scheinenden Ebne des Meeres, deren Wellen in der Ferne verschwinden.

Ehe ich zu dem Hauptheil dieses Kunststückes schreite, auf das man bei Betrachtung desselben immer zurück kommt, ich meine zu dem Ausdruck des Kopfs, muß ich eine Erinnerung voraussetzen, die, so unentbehrlich sie jedem angehenden Künstler ist, doch dem größten Theil unbekannt oder entgangen zu seyn scheint, da die Ausübung derselben in ihren Werken ganz und gar nicht zum Vorschein kommt; ich meine die Nothwendigkeit: den edeln, erhabnen Naturen auch edle Charaktere zu geben, und die Begriffe von sittlicher Schönheit mit jenen der körperlichen zu verbinden. Die Figuren der Alten (die nicht gut sind, weil sie alt, sondern weil sie der Wahrheit und Anweisung der Natur getreu gefolgt sind) bewegen sich alle ohne Mühe und mit jener Sittsamkeit, womit die Grazie besteht, und aller Antheil, den sie über etwas äußern, erscheint in einem Maaß von Wohlstand, dessen Ausdruck sittliche Vollkommenheit zeigt, und der Schönheit behülflich ist. „Davon kann man sich, sagt Winkelmann, in zweien der schönsten Werke des Alterthums überzeugen, von welchen das eine ein Bild der Todesfurcht, das andere des höchsten Leidens und Schmerzens ist. Die Töchter der Niobe, auf welche Diana ihre tödtlichen Pfeile gerichtet, sind in dieser unbeschreiblichen Angst mit übertäubter und erstarrter Empfindung vorgestellt, wenn der gegenwärtige Tod der Seele alles Vermögen zu denken nimmt, und von solcher entseelten Angst gibt die Fabel ein Bild durch die Verwandlung der Niobe in einen Felsen: daher führte Aeschylus die Niobe stillschweigend auf in seinem Trauerspiele Prometheus. Ein solcher Zustand, wo Empfindung und Ueberlegung aufhört, und welcher der Gleichgültigkeit ähnlich ist, verändert keine Züge der Gestalt und der Bildung, und der Künstler konnte hier die höchste Schönheit bilden, so, wie er sie gebildet hat; denn Niobe und ihre Töchter sind und bleiben die höchsten Ideen derselben. Laocoon ist ein Bild des empfindlichsten Schmerzens, welcher hier in allen Muskeln, Nerven und Adern wirket; das Geblüt ist in höchster Wallung durch den tödtlichen Biß der Schlangen, und alle Theile des Körpers sind leidend und angestrengt ausgedrückt, wodurch der Künstler alle Triebfedern der Natur sichtbar gemacht, und seine große Wissenschaft und Kunst gezeigt hat. In Vorstellung dieses äußersten Leidens aber erscheinet der geprüfte Geist eines großen Mannes, der mit der Noth ringet, und den Ausbruch der Empfindung einhalten und unterdrücken will."

Dieser große philosophische Kenner beklagte, daß er fast nirgends einen angemeßnen edeln Ausdruck in den Gesichtern des Heilands entdeckt habe, und erwähnet als einer sehr seltnen Erscheinung, einer kleinen Originalzeichnung von Raphael, die sich in dem königlichen farnesischen Museum zu Neapel befindet, und die Beerdigung des Heilands vorstellt, wo das Haupt desselben die Schönheit eines jungen Helden ohne Bart zeigt. Wie edel, ruft er aus, hat Raphael gedacht! (was würde Winkelmann gesagt haben, hätte er unser hiesiges Gemälde von ebendemselben gesehen?)

Ich will zu diesem, um unsrer Einbildungskraft für das folgende einen Schwung zu geben, noch die Vorstellung von einem Dichter hinzusetzen, den die Künstler bei dem Tag studiren, bei der Nacht studiren sollen. Mit welcher Kraft und Hoheit ist die Gestalt von Christus in folgenden Bildern geschildert:

Als die Juden kamen, ihn zu fangen, und ergrimmten, und riefen, und die bebenden Fackeln schwangen:

Mit göttlicher Ruh, als wenn er dem Wurme zu sterben,
Oder dem kommenden Meere, vor ihm zu schweigen geböte,
Sprach der Meßias: Ich bins! —
Hannas — bewunderte Jesum, mit welcher Gebehrde
Eines Propheten er dastnnd! mit welcher bescheidneren Hoheit,
Unentheiligt vom Stolz!

Als er nach dem Pallast des Hohenpriesters geführt ward, und die Stufen herauftrat, und vor dem Richterstuhl stund.

Alle Hoheit, sogar die Hoheit des sterblichen Weisen
Hatt' er abgelegt, war nur ruhig: als säh er den Abfall
Einer Quelle vor sich, und dächte nur sanfte Gedanken,
Nach erhabnern an Gott, die Augenblicke, zu ruhen.
Von dem göttlichen Ernst, von dem nur hatt' er noch Züge,
Leise Züge behalten. Doch konnte kein Engel sie haben;
Wollt' er sie haben. Allein auch nur ein Engel vermöchte
Dieser Göttlichkeit Mienen, und ihren Geist zu bemerken.
Also stand er. —

Wenn je ein Künstler diese Idee erreicht hat, so geschah es hier. Ein Gesicht des höchsten Menschenadels, voll unerklärbarer Vernunft und Güte, voll hoher Einfalt und Unschuld, so daß der unbekannteste, der ihn diesen Augenblick sähe, still stehen und denken würde, hier liege ein Geheimniß verborgen, und er zahle nicht die Schulden seiner Missethaten. Und der Blick voll Friede und Versöhnung ist hier nicht der Siegerblick der Helden, die sich, um gerühmt zu werden, dem Vaterland opferten.

Die Kennzeichen der Heldenschönheit in den Theilen eines Kopfs werden dem Kunstverständigen bekannt seyn; hier sind sie alle vereint; nur, daß hier der Hauptcharakter Liebe, Duldung und Friede, überall sichtbar, und die göttliche Huld und Sanftmuth in der ganzen Form des begeisterten Kopfs zu erkennen ist. Mit diesem unumschränkten Wohlwollen für alle Menschen! Mit diesem Gehorsam bis an den Tod des Kreuzes! Ich sah den Mann der Schmerzen.

Um das jetzige des gegenwärtigen Augenblicks zu begreifen, muß man sich vorstellen, wie er nun lange litt, was nie ein Mensch gelitten hat; wie sein Leben mit dem Tod rang, von keinem Tode zu tödten, bis die Gottheit von ihm wich; wie die ganze Schöpfung auf diesen Augenblick wartete, und er nun erschien, und wie nun eben der Tod ihn plötzlich mit allen seinen Schrecken ergreift. Und die bangere Todesblässe strömte jetzt die schauernden Wangen herab; aus brechenden, müden Augen voll Jammer entsinken verlöschende Blicke, und die Erde umher wankt ihm in schwimmender Dämmerung. Sein Haupt beginnt, zum Herzen zu hängen; er will es aufheben; aber der Schmerzen Last drückt es nieder zum Herzen. Mit einer unaussprechlichen Todesmiene, und einer Stirne voll Angst sucht er nach Ruhe und Rettung; aber wo er hinblickt hinaus in die Schöpfung, oder auf die liegende Erde, ihn rettet nichts mehr, und kein Platz ist für die Ruhe seines Hauptes. Keine Hülfe im Himmel und auf Erden! Und so richtet Er nochmal mit aller Anstrengung des Lebens sein ausblutendes Haupt und seine belasteten Augen empor, und mit unhörbarer Stimme aus den Tiefen der Seele ruft er, warum ihn der Himmel verlassen habe.

Nie ist wohl die peinlichste Ohnmacht und das Gefühl der Verlassenheit im Hinschlummern nach dem Tode mit mehr Würde und Anständigkeit ausgedrückt worden. So wie sich vom Zurückhalten des Athems die beklemmte Brust erhebt, tritt das Leiden in dem aufschwellenden Halse, (ein Theil, der weniger, als andre, in unsrer Gewalt ist) wie gesammelt, hervor, hinauf nach dem Kopf, wo er mit bewußter Stärke, um mich so auszudrücken, alle Theile an sich ziehet, und alle Muskeln erhalten sich in dem Stand einer Festigkeit, die des schönsten Verhältnisses fähig ist. Man sieht, daß er sich noch des Gefühls aller seiner Leiden bewußt ist, und daß er mit Hoheit leide; die brechenden Augen, nach höherer Hülfe gewandt, verlieren sich, und der geöffnete rufende Mund voll Wehmuth, wovon dessen Unterlippe schwer ist, lechzet und dürstet, und lechzet fort — unaussprechlich; aber man bemerkt noch überall der fliehenden Gottheit Spuren, und eine zurückgebliebene Wärme von Kraft, wie Wärme an den Stellen, welche an einem hellen Sommertag die Sonne beschienen, und nun am Abend eben verlassen hat.

Ich sage nicht zu viel, und schwärme auch nicht, wenn ich sage, daß dieses Bild niemand ansehen wird, ohne in seinem Herzen wunderbare, vielleicht ganz unbekannte Regungen gewahr zu werden. Und bin ich ganz der Meinung, dasselbe müßte, wenn es in einer Kirche ausgestellt wäre, sonderbare Wirkungen hervorbringen. Man kann sein Aug nicht darauf erheben, ohne auf die süßeste Art besänftigt zu werden; und wer vertraut mit ihm würde, müßte (wär ers nicht) ein besserer Mensch werden. Man braucht hier nicht, sich etwas vorsagen zu lassen; man sieht sogleich beim ersten Anblick und fühlt Empfindungen,

und eine gewisse Seligkeit der Herzensruh, wobei man sich des Wunsches nicht enthalten kann, daß es immer so enthalten, und daß wir nie wieder eines andern Sinnes werden möchten. Und sagt man, wenn Er reden könnte, was Er reden würde, das würde man thun, und würde man ihm folgen ohne Widerstreben im Regen und im Sonnenschein, und glauben, daß man seiner Wohlfahrt gewiß sey.

Ich wollte den Künstlern gerne etwas an den Mängeln der Geschicklichkeit und des Fleißes nachsehen, wenn sie sich nur eines anständigen Ausdrucks wenigstens in den Theilen beflissen, woraus man sehen und abnehmen könnte, was werden sollte und nicht geworden ist. Meisterstücke der Zeichnung und Farbengebung gibt es wohl; aber das Gezeichnete heißt nichts; aber das Ausgedrückte ist der Farben und der Hand eines Künstlers nicht würdig, da weder die Idee, noch der Entwurf derselben von einem durch die Künste aufgeklärten Geist entstanden ist. In ganzen Sammlungen kein Kennzeichen von gereinigten Begriffen der wahren Schönheit und des Wohlstandes, und man kann nichts Unedlers sehen, als die Gesichter und Abbildungen der Personen, deren Anblick in uns Ehrfurcht und Liebe erwecken soll. Viele Künstler haben von der Würde anständiger Vorstellungen nicht einmal den Begriff, den sie auf jeder heutigen Bühne lernen können; sie fahren noch immer fort, auf ihrer Leinwand zu köpfen, Gedärme herauszuziehen rc. und stellen, um in ein paar nackten Rippen ihre Stärke in der Anatomie zu zeigen, ihre Henker und Scharfrichter mit entblößten Körpern herum, oder sie zieren andere Personen, die beschäftigt sind, mit den prächtigsten Gallakleidern. Blutrünstige, unkenntliche, zerrissene, ganz mit Eiter und Beulen aufgeschwollene und blaue Gesichter! — Alle Bemühung um die Gabe des Ausdrucks ist vergebens, wenn die Philosophie des Ausdrucks mißkannt wird. Die Kunst des Meißels und des Pinsels wird mißhandelt, wie der Tanz; bei diesem lernt man die Füße durcheinander werfen, und sich mit einer eckelhaften Grimasse, die man Grace nennt, bewegen; aber sie fragen selten, woher, und wohin; daher lernen die Zuschauer bei dem heftigsten Tanz nicht einmal gehen.

Das halte ich für ein gutes Zeichen bei einem jungen Menschen, und für einen Beweis, daß in ihm ein Gefühl für das Geistige der Kunst vorhanden ist, wenn er an einem guten Stück beim ersten Anblick keine Fehler suchet, wenn er keine Fehler findet, und parteilich keine finden will. Wer nicht verliebt werden kann, wie kann der etwas mit Liebe entwerfen? Und wer jenes ist, so lange ers ist, findet er nichts; und zeig mir, sagt er, die Narbe nicht, — aber du siehst sie doch? — Wohl! Auch die Narbe ist schön. Lang sollte bei einem feurigen Herzen der Eindruck des ersten Anblicks dauern, bis es so sehr zu sich kommt, vom Ganzen ins Einzelne zu gehen. Wenn ich diesen Augenblick am Ufer des Oceans stünde, ich würde weder heute, noch morgen die kleinen Wellen in der Nähe betrachten, noch weniger aber würde ich mein Auge nach einem Stück Holz wenden, das in der Unermeßlichkeit der Fluten daher schwimmt.

Medea,

von Herrn Anton Hickel dem Jüngern.

Dieses Gemälde auf Leinwand gemalet, ist vier Schuh hoch, und drei Schuh breit.

Wenn es durch die Erfahrung bestätigt ist, daß man durch die besten Bücher darum nicht gebessert werde, weil der größte Theil sie liest, ohne zu wissen, wie er sie lesen, und was er in denselben suchen soll: — nun wie viel mehr wird dieses bei den Werken der Kunst statt finden, wo die Sprache des innern Geistes weit leiser, und die äußerliche Hülle weit verführerischer ist, den Zuseher vielmehr auf die Nebendinge, als auf den innern Werth aufmerksam zu machen. Die sogenannten Kenner treten gemeiniglich mit der Absicht vor ein Gemälde hin, um es, wie die Kunstrichter ein Buch, zu beschnarchen, oder um dem Künstler zu verstehen zu geben, daß sie klüger sind, als er, und sich daher auf ihre Einsicht etwas zu gut zu thun. Andere, und diese fangen nun an die gewöhnlichsten zu werden, merken sich einige Unterschiedszeichen in den Manieren der größten Meister, und wenn sie nun vor irgend ein gutes Werk geführt werden, so ist ihre Freude und Selbstzufriedenheit nicht auszusprechen, wenn es ihnen geglückt ist, den Namen des Meisters alsogleich zu errathen, und das große Räthsel aufzulösen. Man kann sich nichts abgeschmackters und kälters denken, als die Kunstmeinungen dieser Beurtheiler, wovon diejenigen noch die besten sind, welche es so weit gebracht haben, mit ihren Beobachtungen auf die Zeichnung, auf das Colorit ꝛc. loszugehen. Daß der Maler auch seine Seele mitbringen mußte, wenn er an seiner Stafley sitzt, daß er während seiner Arbeit wird begeistert seyn, und etwas empfinden müsse, das sich jedem Zuseher mittheilen soll, daran wird nicht gedacht. Diese Unwissenheit der Beurtheiler hat auf die Künstler zurück den schädlichsten Einfluß; sie wissen nicht, daß man sich um etwas bemühen soll, um was man nicht umfragt, und bleiben daher so blöde, wie jene. Man hört sie selten etwas von der eigentlichen Idee, von dem innern Ausdruck ihres Werkes sprechen, und wir sagen vielleicht nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß es Künstler gegeben, die in ihrem Ort und zu ihrer Zeit sehr berühmt waren, ohne in ihrem Leben nur von weitem von dem, was man Empfindung, Leidenschaft, eine geistige Stellung und Ausdruck nennt, etwas gehört, oder studirt zu haben. Was sollen wir vollends von dem Volke sagen? Es kommt uns, so oft wir ein neues Gemälde erblicken, gerade vor, als wenn man demselben eine neue gute Schrift mit arabischen Lettern vorgelegt hätte. Wie es bei dem Anblick dieser letztern nichts vermuthen würde, so erwartet es auch von jenen nichts. Je nachdem es bekannt ist, daß sie theuer zu stehen gekommen, nach dem werden sie hoch geschätzt. Wir leben auf diese Art mitten in einem Walde, und pflanzen noch immer Bäume fort, ohne von denselben einigen Gebrauch zu machen.

Wir haben daher schon lange gewünscht, daß sich ein Mann, der einer so würdigen, gemeinnützigen Unternehmung des Geistes und Herzens gewachsen wäre, hervorthun möchte, uns von den besten hiesigen Gemälden, Statuen ꝛc. Ideale zu liefern, und uns auf diese Weise für die Kunst aufmerksam zu machen; denn dadurch würden die Künstler bewegt werden, bei ihren Arbeiten immer mehr auf das Wesen, als auf zufällige Dinge zu sehen, und mehr auf geistige, als bloß künstliche Gegenstände bedacht zu seyn. Die Halbkenner würden mit ihrem Witze verstummen, und das Volk würde an solchen Erklärungen sowohl Nahrung, als Vergnügen finden. Dann würde man die guten Köpfe von den bloß mechanischen fleißigen Arbeitern wegsondern, und dem wahren Verdienste Gerechtigkeit widerfahren

lassen; dann würde man die Wissenschaften wieder einmal unter sich aussöhnen, und von den Künsten die Lehre der Leidenschaften herholen, und diese mit jenen vereinigen.

In diesen Erklärungen müßte man jederzeit den Augenblick bestimmen, welchen der Künstler wählte, und dann die gegenwärtige Empfindung desselben, und den Ausdruck der vornehmsten Theile vor die Sinne bringen, und so erklären, daß auch derjenige, der das Bild selbst nicht zu sehen bekömmt, dennoch im Stande sey, sich auf eine lebhafte Art dasselbe vorzustellen, und daran zu erbauen.

Wir freuen uns ausnehmend, so eben ein Beispiel dieser Art von einem Manne mit dem wahren Gefühl über ein Gemälde mittheilen zu können, dessen Hierseyn uns unvergeßlich bleiben wird.

Mit welchem schwärmerischen Beifall würden die Alten dieses Gemälde angerühmt, und wie würden sie von allen Orten zusammgeströmt seyn, es zu sehen, und zu bewundern. Sie wußten gegenwärtige Genies zu schätzen, und die noch schweigenden zu erwecken. Man liest die Nachrichten von den Werken ihrer Künstler mit einem freudigen Zittern, und erhebt dieselben über alles, was man nachher sah, ungeachtet man jene selbst nicht mehr sehen kann. Wir sind stolz auf die Schilderung, die wir hier einrücken, wenn man einst sagen wird: Sein Zeitalter hat den Künstler verstanden, empfunden!

Es ist hier die Rede nicht von Medea der Zauberinn, sondern von der jammervollen Königstochter, der liebekranken, hingerissnen und boshaften Frau von Kolchis.

Sie war ein gutes Mädchen, zärtlich und unschuldig, und vor geheimer Lust und Wonne zitternd bei jedem Anblick der Freude, als Jason, der Feldherr der Argonauten, in ihres Vaters Land kam, das goldene Vließ abzuführen. Sie hörte täglich von seinen ruhmvollen Thaten, von seinem Muth in Gefahren, von seiner heroischen Gestalt erzählen, und fing darüber an, etwas ganz fremdes, das sie noch nie empfand, zu empfinden, wie in ein neues Wesen überzugehen. Es war ein mächtiges Gefühl von höherer Wehmuth, das sie nicht zu nennen wußte, wenn ich es, sagte sie, nicht Liebe nennen soll. Der Preis, welchen ihr Vater auf die Eroberung des goldnen Vließes setzte, war ihr schon zu hart, und eben so unbillig schien es ihr, sich ihrem Vater zu widersetzen. So kämpfte sie lange mit ihrem eignen Herzen, und wurde nicht gewahr, daß sie dadurch zusehends verliere. Ich sehe wohl das Bessere, rief sie endlich aus, ich billige es auch; aber ich wähle das Schlimmere. So ward sie, wie durch eine fremde Macht unwillkürlich hingerissen, wo sie nicht hingehen wollte.

Noch hatte sie den Jason nicht gesehen; und als sie nun erst seiner ansichtig wurde, verlor sie allen Sinn. Sie glaubte an ihm etwas Höhers, als einen Menschen zu sehen, und verging vor seinem Angesicht.

Jeder Ort war ihr eine Einöde, wo er nicht war, und sie wollte ihm nachfolgen, wo er hinzog, in das entfernteste Eiland der Welt. Mit Freuden verließ sie die königliche Burg, verließ sie Vater, und Bruder und Schwester, und schiffte mit Jason nach Jolcos —

Und liebte daselbst, im Vergessen aller Dinge der Welt, den Jason, und erklärte für ihren Feind jeden Sterblichen, der ihren Jason nicht liebte. So ermordete sie den Pelias, und beredete durch List seine Tochter, die grausame That mit eignen Händen zu verüben.

Dennoch ward sie von diesem Jason verstoßen, der sich treulos mit einer andern Gemahlin verband. Als Medea darüber zur Besinnung kam, war ihr, als wollte sich die Erde aus ihren Angeln drehen; sie machte dem Jupiter Vorwürfe, daß er ihretwegen die Welt nicht zerreißen, und nicht alle seine Donnerkeile auf sie herabschleudern wollte; sie schrie alles an, wollte alles, was sie konnte, und nicht konnte.

Alles was in ihr zu leiden fähig war, litt, und sie verwandelte alles, was ihr nahe kam, in Werkzeuge der Rache. Wie sie ehe liebte ohne Grenzen: so wollte sie nun, sie wußte selbst nicht, was, das peinigen und doch nicht wehe thun sollte, etwas ohne Grenzen. In dem Augenblicke, wo sie um Rache rief, bemächtigte sich ihrer die Liebe wieder, und sie rief um Schonung, und sank hin in Thränen, beschämt, und stark, und ohnmächtig vor Wuth und Liebe.

Ich ihm alles, er mir alles gewesen, mir für Vater, Schwester, und Bruder, und Vaterland, und nun nichts von allem! — Und nun ich die Verlaßne! die Beschimpfte! — das Märchen der Völker, ewig, und überall, daß der Niedrigste die Nase über mir rümpfe, und sage: Dieß ist Medea, die Königstochter von Kolchis, die Verstoßne! — Habe ihm alles aufgeopfert, habe verrathen, gemordet für ihn, und nun er mir alles geraubet, mich vor allem be-

schimpfet, und hülflos und wehrlos gemacht vor den Augen aller. —

Bei diesen Worten schlug sie ein lautes Gelächter auf, hüllte aber bald schweigend und düster sich in sich selbst, und ward immer fürchterlicher in ihren Augen. Ein Gedanke von einem schauderhaften neuen Unternehmen durchfährt ihre Seele; sie wird seiner mit einem kalten Schauder gewahr, und will sich in sich selbst verhüllen. Es war das letzte Aufzittern vom Gefühl der Menschheit im Herzen der Mutter.

Aber vor ihren Augen stunden die schrecklichen Gestalten, und Megära schüttelte aufs neue die Wuthflamme in ihrem Herzen. Sie will das Andenken an ihn vertilgen in jedem Ding, worin es lebte, ihm wehthun überall, worin er Schmerz fühlen konnte.

„Soll ich das Blut meiner Kinder vergießen? Wie mir das Hirn siedet, wie mir das Herz tobet, und die Hand zittert, als könnte sie nicht, was sie will! Sie sollen sterben — es sind nicht meine Kinder — sie sollen zu Grund gehen! — Aber es sind ja meine Kinder! Sie haben keinen Theil an Schuld und Laster, sind unschuldig!“ —

Die fürchterliche Stunde der Trennung kam; da vergiftete sie Jasons Braut mit einem Gift, das in Flammen ausbrach, und den prächtigen Pallast verzehrte, von dessen gewaltsamem Brand weit hin das Meer beleuchtet ward.

Sie floh; aber diesen Augenblick erblickte sie ihre kleinen Söhne auf sich zueilen, und ward sogleich ganz Medea. Im Erinnern an ihre Schmach, an ihr Elend, in der Verzweiflung ihrer selbst, sah sie in ihnen bloß die Söhne des Jason, und ward darüber ihrer nicht mehr mächtig. Sie ergriff sie, und durchstieß sie zur Rechten und zur Linken, bis sie fielen im eignen Blut.

Und, wie sie fielen, und sich von dem Kleid der Mutter, an das sie in der Angst sich hiengen, hinabstreiften, und dann zu ihren Füßen in ihrem Blute zuckten und zappelten, und, indem ihnen die Aeuglein finster und starr wurden, noch mit ihren Händchen herum tappten, und leise und zum letztenmal heraufwinselten um Hülfe zur Mutter — sah die Gemahlin hinab, und da sie das Aechzen und Röcheln hörte, schüttete sich aufs Neue die Wuthfreude durch jedes Gebein, und von dieser Freude ergriffen riß sich mächtig jede Nerve empor, und sie schrie, wie tanzend und singend, und jauchzend zum Tanz: Ha, gerächet!

Der Dichter, und Maler hörte den Ruf, und, wie er die Rachgestalt stehen sah, sprach er: So sollst du stehen bleiben, und sollst rufen ewiglich: Ha, gerächet!

Ich sah sie stehen, und will nun etwas von dem auffassen, was ich unter profane Worte zu bringen fähig bin von der Wuth des Weibes, und den heimlichen Schmerzen der Mutter.

Ein pechschwarzer Gewitterhimmel, tief siedend und krachend, und immer stiller und dumpfer sich einwälzend in seine eigne Verwüstung. Banges Schweigen, Schrecken, und Erwarten der hier unsichtbaren Natur, von der alles Licht erlosch, um die Greuelthat nicht zu beleuchten. Nur in einer weiten Ferne zur Linken entdeckt man ein unmerkliches zuckendes Blitzen, roth, wie ein vergoßnes Menschenblut, und kaum sichtbar im fühlbaren Dunkel. Unter dem Gewölbe dieser Verheerungen Medea!

Sie lehnt sich mit dem rechten Arm, den unten an der Spitze blutigen Dolch in der Hand, an eine alte in der Mitte zersplitterte Säule, läßt den linken, wie seiner vergessend, herabsinken, als wäre sie hieher gekommen, von einem herrlichen Unternehmen auszuruhen, und wirft gebieterisch und triumphjauchzend nach der linken Seite den Kopf in die Höhe mit soviel losgelaßner Wuth und eigner Pein, daß man zu sehen meint, wie sie um ihre Atmosphäre einen giftigen Thau aushauchet, worüber die Vögel vom Himmel fallen, und die Sterne verbleichen würden.

Unbeugsame Gewalt, und wirkliches Streben in allen Theilen, und Muskeln ihres Gesichts! Im starken Emporringen und festen Hinhalten ihres Nackens erkennt man, welcher Heldenkopf darauf ruhen, und von welchen mächtigen Gedanken er erfüllt seyn müsse. Schon höre ich das Knirschen ihrer in der hinaufgezognen Oberlippe etwas sichtbaren Zähne, die zermalmen wollen, und sehe den grausamsten Grimm und Rachschmerz aller Wesen, — den nichts schonenden, erfinderischen, aufgebrachten Frauengrimm wegen beleidigter, verschmähter Liebe. Ich höre das hohle, verbißne Hohnauflachen ihres bleichen Mundes, aus dem ein wilder Feuerathem heraushaucht, brennend und verzehrend, wie aufgelöstes Metall. Sie will die Wunde nicht bloß versetzt haben; sie möchte selbe befühlen, aufreißen, darauf ruhen, und nochmal ins Herz graben, und

schreiben mit Blut an die Zonen des Himmels, daß sie ihm nie vergeben, sich nie vergeben, daß sie erschüttern möchte, wenn sie könnte, die Säulen des Himmels, und begraben unter dem Schutt ihn, sich selbst, und alles, was sterben kann. — Und daß es zur Lustrache nichts gibt, als den Tod! Daß man nichts kann, als tödten, und zu peinigen aufhören muß, wenn man getödtet hat!

Wie ihre Wangen glühen und beben, und in der kämpfenden Erschütterung leiden, zu gewaltsam für die mütterliche Natur!

Zwo fast unmerkliche heiße Thränchen, in einem Augenblick, wo sie dachte, es wäre zu hart, so hülflos, so gar weit getrieben zu seyn, entschlüpft, und herausgepreßt vom bittersten Zorn, rinnen, wie leibhaftes aqua toffana ihre Wangen herunter, gleich den kleinen, blauen, aufsprühenden Flämmchen einer schrecklichen Glut. Sie werden den Ort durch und durch sengen, auf den sie fallen werden.

Aber nun, ihre Augen! Schon ein eignes Werk sie allein, und wenn sonst nichts zu sehen wäre, als sie allein! Schon eine vollständige Geschichte mit allen geistigen Erklärungen vom großen Verfallen des Menschen, vom innern Streit aufgebrachter Leidenschaften, von der Verwandlung des seligsten Wonngeschöpfes in den giftigsten Drachen. Ganz, wie sich Plato ausdrückt, das halsstarrige, und geile, und unbändige Thier, die Liebe, losgelassen mitten im Herzen des Menschen, und mit den Hufen von sich schlagend alle Tugenden, und alle heilsame Rathschläge für ihr eignes Wohl.

Sie wälzen sich, (wie schreckliche Kometen in der Luft) in aufgetriebnen, blutfarbigen Kreisen frei und herrschend wie im eignen Gebiete! Wie fürchterlich dieß Weiße und wie durchbohrend hinaufgedreht! Ich lese in dem trüben, zerrütteten, aufgeschwollnen Dunkel den langen Jammer der verwaisten, elend durchweinten Nächte auf deinem einsamen, geschändeten Lager, sehe noch jenes bange, stumme, peinliche Hinstaunen und Bezweifelnwollen der Untreue deines Gemahls, und dann jenes Zusammschaudern in dem Gedanken, daß dein Unglück gewiß sey. Ich höre noch die unzähligen Vorwürfe, und das heiße Hinklagen und Rufen zum hohen Himmel um Rache wegen grausamer Schmach. So wurden die Kräfte des Muttergefühls erschöpft; so grub, kochte der drückende Gram in deiner Seele, bis er sie unterdrückte, und du, das Spiel der Unordnung, und der Zerrüttung, schwammst wie ein zersplitterter Mast im Wogentumult; verlorst darüber, was noch von deiner Gattung an dir war, und wurdest zur Fu ie —

Schütteltest die Gifthaare, die wie zischende Schlangen, theils auf deinem Kopf empor borsten, theils rechter Seits los herunter hängen, und rauchen.

Der ganze Körper ist noch in Bewegung und in der Hitze des vollbrachten Kindermords. Wie nach einem Sturm, wenn die Winde wegziehen, die aufgebrachten Wellen noch lange himmelhoch, und höllentief brausen, und heulen: so sieht man das Auf- und Niedertoben in jedem ihrer Glieder, und so ists, als hörte man das schreckliche Keuchen und Arbeiten jeder Nerve, und als vernehme man das Wallen des Bluts, wie das heiße Sieden des heftig in einander vom Grund aufgewühlten Meersands. Man glaubt alle Augenblick, daß sie sich auf das neue bewegen, herübersehen, und nach allem, was sie sieht, ihren Dolch erheben werde.

Wie man vom Entsetzen dieses Anblicks ergriffen wird, wendet man unwillkührlich, und vor Grauen das Gesicht weg, oder man wünscht, wegeilen zu können, und fühlt die hindernden Glieder, und das Entgehen des Muths zur Flucht.

Was das Meisterstück ankündigt und vollendet, ist, daß man hier keine Verzerrung, kein unangenehmes Verrenken und Spannen auch der leidendsten Theile wahrnimmt. Es scheint alles an seinem gehörigen Ort, und in die natürlichste Lage versenkt zu seyn. Hier ist jenes unbeschreiblich Viele in Wenigem, jene hohe Würde in Gebehrden und Bewegungen, jene heroische Ruhe und einfache Macht des großen Geschmacks der Alten. Man sieht sogleich, daß alles sich selbst angehöre, und von Einem Geist regiert werde.

Noch mitten in dieser gegenwärtigen Unmenschlichkeit erblickt man in ihrer Gestalt deutliche Spuren, daß ihr Wesen nicht von Natur grausam, daß sie nicht zum Haß geboren sey sondern, daß sie einst bessere Tage gelebt, und daß sie gewiß nur aus Rache gegen ihren Gemahl, nicht aus Kinderhaß in einem unglücklichen Moment die Hände gegen dieselben ausgestreckt habe. In ihren durchsichtigen runden Armen, und dem schön und groß gebildeten Körperbau erkennt man die reine Mutterfreude in den Tagen ihrer ehemaligen ungestörten Wonne, und der Gesundheit ihres Herzens. In ihrem noch vollen, wohlgestalteten Gesicht sieht man

(wie man die Herrlichkeit großer Palläste in rauchenden Ruinen sieht) Zeichen eines unbegränzten Wohlwollens und mächtiger Liebe im ersten Aufthauen unaussprechlich beseligend, — und Merkmale von heimlicher, immerwährender Anstrengung, und vom Anschlingen an jede geistige, und sichtbare Vollkommenheit.

Mit einem Wort: Man erräth ohne allen Unterricht gleich beim ersten Anblick, daß es nicht jene originelle Medea, von der Willkür des Künstlers aus Ideen zusammgesetzt, sondern, daß es eine angenommene nur vorgestellte Medea, daß es der geistreiche Kopf einer schönen Seele, und einer großen Künstlerin unsers Zeitalters ist —

Die wohl gewußt, empfunden haben mag einen Theil dessen, was Medea empfand, aber nicht auf einmal verschwinden lassen konnte, was tief in ihre Natur verwebet, und zu Fleisch und Blut in ihrem Gesicht unaussprechlich geprägt worden ist, — (eine sichtbare herrschende gesunde Vernunft, tiefe Ueberlegung und scharfes Nachsinnen, das von der Miene der schwärmerischen, ihres Geistes nicht mächtigen Medea entfernet seyn muß) — sich nicht auf einmal geben konnte, was in dem ganzen Angesicht der wirklichen Kindermörderin verbreitet war, jene blutgestreifte bleiche Sünderfarbe in den zerrütteten aussiedenden Augen, jene schreckliche Verwirrung, und jenes Eilen einer Kindermörderin; jenen Todesstoß im hagern Kinn, und in dem von langem Gram zusammgeschwundnen, glänzenden Gesicht; jene ausgeschämte, oder eben jetzt, nach langem, langem Verhalten, gleich einem Strom aus den Schleusen, gewaltig losbrechende Verwegenheit.

— Die wohl gewußt haben wird, wie wenig man in dieser Seelenangst, in diesem marternden Vorhaben des theatralischen Putzes, und des äußerlichen Anstands in den Kleidern achtet, aber doch um die Ordnung und Gewohnheiten und um die Pracht der Damen ihrer Zeit in etwas besorgt seyn mußte.

Sie ist in einen prächtigen, mit goldnen Franzen behangenen rothen Atlas, (eine Schürze um die Mitte) gekleidet; in den Haaren drei Federn, und darüber ein schwarzer Flor; alles so lebend, dastehend, wie außer der Leinwand.

Und dieß Gemälde ward aus Wien gelassen, fortgelassen, zu werden der Stolz und die Zierde des Auslands! Was wird darüber die Nachwelt sagen? Was sollen die Weisen unsrer Zeiten sagen? Ist es Überfluß an Meisterstücken dieser Art? oder ist es Mangel am Gefühl? oder Kälte der deutschen Größe?*)

Ich habe herrliche, unsägliche Dinge gesehen vom höhern Geist und Menschenkraft, bin wieder geführt worden durch unbekannte Regionen, und bin gewandelt in einer andern Welt unter ewig grünenden Tannen, wo die Urväter der Menschen mit hohem schauderhaften Tiefsinn in steter Kraft majestätisch dahinwallen. Ich habe gehört die unsterblichen Urtheile über den Werth und die Größe menschlicher Handlungen, und über die Nichtigkeit des gewöhnlichen Thuns und Wähnens auf dieser Erde, habe gesehen die Verherrlichung großer und wohlthätiger Künstler, und ihre Einführung in die Gesellschaften der größten Seelen, habe vernommen, daß Künstlermacht mehr sey, als Rangs- und Geldes- und Kriegesmacht, daß sie allein (gut aufgeweckt, und wohl angewandt) fähig sey, der Welt eine andere Gestalt zu geben, das Feuer und Verlangen nach vollkommnen Dingen, nach Tugend und Menschenwürde in alle Herzen zu legen, und das Böse in das Gute zu verwandeln.

Ich kehre wieder zurück, betrachte dich noch einmal — noch einmal — zum letztenmal. Was ich sah, wird nie aus meiner Seele, und, was ich hörte, nie aus meinem Herzen kommen. Mir schaudert hier so einsam und bei dir allein zu seyn, und ich sträube mich mit allen Kräften, dein Leiden in mich kommen zu lassen. Schon liegt es so schwer in mir, macht es so ängstlich beben jede Nerv in mir!

Ich möchte dir so gerne etwas sagen zum Andenken, daß du einmal mitten unter uns, und zur Dankbarkeit, daß du bei mir warst.

Wenn du nun gehst von Volk zu Volk, und man von Volk zu Volk dich ansieht, (nicht beurtheilt bloß in der Zeichnung, im Gewande und Farbe, und darüber deiner selbst vergißt,) wenn man dich ansieht mit dem Auge des Menschen, der, selbst der Uebel kundig, über fremde Uebel zu weinen weiß, wenn man dich so ansieht, und fühlt: dann wünschte ich etwas, wenn ich gleich weiß, daß du bleiben

*) Hr. Baron von Breteuil, französischer Botschafter am römisch-kaiserlichen Hof hat es zur ewigen Ehre und Zeugniß seines Gefühls für das große Talent an sich gebracht, und wird es in Paris als ein Monument unsers Jahrhunderts aufstellen, und in Kupfer stechen lassen.

mußt, was du bist, und daß meine Wünsche vergebens sind.

So, wie du nun bist, erweckst du Entsetzen, und schauderhaftes Schrecken jedem, der mit besserm Herzen dich ansieht. Du bist weichen Seelen zur Aergerniß, guten zur Betrübniß, und den Bösen zur Züchtigung, bist niemand zur Freude, bist niemand zum Labsal, wenn er zu dir heran eilen wollte im Unternehmen einer großen That, oder im Kampf einer harten Stunde. Ich wollte dir sagen, wie oft ich mich hingerissen von dir mit diesen Gedanken von dir wegwandte, und wünschte, daß du deine entsetzliche Miene einer Mörderin, einer Verwüsterin in eben so viele Liebe, in eben so viele Freude und Huld, und Tugendstärke, und Gutmeinen verwandeln, daß du in deinen Augen einen Himmel öffnen, und noch ungesagte Gefühle empfinden lassen möchtest jeden, der dich ansieht. Wie mächtig würdest du wirken? wer würde dich ansehen, ohne die Gottheit zu fühlen, die in dir lebt? — Du bist das, was du vorstellst, so wahr, bist so gut gemacht, daß ich weinen möchte, daß so etwas grausames aus dir gemacht ist!

Uns wird Hickels Andenken ewig unvergeßlich bleiben, da wir von ihm bereits einige Portraits besitzen, die theils wegen der hohen Personen, deren Bild wir dadurch erhalten, theils wegen der Kunst, völlig im Geist der Medea, unschätzbar sind. Aus Portraiten dieser Art wäre es leicht, eine Geistesgeschichte unsers Zeitalters zu verfassen; man sieht nicht bloß die Aehnlichkeit und den aufspürenden Fleiß, welchen die meisten Portraitsmaler anwenden, jede kleine Erscheinung des Aeußerlichen im Gesicht des Menschen anzuzeigen; man sieht hier die Seele des Menschen, und sein Inwendiges wie in einem klaren Spiegel. Es ist Fleisch von seinem Fleisch, und Geist von seinem Geist. So strahlet aus den Augen und dem ganzen Gesicht unsers durchlauchtigsten Churfürsten Karl Theodors hohe Fürstenvernunft und Fürstenhuld, daß jeder sagen muß: das ist mein Herr, und mein Vater. So lächelt eine unnennbare Güte in der Miene unsrer durchlauchtigsten Frau, der verwittibten Churfürstin. —

Einige Maler ziehen ihren Portraiten, wenn sie nur einmal die Köpfe aufgesetzt, die Hand ab, und überlassen das übrige, das sie nicht bearbeiten wollen, oder nicht so vortrefflich, als sies wünschten, bearbeiten können, ihren Schülern, oder wohl gar oft elenden Stümpern. Hickels Gewänder, und ganze Drapperie wird das Auge jedes Kenners in Verwunderung setzen.

Psyche.

Psyche wird wegen ihrer Schönheit als eine Göttin verehrt.

(Gestochen von P. Krahe_1778, und von der Düsseldorfer Akademie mit dem Preis belohnt.)

Die Geschichte findet sich beim Apulejus im vierten Buch der Verwandlungen vom goldenen Esel. „Es war einmal in einer Stadt ein König und eine Königin, die hatten drei schöne Töchter; doch bei den zwei ältern, so lieblich sie anzuschauen waren, konnte man doch noch Ausdrücke finden, um zu sagen, wie schön sie wären; aber dieß von der jüngsten zu thun, dazu fehlte die Sprache, wodurch sich die Sterblichen ihre Begriffe mittheilen; dazu fehlte etwas Aehnliches, das sich mit ihr vergleichen ließ, so hohe, überirdische Reize glänzten aus ihrem Wesen. Viele Bürger, und eben so viele Fremde, welche von dem Ruf dieser außerordentlichen Schönheit neugierig gemacht, in zahlreicher Menge herbeizogen, kamen beim Anblick ihrer unbeschreiblichen Anmuth vor Erstaunen außer sich, und indem sie ihr die rechte Hand küßten, welche sie mit dem Vorderfinger, worauf sie sanft den Daumen legten, berührten,

erwiesen sie ihr, ohne weitere Zurückhaltung, als wäre sie nichts geringers, als selbst die Venus, göttliche Ehrenbezeugungen" u. s. w.

Psyche befindet sich, in der Mitte ihrer Schwestern in dem Augenblick, wo sie auf ihrem Gange durch die Straße von dem Volk angebetet, und ihr von dem Priester, der ihr von Ferne den Oelzweig reicht, feierlich geopfert wird. Sie steht unter ihren Schwestern auf einem, etliche Stufen erhabnen Ort, ganz in der Gestalt, worin nach der Empfindung des Volkes, so viel Hohes und Schönes war.

Eine Erinnerung muß ich voraussetzen, bei der ich glaube, den guten, und mithin, wie ich hoffe, den größten Theil meiner Landsleute zu beleidigen, wenn ich für ihn dieselbe für nöthig hielte; aber mir ist immer, als würde mir leichter seyn, wenn ich diese Erinnerung gemacht habe. Sie betrifft die Ergießungen meines Herzens bei dem Anblick der Schönheit, und den Endzweck, den ich haben kann, durch Gemälde derselben Gefühle für sie in die Herzen meiner Leser zu flößen. Es scheint, als wollte mancher, wenn von Schönheit die Rede ist, sich schüchtern zurückziehen, und als pflegte er mit seinen Begriffen von Schönheit heimlich etwas zu verbinden, das er sich schämen müßte, öffentlich zu gestehen. Das ist ein sehr schlimmes Zeichen, und wem die Züchtigkeit und die Tugend am Herzen liegt, der müßte darüber betrübt werden.

Sorge dich nicht! Das, wovon ich hier rede, wovon ich, wenn ich es sehe, aufhöre, zu seyn, was ich bin, wird nicht in den Gassen unsrer Stadt, und niemals vollkommen, und selten und nur theilweis unter Menschen gefunden. Gott ist das Höchste und das Ende davon. Den Seelen der Tugendhaften erscheint es, und in den Gedanken der Weisen, und unter den Händen der weisen Künstler beginnt es, und wird nie von unreinen Augen gesehen. Durch die Schönheit ward alles, und sie ward vom Anbeginn im Leben und Licht.

Aus der großen Stille der Seele, wo jedes Gefühl und jedes Verlangen im Gleichgewicht ruht, wo keine Begierde zur Leidenschaft anwächst, und doch alles im vollen Genusse zugegen ist, — im Genusse der ewig blühenden reinen Liebe und des Wohlwollens, das sich mittheilen will, aus dem Zusammfließen aller Tugenden kam hervor das geistige Wesen, die Schönheit.

Die Hülle, worin dieser Geist sichtbar werden, durch die er sich ausdrücken und hervorscheinen soll, konnte nur aus dem Vollkommensten entstehen, das in der Welt der Körper, und im Schönsten derselben, im Körper des Menschen vorhanden ist. Man fand es, oder, weil man nichts vollkommneres sah, man glaubte, es gefunden zu haben in jener hohen, ununterbrochnen einfachen Form, deren jegliche Theile geistig waren, und es verbarg, wie es dastand, unter strenger Einfalt und schreckbarer Ruhe unsterblichem Sinn, und war das letzte der sinnlichen Dinge, die eines Bildes fähig sind. Vom irdischen Menschen war darin wenig zu sehen, und dieß Wenige schwebte, wie sanfter Duft über schweigenden Gebirgen schwebt.

Es waren noch immer Künstler, die mit ihren Werken die Absicht verbanden, himmlische Dinge ins Irdische zu ziehen, oder was eins ist, diese nach jenen zu erhöhen, welche der Schönheit eine gemilderte Gestalt gaben, um sie begreiflicher und sichtbarer zu machen. Sie glaubten, daß sie in ihrer erhabnen Strengigkeit zu wenig gesucht werden würde, und gaben ihr mehr von dem, worin ein größerer Theil der Menschen einen klarern Ausdruck von Liebenswürdigkeit findet, und ließen sie dahin wandeln und schweben, zwar noch immer in unsterblicher Gestalt, wie keine auf Erden ist, aber mit lieblicher Freundlichkeit und holdseligem Lächeln von Unschuld und Anmuth, und zärtlicher, gefälliger Herablassung, als sollten wir uns nicht fürchten, zu werden, wie sie, und ihr nahe zu kommen.

Wo in einem Körper jegliche oder die meisten Theile so stark, so ausgebildet und fähig sind, dieß Gepräge geistiger Eigenschaften darzustellen, da ist Schönheit, stets noch unvollendet, wo sie von Menschenhänden entsteht, so schön sie seyn mag, und doch stets mächtig genug, das sinnlichste Herz vom Niedrigen aufzuziehen, und mit heißem Streben nach unnennbaren Reizen zu erfüllen;—

Bei deren Anblick in dir sogleich diejenigen Empfindungen, woraus sie selbst entstanden, aufwachen, und du keine schmerzhafte Unruhe, noch ein ungestümes Zittern, sondern Frieden fühlst und Ruhe männlicher, zärtlicher Liebe, und die Gewißheit der ewigen versicherten Jünglingschaft;

Und mit deinen Blicken beseligen und dir ähnlich machen willst, was du ansiehst, und in Frieden und Liebe Himmel und Erde vereinigen.

Ich wünschte, daß du oft, was so schön ist, empfinden und anschauen möchtest. Wie einem Tonkünstler an dem Gewirr unordentlicher peinlicher Töne, würde dir eckeln vor üppiger geiler Zierlichkeit, und dem Putz und dem Lächeln der Unzucht.

Es gehört viel Tugend, Reinigkeit und Edelmuth der Seele dazu, an einer schönen Gestalt Gefallen zu finden. Mir ist, als hörte sie dich von ihr reden, und als sehe ich, wie sie sanft und liebreich zu dir sich herabneigt, und dich fraget: Wessen Bildniß erklärst du?

So dachte und lehrte der Künstler, da Kunst und Weisheit und Buch und Bild noch Eines waren, und er die Absicht hatte, den Sitten seiner Zeiten, statt sie nachzuahmen, sich zum Muster zu machen. So denken, und unterrichten die Lehrer, aus deren Schulen so geistreiche Werke, wie die gegenwärtigen sind, hervorkommen, an denen die Formen und Gebehrden, Gewänder und Zierden durchgehends nach dem hohen Styl des beßten griechischen Zeitalters gebildet sind.

So erkläre ich mir den weisen verborgnen Sinn in der Stellung der Psyche. An einem Morgen ging sie zwischen ihren liebenswürdigen Schwestern mit jener unnennbaren Anmuth, die, wie man meinte, ihr allein eigen, und von ihr allein nicht bemerkt war. Sie sah nichts von dem gewöhnlichen Schimmer ihrer Gestalt, den andere an ihr zu bemerken glaubten, und ward nicht gewahr, wie mit stiller Bewunderung aller Augen auf sie geheftet wären. Sie war, und wußte nicht, wie sie anders seyn sollte, als auf einmal der Ruf des Priesters, und das Freudengeschrei des Volks, das ihren Namen rief, sie nöthigte, ihren Blick herumzuwenden.

Da stand, und rief, und bewunderte, und war (wie einst über Harmonien ein Wald), in Bewegung ein Volk über die harmonischen Reize der Schönheit.

Mit feierlichem Eifer steht der Priester, ein herrlicher Greis mit einem Ansehen, worüber man ihm zutraut, daß er sprechen und erhalten werde im Namen aller; und indem er mit der rechten Hand aus der Opferschaale Wein in das geheiligte Feuer gießt, streckt er die linke, worin er den Oelzweig hält, mit begeisterter Würde nach Psychen aus, und mit der Völle der Freude, womit ihn der Anblick einer vermeinten Göttin überströmen mußte, bittet und flehet er mit ebenso vielem Kummer, daß sichs die Göttin bei ihnen gefallen lassen, und ihr Opfer mit ihrer Gegenwart lohnen möchte.

Sogleich ward sie vom Volk umringt, das aus allen Plätzen herbeiflog. Linker Hand stürzt an einem bejahrten ruhigen Manne, der für sich voll Ehrfurcht und Andacht steht, ein feuriger Jüngling, wie nicht mehr seiner mächtig, mit vorausgestreckten Armen im begierigsten Laufe vorbei, und neben ihm hat ein andrer auf das eine Knie sich niedergelassen, und zeiget mit der linken Hand einer knienden Frau, um die er seine rechte schlingt, die erhabne Person, welcher man diese Verehrung erweisen soll.

Diesem gegenüber und zur rechten herrschet und feiert bereits göttlicher Dienst und Anbetung. Ein Mann, der die Hoheit des überirdischen Antlitzes nicht ertragen konnte, kniet, und krümmet sich bis auf die Erde, und verhüllet seinen Kopf zwischen seinen Armen, die er bittend emporstreckt; hinter ihm ein Frauenzimmer, eben im Begriff, sich auf die Knie zu werfen, indem sie ihre bittweis zusammengelegten Hände, als leichtere Theile, mit heißer Eile voraus hält. Und so sieht man abwechselnd, nach dem Maaß von Erkenntniß und Gefühl, blasses Erstaunen, und schüchterne Neugier, und Liebe und Bangigkeit der Anwesenden, und der Annahenden, die schaarenweis aus den Gassen herbeieilen, zu sehen, und ihre Stimmen jauchzend zu vermischen mit dem Jubel, und dem Preisen und Anrufen der Opfernden und Anbetenden, in deren Mitte Psyche in holder sanfter Unruhe und jungfräulicher Bescheidenheit steht; —

Nicht um zu verweilen, und dieser Ehre sich anzumaßen, sondern, wie noch eben im Umwenden, und schon halb im Begriff ihren Weg wieder fortzusetzen, mit der eignen Anmuth ihre linke Hand auf das Herz legt, und mit der emporgehobenen, und uns flach zugekehrten rechten versichert, daß sie es nicht sey, der dieser Lobruf gebührte. „Wahrlich, sagt sie, ich bin wahrlich keine der Himmlischen.“

Ein leichtes Gewand, dem ähnlich, welches eben der neuen Reize wegen Sokrates um die Lenden der sittlichen Grazien goß, wallet in leichten Wellen, wie ein kaum vernehmliches Morgenlüftchen die Oberfläche einer See bewegt, über den jugendlichen blühenden Körper bis auf die Fersen herab, und verschönert und erhebet den lieblichen Umriß der gebildetsten Glieder;

Deren gemäßigter Wuchs und Fülle in unmerklichen flüssigen Vertiefungen, wie kühn gezognen krummen Streifen, sich den sanften schlanken Körper herab verliert, und in demselben Augenblick wieder entsteht, und ohne in den einzelnen Theilen, welche jungen saftvollen Stämmen ohne Aeste gleichen, durch irgend eine zu merkliche Erhöhung oder einen Einbug unterbrochen zu werden, das reizendste Bild der frischen Blüthe in einer unbefleckten Jugend, und dem Gefühl von Gesundheit und Stärke gibt.

Was man ansieht an Formen und Geberde und Kleidung verräth ein fleißiges Nachsuchen über jede Theile der Schönheit, und eine genaue richtige Kenntniß der Muster aus den schönsten Zeiten des Alterthums.

Die Kleidung ist bei den drei Schwestern die nämliche, und wird durch die verschiednen Stellungen derselben durchgehends sichtbar. Erst der lange weibliche Rock, der ohne Ermel und an der Schulter vermittelst eines Knopfes zusammgehängt, und dann eine Art von Weste, welche durch den Gürtel fest an den Leib angelegt wird; und endlich der Mantel, der nach Belieben, doch allemal mit einem gewissen Suchen der Grazie umgeworfen, und da diese nach verschiednen Zeiten verschieden ist, auch als ein Theil zur Erkenntniß des Styls angenommen wird. Psyche hat den ihrigen ordentlich über beide Schultern gehängt, und nahe an dem Gürtel durch einen Knopf zusammgebunden. Die Schwester zur Linken, welche, so wie sie sich ebenfalls im Gehen voll Verwunderung umwendet, und uns das halbe Profil, und den Rücken zukehrt, schwingt ihn an einem Ende über die rechte Schulter hinauf, so daß der andere Theil vorn an den Gürtel gesteckt seyn wird. Die andere, welche der Psyche zur Rechten steht, hat einen Theil frei über den linken Arm, den sie um ihre Schwester Psyche an die linke Schulter derselben schwingt, hängen, und den andern hält sie mit abwärts gesenkter und eingebogener rechter Hand, gleich der mediceischen Venus, an sich, das bei der Senkung ihres Kopfs nach dem Volk, und dem, gleich weichem Marmor, flüssigen Krümmen ihres Leibs über den ganzen Umriß desselben eine unbeschreibliche Annehmlichkeit verbreitet.

Eben so ist auch ihr Haarputz äußerst einfältig und schmucklos; zwei haben die sehr langen Haare ohne alle Zierlichkeit mit Bändern in einen Knoten gebunden, und nur die dritte hat eine leichte Art von Bindhaube über dieselben gelegt. Die Haare bedecken bei allen dreien die Hälfte der Stirnen. An den Ohren keine Gehänge und kein Schwulst, und kein Ueberfluß irgends, sondern Genügsamkeit in sich selbst und Erscheinung mit eignem Reiz, wie die Töchter der Natur.

Der Verfasser dieser Preisarbeiten hat bereits mehrere Versuche dieser Art, auch wichtige Versuche in Bauzeichnungen, die mancher unter seine Meisterstücke zählen würde, zu Stand gebracht, z. B. einen vollendeten Riß zu einem prächtigen Tempel, dessen große Idee im hohen Styl ausgeführt, schon an sich ein Beweis von der Fähigkeit und dem Kunsteifer dieses jungen Mannes ist, von dem ich mit Zuversicht glaube voraussagen zu können, daß er bald die Aufmerksamkeit der Fürsten in der Kunst auf sich ziehen, und einst eine der ersten Stellen unter den Wiederherstellern und Verbreitern des wahren Geschmacks, und Naturgefühls behaupten werde.

Jesus predigt im Tempel.

Nach einem Gemälde von Eckhondt, welches sich in der Düsseldorfer=Gallerie befindet, radirt und gestochen von Carl Heß aus Darmstadt.

„Nach dreien Tagen begab es sich, daß sie ihn in dem Tempel fanden, wie er mitten unter den Lehrern saß, ihnen zuhörete, und sie auch befragte. Es erstauneten aber alle, die ihn höreten, über seinen Verstand und seine Antworten."

Dieß ist die Geschichte dieses Gemäldes, dessen Erfindung und Zusammensetzung allerdings auch die großen Verdienste der Ausführung von Seiten des Malers vermuthen läßt, die den Kupferstecher Heß veranlassen konnten, dasselbe vor andern zu wählen. Von der glücklichen Arbeit dieses letztern will ich hier nicht mehr sagen, als daß jede Figur aus einer reifen Ueberlegung hervorgegangen, und ganz mit der charakteristischen Einheit, woraus man sieht, es könne und werde im Original nicht mehr, noch weniger seyn, begabt ist.

Jesus sitzt auf der Stufe einer kleinen Kanzel, oder eines Betstuhls, und lehrt die Lehren der Sendung, und erklärt hohe Geheimnisse mit begeistertem Sinn und entzündeter Wärme, und um ihn horcht und denkt und bewundert und prüft, und bewundert wieder eine versammelte Menge der Pharisäer und Schriftgelehrten, von denen man hier bis siebenzehn zu sehen bekömmt, und hiemit gleichsam einen Auszug von der großen Geschichte der Aufklärung menschlicher Seelen, und von der Gewalt der gut vorgetragenen Wahrheit über dieselben erhält, und sie liest in der Aufmerksamkeit, dem Kummer, der Verwirrung, und dem heimlichen Aerger der Einfältigen und Redlichen im Geist, oder der Verstockten, der Heuchler, der Verfolger der Menschen um der Lehre willen, welche darauf gegründet ist, alle Menschen zu lieben.

Man denke sich die verschiednen und gewaltsamen Bewegungen, die in den Herzen der Lehrer bei Anhörung dieses Lehrmeisters, der ihnen Dinge über ihre Begriffe sagte, entstehen mußten; gewiß es war nicht leicht, sie in einem ruhigen Zeitpunkt, wo unter so vielen jeder eben derselbe, und doch keiner der andere war, zu fassen, und ein Stück zu sammeln, dessen Töne und Accorde, wie Horn, Violin und Baß zu einer Symphonie gehören sollten.

Ich will nun lieber gleich, was sie sind, sagen, um, warum sie's sind, zuletzt sagen zu können. Ich schätze, wo ich ende, über alles eine Empfindung der Seligkeit.

Fünf der Anwesenden sitzen auf Stühlen; nach und um welche die übrigen theils stehen, theils hie und da, wie es ihr Gemüthszustand ihnen anrieth, sich auflehnen. Der gerade vor Jesu sitzt, einer der Aeltesten und Vornehmsten, scheint einer der Unwahrhaftesten in der ganzen Versammlung zu seyn; ein fetter, gutlaunichter Greis mit einem erhobnen, stockenden Rücken und kurzem Hals, worauf der wohlgepflegte Kopf auf die eingewohnte Art sitzt, die sonst auch außer dem durch irgend ein Zeichen z. B. durch eine besondere Art, den Hut zu setzen, den Mantel zu werfen, beweiset, daß man bereits seine eigne Weise und Manier, alle Dinge zu nehmen, und zu behandeln festgesetzt habe. Er wird nicht leicht wieder aus seinem Gleichgewicht kommen, und sich über nichts mit Heftigkeit betrüben oder freuen, und dieses letztere auch nicht einmal darüber, daß man ihn seiner Ruhe wegen allenthalben als einen verträglichen, und zuweilen wohl gar als einen weisen Mann erklärt. Er hat das geöffnete Buch auf seinem Schooß, und die Hände darüber gelegt, und hört die Lehre Jesu mit heiterm Vergnügen und vieler Zufriedenheit an, doch eben nicht, als hörte er etwas Wunderbares, wohl aber viel Gottseliges, das ihn dann herzlich erfreuet.

Der neben ihm sitzt, scheint ein ganz andrer Mann, und einer derjenigen zu seyn, von denen einst Cäsar sagte, daß er sie fürchte; ein finstrer, düstrer, zäher, etwas hagrer und mür=

rischer Kopf, dem die Sache recht zu machen, man sich wohl befleißen muß. Er hat die Hände aufeinander gelegt, und neigt sich auf seinem Sessel etwas vorwärts und mit strenger Aufmerksamkeit gegen den Prediger, und es scheint ihm nicht so fast an der Lehre, als daran gelegen zu seyn, wie er an derselben etwas Unorthodoxes finden möge; er runzelt wirklich mit einigem Verdruß die Stirne, daß sich nichts dergleichen finden will; —

Auch sich nie an dem jungen Lehrer etwas finden wird, der die Sache so fein zu erklären weiß, sagt ein Doktor, der hinter ihm, und dem auf der hohen hellen Stirne die Schulweisheit sitzt. An ihm wird das göttliche Wort am letzten verfangen; denn man sieht ihms an, daß er es mehr hören, als zu Herzen nehmen, und daß er den Augenblick, wo er sein Angesicht im Spiegel betrachtet, davongehen und es vergessen werde. Die rechte Hand legt er mit vornehmer Ruhe auf die Lehne des Sessels, und wie wenn er auf dem Katheder säße, erhebt er die Linke mit einem Anstand, als wollte er sich eine ihm angehörige Grace geben, und indem er den Zeigefinger (die drei letztern etwas herausgekrümmt) auf dem Daumen ringelt, gut gegeben! sagt er. Excellent! setzt er hinzu.

Hinter diesem sitzt ein andrer ganz für sich selbst, und mit sich selbst im Kampf, in einem Winkel. Er will sich entziehen, den Geist fliehen, der ihn sucht, und doch sieht er, und ist überzeugt, es habe nie ein Mensch so geredet. Er stützt seinen Kopf tiefsinnig auf seine rechte Hand, und liest in einem Buch, das er mit der Linken hält, und wünscht mit heißem Kummer, die Wahrheit zu finden.

Neben dem göttlichen Lehrer, und dem sorglosen Alten, dessen ich am ersten erwähnte, zur Linken steht ein frommer Greis, der sich herzlich gern dabei einfindet, wo von himmlischen Dingen geredet wird. Er scheint den meisten Verstand zu besitzen, um an dem Knaben einen desto größern zu bemerken, und mit Gewißheit zu ahnden, daß Gott mit demselben etwas außerordentliches vorhaben müsse. Große Dinge erleben wir noch an dir, sagt er mit heimlicher Ehrfurcht.

Zur Linken dieses Greises lehnt sich hinter der Kanzel auf diese mit dem Vorderleib nieder ein ganz andrer Mann, der, wenn es auf Streitigkeiten ankäme, mit Witz und Hitze versehen zu seyn scheint. Er hat sich recht nahe an dem Lehrer in eine bequeme Stellung gelegt, indem er mit der linken Hand das Kinn unterstützt, wodurch der Lefzen erhoben, und die Tadelsucht des Mannes in der Krümmung seines Mundes ausgedrückt wird. Hm! denkt er eben, es ist bei allem dem doch wunderbar.

Und so denken die übrigen, jeder etwas, das seinem Charakter angemessen, und zum Drama gehörig ist.

„Was wir jetzt für aufgeklärte Zeiten haben! — Man muß diesen Knaben in Acht nehmen. -- Wer ihm das gesagt haben muß! — Alles und alles überlegt, so ist es doch wunderbar." — Dieß denken sie immer am Ende, und kommen immer verlegner in sich zurück.

Jesus aber lehrt in ihrer Mitte Worte des Honigs, die der Seele eines jeden gut sind, die derselben wahre Seligkeit und Beruhigung ausmachen. So himmlisch lächelt nur der Lehrer der Liebe und Sanftmuth, und sieht man, daß es ihm wahrhaftig um die Menschen, denen er diese Lehre einflößen will, zu thun, und daß alles auf das Heil und die Seligkeit derselben gerichtet sey. Sie müssen auch wohl empfinden, daß sie ruhig werden, wenn sie auf dem Wege seines Worts wandeln, und daß sie nicht zufrieden seyn können, wenn sie ihn verlassen. Aus seinen Geberden erkennt man die Methode, mit der er lehrt, und die Art des Geistes, welchen er seinen Schülern einflößen, und den er den Zuhörern mittheilen will. Mit vertraulicher Sorglosigkeit, als befände er sich hier recht in seinem Haus, und unter seinen angewohnten Freunden schlägt er sein linkes Knie über das rechte; (eine Stellung indeß, welche ich nicht nachahmen möchte; sie scheint mir wider die Würde des Wohlstands einer göttlichen Person zu seyn, und der Künstler konnte hier nur das Alter des Knaben ausdrücken wollen; in den Werken aus dem besten Zeitalter findet man, wie jedem Künstler bekannt seyn wird, fast niemals Figuren mit übereinander geschlagenen Beinen, als etwa den Bacchus, bei dem es ein Zeichen der Weichlichkeit ist;) — legt er die linke offne Hand seitwärts auf dasselbe, und mit der erhobenen, uns nach der Fläche zugekehrten rechten erklärt er ihnen den Sinn des göttlichen Wortes, und wird er, wie man sieht, nicht müde, noch ungeduldig werden über ihre Trägheit, dasselbe zu begreifen, noch ablassen, bis sie es begriffen haben. Er will nicht, daß sie je etwas, worauf sie keine Antwort finden, ungerührt ihm zugeben, sondern daß sie von jeglichem sich selbst überzeugen, daß sie Ver-

langen darnach haben, ihn in ihren Herzen lehren zu lassen. Wie er die Hände auseinander wickelt, will er die Zweifel ihres Zankgeistes zerstreuen, und ihr Herz in Ordnung bringen, will er, daß sie die Tugend um seines Vaters willen lieben, und wenn sie das Laster ausreuten, der Menschen schonen. Dieß sollten sie von ihm lernen, daß er sanftmüthig und demüthig von Herzen sey! dieß sollten sie sich angewöhnen, immer mehr und lieber und öfter zu entschuldigen, als anzuklagen, immer lieber und öfter zu schonen, als zu strafen. Gewiß hat ihn nachmals sein Johannes am besten in sich aufgenommen, der denjenigen, welche ihn fragten, warum er immer und immer von der Liebe predige, zur Antwort gab, weil, wenn ihr dieß einzige thut, ihr alles gethan habt.

So viel von der Idee und Zusammensetzung dieses schönen Stücks, über dessen fernere Kunsttheile wir gern weitläufiger sprechen möchten, wenn unsere Leser selbst mit ihren Augen urtheilen, und sich von dem, was wir sagen würden, überzeugen könnten. Wir werden uns künftig angelegen seyn lassen, dieß in den bei uns vorhandenen Kunstwerken zu beobachten. Jesus ist hier ohne Schuhe, und wie sonst gewöhnlich ohne Mütze auf dem Kopf, über den die schönen jugendlichen Haare zurück in Locken herabfließen. Er ist außer seinem gewirkten Rock mit einem Mantel versehen, der linker Seits auf seinen Sitz fällt, und nur auf und zwischen dem rechten Arm zum Vorschein kömmt.

Eine Muse,

etwa Polyhymnia, die Vorsteherin der Harmonie, von Langenhöffel.

(Von der Düsseldorfer Akademie mit dem Preis gekrönt.)

Sie hält in der linken Hand eine Leyer, welche auf eben diesem Arm ruht und spielt und schafft sich mit den beflügelten Fingern der rechten Hand unbekanntere Töne, die keine Zunge auszusprechen vermag. Sie selbst erscheint, wie bereits abwesend, und blickt, indem sie den Kopf wie halb vor Wonne sterbend, etwas vor sich hin und seitwärts neigt, statt aller Sprache nur himmelwärts;

— mit Augen, in welchen zu lesen man einen eignen Sinn haben muß.

Und darf man nur die Form des Körpers betrachten, um zu wissen, welche Seele voll unaussprechlichen Gefühls darin wohnen müßte. Hier gilt, was ich oben von der Schönheit gesagt habe. Womit vergleicht mans, das wie unzerbrechlicher Marmor und durchsichtig, wie die Tiefen eines friedfertigen Sees erscheint; das gleichsam ohne Andeutung einiger Theile wie ununterbrochen fortrinnt, und doch in sanften Ausschweifungen und Einbiegungen, die sich im Anfang und Ende verlieren, jegliche Zusammensetzung anzeigt? Huld und Starkmuth, Liebe und höheren Thatenernst, Empfindung und Ueberlegung in Einem enthält?

Je länger und je mehr mans ansieht, je mehr meint man, die leisen Töne trunkner Entzückungen, wie das Lispeln über das duftende Gras in einer hellen, wonnichten Maynacht zu hören.

Doch nichts vom erweichenden Zittern durchbebt und erschlafft deine Nerven hier, sondern hohe Lieder vernimmst du, und Harmonien und Begeisterungen der stärkenden Seligkeit.

Die Muse ist mit einem äußerst leichten Kleide oder Hemde, dessen zugeknöpfte Ermel in dem Obertheil des Arms aufhören, und dann mit einem eben so unbelästigenden Mantel bekleidet, den sie um den Rücken herab, und über den linken Arm, so daß auf demselben die Leyer ruht, geschlungen hat, und von dem festen, alabasternen Kopf fällt ein Flor, der theils die rechte Schulter herabfließt, theils die dicken Haare bedeckt, welche in der Scheitel auseinander gekämmt, tief in das Hirn mit einem Band gebunden sind, und die linke Schulter in lieblichen Kräuselungen herabflattern.

Man bemerkt durchgehends den fleißigen, fähigen Beobachter des heroischen Styls, und freut sich auf die Werke, die von der Hand dieses Künstlers hervorkommen werden, und seufzt, wenn man hier dieß liest, den

heißen Wunsch, daß die Bahn dieses Wettstreits auch hier eröffnet, und was gut ist, gewogen werden möchte.

Schön noch ein Wort von Lampert Krahe, dem Mann, welchem die Kunst ihre Aufnahme in dieser Schule zu danken hat. So, wie er nicht allein mit Fähigkeit, sondern mit dem Beruf zum Priester und Vorsteher der Kunst geboren ist, und keine Leidenschaft fühlt, als die rastlose und unternehmende Begierde, dieselbe allenthalben zu verbreiten: so machte er bereits vor 16 Jahren den Anfang zu einer Zeichnungsakademie mit vier Schülern, nicht mit dem Vermuthen, sondern mit der gewissen Zuversicht, dieselbe so blühend und herrlich zu machen, als die Künste an sich selbst mächtig und liebenswürdig sind. Und so entstand durch Versuche und Arbeiten, die wir vorgelegt haben, die Schule wie sie jetzt ist; so ward Düsseldorf zum Sitz der bildenden Künste, und zur Ehre Deutschlands, von dem wir ohne etwas übertriebenes zu behaupten, mit gerechtem Stolz sagen können, daß es auch in den zeichnenden Künsten die bescheidne Lehrmeisterin Europens gewesen.

Heil und Ehre ewig dem guten Krahe!

Zwei Gemälde

von Jakob Dorner, Hofmaler in München, das Kartenspiel und die Balgerei um Baumfrüchte.

Wo du die Natur aufsuchst, im Pallast des Königs oder in Schluchten, im Donnergebrüll betäubender Wasserfälle, im schrecklichen Herabhangen der Felsenklumpen von schweigenden Gebirgen, oder bei einer frohen Gesellschaft im häuslichen Zimmer, beim unbekümmerten Spiel und Scherz, im täglichen Thun, und auf der lachenden Wiese und am einschläfernden Quell; wo es ist: du hast von der großen Tafel der Natur, wohin kein Rang, noch Macht, noch Reichthum, sondern allein Genie verhilft, genossen, und herausgenommen von den unzähligen Gerichten, die du alle kanntest, eines, das dir beliebte, und bist der Mann, dem wir nachgehen, dem wir zusehen, du magst nun den rauschenden Lärm wilder Tänze betrachten, oder, vom stillen Abend angezogen, ein menschenleeres Ufer hinabwandeln.

Wo ich noch hinsah, und wo ich ein Buch aufschlug, da sah ich, wie jedermann sich damit beschäftige und sich noch oft viel damit zu gut thue, daß man den Dichtern, den Rednern, dem Moralisten, dem Künstler, und allen den Menschen, denen eine gegründete Naturkenntniß unentbehrlich ist, zurufe, sie sollten nur fleißig die Natur studiren. Aber ich fand auch, daß es mit diesem goldnen Sprüchlein noch gar nicht gethan sey, wenn man nicht weiß, und gelernt hat, wie man dann beobachten, und selbst etwas Natürliches, das überall ist, und nirgends gerade so angetroffen wird, schaffen soll. Es liegt allenthalben vor uns, wie Hund und Vogel, Laub und Stein; aber wir sehen, und finden es selten, weil wir stets unser Lehrbuch in der Sache suchen, und uns so feierlich und ängstig dabei anstellen, als sollten wir eine Pflanze, die doch auf Erde zu haben ist, vom Grund des Meeres heraufholen.

Hätte ich die Beredsamkeit für Schriften und Kunstsachen zu lernen: dann wollte ich wahrlich keinen Magister der freien Künste, noch einen Domprediger, noch den Verfasser einer Aesthetik um Rath fragen; sondern wo ich sähe, daß sich auf das Reden und Thun des andern etwas von seinem Ort bewegte, wo ich selbst merkte, daß ich auf das Zureden eines andern Lust bekomme, etwas zu thun, was ich ehe nicht thun wollte, wo ich bei einem Gemälde wahrnähme, daß ich es heimlich andern vorziehe, daß ich mich oft und gerne vor selbes hinstelle: da würde ich fragen, worin das liege, was so sonderbar wirkt, was meine Seele so weich und willig macht, und so gewaltig an sich zieht.

Ich machte mir oft das Vergnügen, schreibt jemand, in einem Waarengewölbe den nächsten besten gemeinen Mann zu studiren, der etwas kaufte, und zugleich seinen Verkäufer zu beobachten. So was Schönes, so eine

Natur findet sich selten auf der Leinwand, und selten auf der Schaubühne. Der erste, der jetzt hinzu trat, schien ein dürftiger Mann zu seyn, und das, wegen dessen er hieher kam, war ihm unentbehrlich. Er trat mit vielem Kummer, und wie man meinen konnte, mit einiger Hoffnung herbei, als sollte er in einer ihm wichtigen Sache ein Loos werfen, und fragte um den Preis; er that dieß mit dem Tone eines halbbittenden, und mit dem möglichsten Ausdruck von Ergebenheit und Hochachtung gegen den Verkäufer. Er suchte nicht lange in den Waaren herum, als wenn es sich für ihn nicht schickte, sich derjenigen Freiheit zu bedienen, welche sich die Vermögenden mit vorgreifender Hastigkeit herausnehmen. Er bückte sich sehr ehrerbietig, und bemühte sich zum gefälligen Lächeln. Sehen sie hierin die unstudirtesten, und wenn es sich sagen läßt, die wahresten Kunstgriffe der Beredsamkeit, einen andern dadurch, daß man ihm Vorzüge zugesteht, für seine Sache und für die Großmuth lieb zu gewinnen. Der Preis ward ihm gesagt, und diesen Augenblick vermehrte sich sein Kummer. Die Runzeln um die Augen, welche die nagende Sorge ausdrückten, wurden tiefer, und das Gesicht schien sich zu verlängern. Als er sein Aug wieder aufhub, war darin kein Trotz, noch einiger Vorwurf, sondern jene Verlegenheit und Beklemmung zu sehen, deren Anblick uns so sehr schmerzet, wenn wir ein empfindliches Herz besitzen, und uns selbst in Gemälden bis zu Thränen rührt. Er machte einige Vorstellungen; es waren aber eigentlich Bitten, und weil es ihm Ernst war, mit so gewählten Landesworten, in einem so angemessenen schmelzenden Tone vorgebracht, daß ich dachte, es müße schwer seyn, ein Kaufmann, und seinem Gefühl nach ein Enthusiast zu seyn. Indeß blieb der Kaufmann immer eben derselbe; sein Gesicht, seine Stellung eben dieselben, kalt und verdrossen, und mit dummen Stolz vermischt. Ihm war diese Scene alltäglich, und statt ein Wort darauf zu antworten, machte er eine Bewegung, die Waaren sogleich wieder wegzutragen. Jetzt seufzte der Arme, der harte Mann! dachte er, und zahlte. Und auch darin war das ihm Eigne zu sehen; denn er zählte langsam, ein Stück nach dem andern, so wie er eins nach dem andern mit Müh an sich gebracht hatte, und sah jedem nach, als wollte er von jedem insbesondere Abschied nehmen, ehe er es fremden Händen überließ. Oft aber, wenn ein andrer Käufer von der nämlichen Dürftigkeit, aber nicht von dem nämlichen Herzen, sondern ausgeschämt und listig, und der Verkäufer blöde war; und wenn dann jener die Gelegenheit bemerkte, seinen Vortheil zu ziehen: so sah ich die Züge der listigen heimlichen Freude nach und nach hervorgehen. Und so merkte ich jedem etwas ab, wobei ich nicht nur auf den Ausdruck seines Kopfes, sondern auch auf die Stellung seines Körpers aufmerksam war, und oft die innigste Verbindung in beiden entdeckte. Ich versichere sie, daß so klein und unerheblich und gemein diese Vorfälle scheinen, ich doch manchmal Gelegenheit hatte, die treffendsten Charaktere, und die rührendsten Auftritte wahrzunehmen.

Noch besser und geschwinder läßt sich bei einer Menge studiren, und da, wo alle auch das Nämliche zu thun scheinen z. B. bei einer Truppe von Arbeitern, bei einer Versammlung kann man eine sonderbare Mannigfaltigkeit, und verschiedne kleine einzelne Auftritte entdecken. Ich sah einmal einem Arzt zu, um dessen Bühne sich eine Menge Volks herumdrängte. Die wenigsten waren aus der Absicht gekommen, etwas zu kaufen, sondern über den Affen, und den buntscheckigten Kerl zu lachen. Man sah das auf ihren neugierigen Gesichtern, die sie ganz von der Person des Arztes abgewandt hatten. Dieser schien seine Zuhörer schon zu kennen, und sich wenig aus ihrer Gleichgültigkeit zu machen. Er ließ sie schreien, sich zusammendrängen, und lachen. Aber auf einmal, da die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf den nahen Ausgang einer belustigenden Scene gerichtet war, mitten in dieser Erwartung befahl er seinen Schauspielern eine, nur, — wie er sagte, und wiederholte, — nur eine minutenlange Pause zu machen, indem er eine Wurzel in die Hand nahm. Und sogleich wollten die meisten davon gehen; sie blieben aber dennoch in der Nähe mit halb umgewandtem Leib stehen, weil der Arzt wieder etwas sagte, das ihnen auffiel. Bei solchen Vorfällen war ich aufmerksam, zu entdecken, worin das, was sie zum Stillstehen bewegt hatte, bestanden seyn müße. Nachdem sie in voriger Stellung eine Weile verblieben, wandten sie sich nach und nach wieder um, fingen wieder allmählich an, halb und halb einen Schritt vorwärts nach der Bühne zu thun, näherten sich bald derselben, und blieben jetzt aufmerksam stehen. Auch diese Art aufzumerken unterschied sich sehr von einer an-

dern. Einer hielt die Augen und den Mund weit offen nach Art der Leute, die sich einem mit allen ihren Sinnen überlassen. Er vergaß seiner Hände, worin er etwas hielt; sie sanken, und die Kniee beugten sich vorwärts. Dieser war der erste, der etwas kaufte. Er riß bei einer Stelle, die der Arzt mit einer ausnehmend guten Pantomime begleitete, mit vieler Hitze seinen Säckel heraus, und nahm ein Paquet. In einem andern Gesicht, welches anfangs heimtückisch lächelte, sah ich (Miene nach Miene) erst Aufmerksamkeit, dann Ernst, dann Beifall, Ueberlegung, Einwilligung bis zum Kauf entstehen; und gleich nach diesem einige Spuren von Reue, und Entschlossenheit, mit etwas Unwillen auf sich selbst, hervorgehen, als wenn er gedacht hätte: Nun hast du's doch. Das Geld ist hin. Und du mußt es behalten. — Und so bemerkte ich, wie dieser Redner einen nach dem andern an sich zog. Sein Gesicht war das Gesicht eines Meisters, der seiner Sache versichert, und sich seiner Kraft bewußt ist. Seine Miene drückte heimliche List, Gierigkeit, Stolz eines Lehrers, und Verachtung gegen diejenigen aus, die ihm geglaubt hatten.

Doch ich vergesse, was ich vornehmen wollte, da ich mich Betrachtungen überlasse, die mir, so oft ich gehe, eine Kunstsache zu betrachten, auf der Treppe, wenn ich so sagen soll, häufig entgegen kommen, und mir freundlich zuwinken, ihrer nicht zu vergessen. Ich rede auch so gerne von so häuslichen Dingen, je gewisser ich weiß, wie wenig daran gedacht, und wie selten der junge Künstler auf diesem Wege geführt wird.

I. Das Kartenspiel.

Ruinen eines ehemals prächtigen Schlosses oder Tempels im verwilderten Hain, dessen noch vorhandene prächtige Vordersäulen, Außenwerke, und bereits losgerissene Trümmer von einer einst nicht gemeinen Herrlichkeit in den Tagen einer damals blühenden, jetzt längst verlöschten Familie zeugen. Oben auf den Gesimsen der abgedeckten Mauern haben sich in den Ritzen derselben Gesträuche angesetzt, deren einige noch grünen, andere, die auf einen saftlosen Grund kamen, bereits verdorrt sind, oder ihr Abwelken durch die farblosen und abstehenden Blätter ankündigen. Unten ein schon ausgehöhlter dürrer Stamm, dessen obere Theile etwa ein Windstoß gewaltsam abgerissen und weggeführt hat. Linkerseits ein überaus schönes Bruchstück, (vom Regen gespaltet, und vom Alter und auch Muthwillen zerstört) um dessen abgesprengte Hauptsäule, wovon die Stücke herumliegen, ein grünendes Kraut sich herumschlingt. Ein rührender Anblick, bei dem sich unser Herz verweilen, und sich, wenn weiter nichts vorhanden wäre, schon an demselben weiden würde. Es schmerzet süß, an die vergangne Zeit, an das Hinfallen aller Dinge zu denken, oder sich an eine zerfallne Urne zu lehnen, und bei sich zu sagen: Stunden hier die Mauern unsrer Väter?

Hieher kamen aus Lust in einer Freistunde vier lustige junge Bursche, oder auch, und allem Anschein nach: hieher schlichen, um desto weniger gesehen werden, von einer nahen Arbeit weg, vier junge Tagdiebe, um sich die Zeit mit Spielen zu vertreiben. Ihre lumpichten Kleider, und die vernachläßigte Art, womit sie selbe an ihrem Körper hängen und schlenzen lassen, geben ihr achtloses Wesen in allem, was sie thun werden, zu erkennen, und ihre sich kräuselnden oder klebenden Haare zeugen vom vielen Schwitzen und Herumrennen, gleich jungen Füllen, über Steg und Gräben. Drei derselben haben hinter dem verfallnen Gebäude sich theils auf die Erde, theils auf Trümmer gesetzt, und belustigen sich mit Kartenspiel, wobei die Sache eben dahin gekommen ist, daß zwei, welche vermuthlich zusammenspielen, verlieren, und der dritte mit der blauen abgetragenen Jacke bereits das gewonnene Spiel hat. Dieser liegt und stützt sich mit dem rechten Ellenbogen, so daß die rechte Hand recht nachlässig von ihm fällt, auf die Erde, worauf er nur halb und seitwärts sitzt, indem er den linken über den rechten liegenden Fuß, an dessen Schuhsolen man noch zwei Nägel sieht, hinumgeschlagen, aufrecht hält, und mit der

Ferse auf den Boden stützt. Ungeachtet er uns den Rücken wendet, und man nichts als eine Streife der rechten Wange von ihm wahrnehmen kann: so sieht man doch deutlich, daß er im Besitz des Vortheils ist, und gewonnenes Spiel hat. Mit der rechten Hand deutet er auf das von ihm geworfene Blatt, mit so vieler zuversichtlicher Ruhe, und so heimlich versichertem Abwarten des Ausgangs, worüber er sich in voraus freuet, indem er mit der linken Hand die guten Karten ab, und gegen uns hält, daß, wenn er reden könnte, er seine Erwartung kaum mit Worten besser würde ausdrücken können. Er wendet sich gegen einen der zwei zusammspielenden Bursche, welcher ihm gegenüber sitzt, sich diesen Augenblick in der äußersten Verlegenheit befindet, und so zu sagen, die erste Person dieser Gesellschaft auszumachen scheint.

Ein verschmitzter, schlauer, heimtückischer Junge mit einer festen Stirn und braunem Gesicht, der Anführer bei allem Unrath und Schelmereien wider seines gleichen, wenn es um List zu thun ist, und einst, wenn er gerathen sollte, der Redner für seine Gemeinde wider Eingriffe in Freiheiten und Obrigkeiten, oder, wenn das muthwillige Glück mit ihm seinen Scherz treiben will, ein berühmter Lector bei allen künftigen Disputationen. An dem bringenden Eifer, mit dem er die Karten in die Runde drückt, und mit allen zehn Fingern knapp und fest hält, und an der Art, wie seine rothe Pelzhaube, die er in der Angst über das linke Ohr herabschob, auf dem Kopf sitzt, bemerkt man sein angestrengtes Nachsinnen und Ueberlegen aller möglichen Fälle, und hinten nach seine Verlegenheit, daß ihm nichts gerathen will; er sieht, welches sonst seine Sache nicht ist, ernsthaft und beklemmt aus, wie einer, dem ein unzeitiger Scherz mißlungen ist, und der es selbst merkt, und innehält. Bald wird er sich hinter den Ohren kratzen, und sagen bei sich selbst: Hm! dießmal hats mich gefangen.

Ueber ihm auf einem Stein sitzt der dritte, ein sehr gutherziger Knabe mit einem vollen weichen runden Kopf, und guter Bildung, nur daß ihm das Hemd über die rechte Schulter herabhängt. Mit vieler Freundlichkeit und Wärme zeigt er mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand seinem Kameraden, dem er in die Karten sieht, einen anscheinenden Vortheil, worüber jener, sobald sich ihm eine Aussicht öffnen soll, ganz gewiß mit seinem rechten Arm gegen ihn seitwärts emporstoßen, und rufen wird, er verstehe das Werk schon selbst, und am Ende zur Dankbarkeit sagen wird: Dieß wäre ihm ehe selbst eingefallen.

Neben ihnen, und sie vorbei schlenzet linkerseits der vierte Bursch, ein offner, sorgloser, jovialischer Kopf, mit einem Angesicht und mit Augen, in die man nicht hineinsehen kann, ohne mit ihm heiter zu werden. In dem linken Arm trägt er ein kleines rundes Brod, wovon er sich mit dem krummen Messer, das er noch in der linken Hand hält, das Ende abgeschnitten, und eben einen gewaltigen Biß darein gethan, aber in demselben Augenblick, als hätte er uns wahrgenommen, sich mit dem Kopf gegen uns kehret, und ein so fröhliches, himmelblaues paar Augen gegen uns wendet, daß man hier, wenn man es auch nie selbst gewesen ist, deutlich erkläret sieht, was unbekümmert seyn sagen will. Noch hält er die rechte Hand, worin ein ganz kleiner Ueberrest des Brodes zu sehen, nahe an den Mund in der vorigen Stellung, worin er sie an denselben hielt; die linke Backe, worin er zu pampfen anfangen wollte, ist so voll gestopft, daß darüber die Haut gespannt, und sie gegen den Mund weiß wird. Ihn aber kümmert dieses so wenig, und es fällt ihm so wenig etwas von der Möglichkeit eines Uebelstandes ein, daß er sich vielmehr alle Zeit läßt, uns zu betrachten. Er ist, (um mich, wenn es erlaubt ist, uralter deutscher Ausdrücke zu bedienen) paarfüßig, und paarköpfícht, und, was man an ihm sieht, seine Stellung und Kleidung, ist bequem, vernachläßigt, und faul. Er will sich die Mühe nicht geben, das Hemd, das über die linke Schulter mit der Schleife eines Gewandes hinabgestreift ist, aufzurichten, und das den Rücken hinabhängende Leibchen, und das kregles (wieder ein altes Wort) flankende Wesen, das jedem andern unausstehlich seyn würde, in Ordnung zu bringen. Die Beine stehen ihm aus träger Ruhe vorwärts, so, daß er nur dahin schlenzen, und halb trippen wird, wie man an seinen braunen und durch schweres Auftreten breiten Füßen sieht, durch Pfützen und Lachen, über Blumen und Mist, und Eydexen und Kröten.

II. Die Balgerei um Baumfrüchte.

Hinter einem verfallenen Gebäude irgend eines Schlosses, wovon man noch in der Ferne einen längst ruinirten Thurm erblickt, wagten es zwei muthwillige Schlingel, einem wehrlosen kleinen Mädchen, das in einem Korbe Früchte trug, welche abzunehmen; dieses rief um Hülfe, und zog durch ihr Geschrei einen andern Jungen aus der Nähe herbei, welcher auf einen dieser kleinen Räuber mit so rascher Hitze herfiel, und indem er ihn mit der linken Hand bei dem Haar nächst dem linken Ohr an sich reißt, ihm mit der rechten Faust so gewaltsam in den Backen, und zugleich von sich stoßt, daß man alle Augenblicke meint, eines würde aus einander reissen, und die mit ganzer Stärke gegriffenen Haare ihm in den Händen bleiben. Er scheint ein guter melancholischer und unternehmender Knabe zu seyn, dem ein plötzlicher edler Unwille, welchen man ihm in seinen schwarzen, hitzigen und leidenden Augen ansieht, den Muth gab, einen Anfall zu wagen, dem er in die Länge nicht gewachsen seyn wird. Noch strenget er, indem er an seinen Gegner mit ausgedehntem Körper hinanringet, seine äußersten Kräfte an, und das Zusammenbeißen und Kneifen seines Mundes zeiget, daß es seine höchsten und letzten sind.

Sein Gegner, ein großer starkknochiger Bengel, etwa, wie man aus seiner zerrissenen und durch einen Riemen über die Schulter festgemachten grünen Schürze meinen möchte, ein ausgelassener Lehrjunge mit einem breiten Gesicht, und so nervigen, zähen, fleischigen Gliedern, daß man bang ist, wie es dem weit schwächern Knaben ergehen soll. In seinem Gesicht ist so viele gereizte Wuth, und so viel von einem bösen gewaltthätigen Vorsatz, daß ich froh werde, wenn ich daran denke, wie dieß nur eine Vorstellung auf dem Holz ist. Alles scheint in demselben verzogen, und gleichsam aus den Angeln gerissen zu seyn. Sein Mund ist von der linken Seite, wo ihn der rettende Jung heran drückt, und von sich abhält, aufgedrückt; er selbst zerrt ihn zugleich, in der Bemühung seinen von dem Gegner gegen uns entfernten Kopf wider denselben zu drehen, so schrecklich gegen ihn hinum, knirschet mit den sichtbaren Zähnen so grimmig, und wälzt seine aufgerissenen Augen mit so vielem Ausdruck von Schmerz und Zornhitze schief und verdreht hinum — Uh! jauchzt er — faßt mit der linken Hand seinen von ihm abstehenden Gegner so gewaltsam beim Hemd, und ballt so die starke Faust seines rechten von Saft und Gift strozenden Arms, daß man wohl sieht, er werde ihn, sobald er sich los und in den Schwung kriegt, augenblicklich zu Boden schlagen.

In der Hitze des ersten Anfalls hat er das Mädchen zu Boden gerannt, und, indem er wankte, auf den nach der Seite umgestürzten offenen Korb mit dem linken Knie so fest sich aufgestützt, daß hiedurch dieses in eine neue Gefahr gerieth, beschädigt zu werden.

Das Mädchen stützt sich, den Korb vor sich, mit der linken Hand auf die Erde, um sich von selber aufzuhelfen, und mit der rechten drückt sie gegen den Stärkern mit sichtbarlicher Angst und Flehen empor, daß er ihrer schonen, und sich entfernen möchte.

Doch, daß ich den dritten nicht vergesse, der sich nichts anders zu wünschen scheint, als daß alles um ihn herum mit etwas anderm beschäftigt seyn, und seiner vergessen möge. Er bekümmert sich wenig, was mit den übrigen vorgehe, und wer dabei zu Schaden komme, sondern kriecht auf dem Boden nach den Früchten; und indem er seine Augen auf das Mädchen, ob sie's auch bemerken würde, richtet, schleicht er mit der linken Hand nach dem Korbe, aus welchem bereits einige Früchte gefallen sind, mit so einem sichtbarlichen bösen Vergnügen, und so heimlich und so frech, daß man fürchten sollte, er werde dieß Handwerk weiter treiben, wenn niemand, der es ihm dießmal wehret, dazu kömmt.

Was ich hier angezeigt habe, wird nicht nur der Kunstkenner, sondern ein jeder, der gesunde Sinne hat, wird es so finden, und mit dem Finger hindeuten, und sprechen: Hier ist's, was er gemeint, und ist mehr noch, und weit herrlicher noch, als er gesagt hat.

Der Kunstverständige wird hier die weise Anordnung, und die Haushaltung jedes Theils, und die Wahrheit des Kolorits, und das Fleisch und Leben in jedem Theile mit Vergnügen betrachten; er wird finden, wie so alles Hauptsächliche an den Hauptort gesetzt, wie alles beisammen ist so gerade an der rechten Stelle, daß, wie in einer schönen Periode ein einziges verlängertes oder verrücktes Wort oft den Wohllaut trennte, man sich nie darauf einlassen würde, etwas weiter oder näher zu rücken.

Beide werden mit Lust vor dir stehen, und hier sehen, was Malen heißt.

Könnten die Geister der Meisterstücke, welche in der Schleißheimer-Gallerie, wo du hinkömmst, sich befinden, sich deiner erfreuen; so würden sie um diese Gemälde schweben, und sich an einem Werke ergötzen, woran sie sehen würden, was von mechanischen Farbaufträgern überall und von ihnen selten angetroffen wird, sehen würden, was Malen heißt.

Fernere Anzeige

einiger Preisarbeiten

aus der

Zeichnungsschule der Künstler-Akademie zu Düsseldorf.

Die Akademie der schönen Künste zu Düsseldorf, welche ihren Ursprung Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu danken hat, besitzt bereits alle diejenigen Vortheile, und erfüllet die Erwartungen, die man sich von ihr unter der Protektion des Grafen von Nesselrode, und dem Direktor Hr. Lampert Krahe gemacht hat. Diesem Letztern haben wir hier etwas zu danken, wofür jeder Bayer ihn segnen, und die Nachwelt ihn preisen wird; denn vorzüglich auf seine Vorstellungen, wozu ihn ein heißer Eifer trieb, als er die herrlichen Gemälde in den churfürstlichen Schlössern sah, haben sich Seine churfürstliche Durchlaucht entschlossen, diese Schätze nach München zu sammeln, und zu dem Ende eine eigene Gallerie, womit man eben anfängt, in dem der Residenz nahe gelegenen Hofgarten erbauen zu lassen. Möchte dieß unsterbliche Fürstenbeispiel ermunternd seyn, großmüthige Seelen zur Vollendung eines der herrlichsten Dinge, deren ein Land, in dem man die Künste schätzt, fähig seyn kann, zur Errichtung einer Akademie der Künste zu bewegen! Doch schon eine Gallerie in München! Freudiger Dankaufruf erhebet die Seele!

Die erwähnte Akademie zu Düsseldorf besteht aus dem Protektor, dem Direktor, einem beständigen Sekretär, aus einem Professor der Bildhauerkunst, der Malerei, der Baukunst, der Perspective, der Anatomie, der Mythologie, aus einem Lehrer der geist- und weltlichen Geschichte. In diesen Schulen wird nicht nur den jungen Anfängern der schönen, sondern auch den Lehrjungen der mechanischen Künste der ihnen nöthige Unterricht in dem Grade ertheilt, der sie fähig macht, die Ursachen und Verbindungen ihrer Arbeiten einzusehen, und das Gegenwärtige zu verbessern, oder zu neuen Erfindungen überzugehen. Jene besteigen von Zeit zu Zeit höhere Stufen, je nachdem sich ihre Fähigkeiten erweitern, von deren sicherer Gewißheit sie jährlich bei dem rühmlichen und ermunternden Wettstreit um die Eroberung des Preises ihre Proben ablegen. Diese Proben bestehen nicht bloß darin, daß man die Schüler einen bereits ausgearbeiteten Akt nachzeichnen läßt, nämlich nicht in einer Uebung der bloß mechanischen Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern in Uebungen, woran hauptsächlich der Geist und der Verstand des Künstlers Antheil nehmen, und eigene

Erfindung, Anordnung und Ausdruck herrschen muß. Darin soll die Hauptsorge der Lehrer der Kunst bestehen, daß sie ihren Schülern die wahre, stille, hohe Würde, und den zweckmäßigen Gebrauch ihres Künstlerberufes an die Seele legen, und sie dahin gewöhnen, mit ihren Arbeiten stets etwas zu suchen und zu wollen. Wenn die fähige Seele einmal so entzündet ist, daß sie nicht mehr ruhen kann, bis die Gestalt, welche sie im Geiste erblickt, und welche sie bei Tag und Nacht sieht, jedermann sichtbar durch den Pinsel oder den Griffel zugegen steht; so wird sie sich eben darum die nothwendigen Fähigkeiten, welche durch Geduld und Mühe erobert werden, um so eifriger angelegen seyn lassen, da kein guter Ausdruck ohne dieselben hervorkommen kann.

Den Schülern, welche bei dieser Prüfung erscheinen, wird die Geschichte, die sie bearbeiten sollen, mit allen ihren Umständen und Theilen auf eine Art erklärt, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, sich derselben in allen Theilen zu bemächtigen, und dem körperlichen und geistigen Schönen des Ausdrucks in Formen und Zügen zu begegnen. Dem Genie allein kann und darf sich hier der junge Künstler nicht überlassen, da ihn dessen feurige und beflügelte Hitze oft zu Schwärmereien hinreißen, oder für einzelne Theile einnehmen würde, welche die Einheit des Ganzen trennen und verunstalten würden. Es gehört Ueberlegung dazu, welche durch Uebung, Erfahrung, und weise Betrachtungen gelernt wird, unter den vielen und mannigfaltigen Augenblicken, worin die Geschichte vorgestellt werden kann, gerade denjenigen zu finden, der des sinnlichsten Ausdruckes fähig ist, gerade so viele Theile, als zur Wirkung des Ganzen nöthig sind, herzuschaffen, und dieselben in solchen Gruppen, in solchen Stellungen, worin ihnen die Kunst die heftigste Anstrengung geben kann, zu vereinigen, und in alles, was vorhanden ist, eine Ursache und Absicht, warum er vorzüglich an diesem Ort, und in dieser Gestalt zugegen ist, zu legen. So zubereitet, und so feurig und klug und vorsichtig gemacht, betreten nunmehr die Schüler den Weg auf dem Felde der Natur, und fangen an, zu sammeln die Schätze des unendlichen Ueberflusses.

Zu einer der Aufgaben, welche ich eben vor mir habe, ward die Geschichte gewählt, wie Jugurtha vom König Bochus verrathen, und dem Sulla in die Hände geliefert wird. Jugurtha war, wie seine Handlungen bezeugen, einer der fähigsten Prinzen und der besten Generale, welche jemals Völker anführten. Was er rieth, das war klug, und was man auf sein Wort unternahm, das ward ausgeführt, und alles ging unter ihm wohl von Statten. Mit diesem außerordentlichen Scharfsinn des Geistes verband er eine eben so besondere Leibesstärke und Geschicklichkeit, die Waffen zu führen, und niemand hatte leicht den Muth, sich an ihn zu wagen, oder ihm nahe zu kommen. Da ihm die Römer, deren Verfolgungen er sich durch sein ungerechtes Betragen zugezogen hatte, hart zusetzten, errichtete er mit dem König Bochus eine zärtliche Freundschaft, und das engste Bündniß. Und weil sich dieser eben bei einem der wichtigsten Römer, dem Sulla befand, trug er ihm auf, er möchte eine gemeinschaftliche Unterredung bewirken, und ihm den Sulla in seine Hände liefern. Sulla hatte dem Bochus schon früher den nämlichen Auftrag gemacht, und Bochus, der ein schwacher, feiger, veränderlicher Herr war, hatte beiden das nämliche Versprechen gethan. Sallust erwähnt dieser Begebenheit in der Geschichte von dem jugurthinischen Krieg mit dem scharfsinnigsten Beobachtungsgeist, wodurch sich dieser Geschichtschreiber vorzüglich auszeichnet. Die letzte Nacht, sagt er, worauf die Unterredung vor sich gehen sollte, wollte der König seine Freunde um sich haben. Er änderte auf der Stelle seine Gesinnungen, und man sagt, er habe, nachdem er die Ueberflüssigen alle abtreten ließ, äußerst unruhig mit sich selbst gestritten. Er veränderte von Zeit zu Zeit seine Mienen und Gesichtsfarben, wechselte unablässig seine Stellungen, und verwarf und ergriff bald diesen bald jenen Entschluß; die Veränderung seiner Gestalt verrieth deutlich, was in ihm vorging, ungeachtet er in einem tiefen Stillschweigen verharrte. Doch endlich ließ er den Sulla zu sich bitten, und machte hierauf zur Aufhebung des Jugurtha die Anstalten, welche Sulla gewünscht hatte. Und als man ihm den folgenden Tag meldete, daß Jugurtha bereits heran komme, zog er ihm auf den Schein seiner Achtung für ihn unter Begleitung einiger wenigen Freunde und des römischen Zahlmeisters auf einen Hügel entgegen, nach welchem diejenigen, welche bereits im Hinterhalt lagen, leicht sehen konnten. Jugurtha begab sich mit

den meisten seiner Vertrauten dahin, und er war unbewaffnet, so wie man es verabredet hatte. Diesen Augenblick sprangen die Nachsteller gemäß eines gegebenen Zeichens auf allen Seiten auf ihn zu. Sein Gefolg wurde sogleich niedergemacht. Jugurtha aber ward dem Sulla gefesselt eingeliefert, und von diesem zu dem Marius geführt.

Man stelle sich einen Augenblick vor, was man selbst im gegenwärtigen Falle gewählt, und wie man das Ganze angeordnet haben würde. Vielleicht würden manche eine Balgerei und kriegerische Unordnung geschildert, und die Wirkung der Haupttheile vergessen haben; andere würden den Jugurtha bereits in Fesseln vorgestellt, und was würde dieser oder jener nicht gethan haben, um eine Lieblingsidee oder eine Stellung, die er einst loben hörte, anzubringen.

Nicht also der junge Künstler P. Krahe, der würdige Sohn des großen Vaters, der dieß Werk im Jahre 1778 ausgeführt hat, nachdem er sich noch eben von Schulen her auf die Kunst erst anderthalb Jahre verlegt hatte. Er wählte gerade den Zeitpunkt, wo Jugurtha ergriffen wird, den Zeitpunkt, welcher, weil von ihm das Vorhergehende und Nachfolgende abhing, der wichtigste und mithin zum höchsten Ausdruck der fähigste war.

Jugurtha erscheint linker Seits unter der Menge der Soldaten, die ihn umringen, wie ein gewaltiger Mann in der äußersten Anstrengung seiner Kräfte. Er gräbt mit dem linken Fuß in die Erde, und streckt, indem er sich mit seinem riesenmäßigen Körper hinausschwingt, seinen rechten nervigen Arm, der von Zorn aufzuschwellen scheint, mit einer schrecklichen Stärke empor, als wollte er seine Feinde wie leichtes heilloses Gesindel von sich abstreifen. Sein zurückgezogener etwas offener Mund knirschet vor Wuth, und aus seinen Augen blitzt verzehrende Rache und Verachtung. Jeder Theil des Körpers scheint in Bewegung, und scheint sich mit einer Sicherheit, als könnten ihm seine Kräfte nicht versagen, zu bewegen. Erstaunen über das unwürdige Verfahren, und furchtlose Entschlossenheit herrscht in allen Theilen seines Gesichts, so daß es beinahe ungewiß bleiben möchte, ob er jemals denjenigen, die ihn fesseln wollen, unterliegen würde, wenn man nicht andere zur Mithülfe herbeieilen sähe.

Einer ergriff ihn mit aller seiner Stärke oben an der Hand am rechten Arm, wo er ihn kaum erreichen kann, und indem er mit seiner rechten Hand an des Königs Schulter sich festhält, sucht er mit aller seiner Leibesstärke denselben nieder zu ziehen, und sich dieser Seite zu bemächtigen, so wie sich bereits ein anderer der linken Seite versichert zu haben scheint; doch ruft er mit sichtbarer Angst um Hülfe, und um Verstärkung von seinen Mitsoldaten.

Dem ersten sucht ein Freund des Jugurtha das Schwert von der Seite zu reißen, um damit seinen König zu vertheidigen; aber in demselben Augenblicke faßt ihn ein Römer von hinten her, und würgt und drückt ihm mit der ganzen Gewalt seines Arms den Kopf hinunter, daß ihn die Gegenwart der Sinne verlassen muß.

Noch härter liegt ein anderer Numidier in einer höchst leidenden Stellung zu Boden, wohin er auf den Rücken fiel, und eben in der Bemühung, sich wieder zu erheben, von einem Römer zurückgestürzt wird, der mit furchtbarem Ungestüm auf ihn stößt und eindringt, indem er mit der linken Hand den Kopf seines Gegners, den er am Kinn faßt, zurückstößt, und mit der rechten nach dessen Schwert mit einem Mördergrimm langt, daß man bereits den dumpfen Hall des Stoßes ins Herz zu hören, und das Herausschäumen des Bluts zu sehen glaubt.

Aber noch immer bleibt Jugurtha der erhabenste Kämpfer unter den Streitenden, und der Sieg wird viele Mühe kosten, und manchen in Noth bringen, wenn er auch, (wie man hinzusetzen möchte, falls man den Ausgang der Geschichte nicht schon wüßte) je von den Römern errungen werden sollte. Daran scheint niemand ungewisser zu seyn, als der König Bochus, der wie vor Schrecken außer sich, und in einer Höllenangst im Hinterhalt sitzt. O wenn er loskäme! schreit er mit knatterndem Zähnklappern, und streckt, als geschähe es wirklich, seine beiden Hände von sich. O wenn er euch loskäme! Die Blödigkeit sitzt ihm auf seinem todtblassen Gesichte, und es ist nichts gewissers, als daß er diesen Augenblick sein Wort wieder zurücknehmen würde, wenn es noch in seiner Gewalt stehen könnte. Diese einer königlichen Würde unan-

ständige, und vielleicht zweideutige Furcht des Bochus, macht selbst den Sulla bekümmert, der sich ganz mit ihm beschäftigt, und um ihn zu stärken, sich eben zu ihm niederneigt, und seine Hände angefaßt zu haben scheint, indem er mit seiner rechten Hand des Königs linken Arm unterstützt, auch noch wirklich mit dem ihm ganz zugekehrten Körper vor ihm steht, aber nun gerade, vielleicht durch einen plötzlichen Schrei des Bochus eben dazu veranlaßt, den Kopf nach der Begebenheit wendet, und mit der heftigen unerschrockenen Miene eines Befehlshabers, und dem Troz eines Gebieters, der nie daran zweifelt, daß man seinen Willen vollziehen werde, unwillig ist, daß man mit demselben zaudere, und mit auffahrender Strenge befiehlt, ihn ungesäumt zu vollstrecken. Er befindet sich in vollen Kräften männlicher Jahre, und scheint am geprüften und abgehärteten Kriegergeist dem Jugurtha nichts nachzugeben; wie er denn seine linke Hand mit einer hohen Geberde ausstreckt, als wollte er mit dem hingehobenen Zeigefinger an Ort und Stelle weisen, wo sie zugreifen, und den Ueberwundenen festhalten sollten.

Hinter dem Bochus sind vier Personen von ihren Begleitern, welche die einzigen sind, an denen ich zu viele Ruhe und Antheillosigkeit wahrzunehmen glaube.

In der Ferne zwischen Bäumen und Gesträuchen und Gräben lauft und stürzt, und stirbt alles, Sieger und Besiegte durch einander im schrecklichen Gewühl der Flucht und des Gedränges, und der sich aufbäumenden und zertretenden Streitrosse, und des markdurchdringenden Hülferufens der Unterdrückten, deren Geschrei bis in die Wolken dringt.

Stünde diesen Augenblick diese Zeichnung im Leben, du würdest vor Schrecken an die Erde dich halten, und den nächsten Hügeln rufen, daß sie dich bedeckten.

× Von den
ökonomischen Vortheilen,
welche wir aus den zeichnenden Künsten ziehen können.

Wenn ein Künstler in seinem Eifer sich wundern sollte, wie ich auf den Gedanken verfallen konnte, seinen hohen Beruf von einer Seite zu betrachten, die denselben gleichsam entheiligt, und bis zur Klasse gemeiner Gewerbe herabsezt: so wünschte ich nur, daß dieß schöne Befremden ganz aus reiner Liebe und Hochachtung für die Kunst, und nicht aus einem unzeitigen Stolz in seinem Herzen entstanden sey, der ihn hindern würde, selbst auf die Verbreitung dessen, was ihm so werth ist, zu sehen, und auf diejenigen, für welche seine eignen Talente einzig angelegt, und von welchen sie unterstützt werden, die nothwendige Rücksicht zu nehmen. So verzeihlich der Irthum seyn mag, wenn ein großer Mann, dem nur das Edle und Würdige seines Thuns im ganzen Umfange vor Augen liegt, darum verlanget, daß schon allein dieser innere Werth den übrigen Theil der Menschen zum Verlangen nach demselben hinreißen soll: so bleibt es doch allemal ein Irthum, und man hat Unrecht, jene unumschränkte Hochachtung für die Künste im voraus zu fordern, die man erst durch diese hervorbringen will. Zum Anschauen der verborgenen Schönheit derselben gehört schon ein geistiges Aug, und wer jene Versicherung, daß sie den Geist verfeinern und die Denkungsart erhöhen, richtig begreifen will, der muß schon selbst dahin gelangt, oder auf dem Wege dahin zu kommen, begriffen seyn. Auch sollten wir wohl kaum glauben, wie wenig oft selbst diejenigen Meister, die auf ihre mit Mühe erworbene Geschicklichkeit sich am meisten zu gut thun, in Grund und Wahrheit beitragen, die Ahndung des Publikums, daß es wie für die Ohren, so eine Musik, eine Beredsamkeit für das Auge und das Herz gebe, zu erklären, und das Wesen, die Seele ihrer Kunst von den Verdiensten,

welche bloß mechanisch sind, zu unterscheiden. Man kann das Talent ausüben, einen Wassertropfen, einen Vorhang wie lebendig zu malen, ein Talent, das an sich gewiß, so wie jeder unermüdete Fleiß, und jede bis zum Seltnen erhöhte Geschicklichkeit alle Hochachtung und Aufmunterung verdient; aber man kann das ausüben, ohne die Kenntniß von dem Innern der Malerkunst, oder überhaupt den wahren Begriff von den Geheimnissen der Künste zu besitzen.

Doch je wahrer und fühlbarer der Einfluß der Künste, da, wo sie einmal sich ausbreiten, sich zeiget: desto unermüdeter soll man daran seyn, die Wege, auf denen sie sich gewöhnlich befestigen, zu bahnen, und die Mittel, von denen die Erfahrung lehrt, daß sie die zuverlässigsten sind, mit ernstlichem Eifer zu unterstützen. Es ist eine weise Einrichtung, daß zur Erweckung des menschlichen Fleißes auch den unkörperlichsten Dingen nebenseitige Quellen äußerlicher Vortheile verliehen sind, und sie haben schon oft gethan, was die Weisheit nicht thun konnte, haben dem Menschen zum Nachdenken, und vermittelst solcher Belohnungen, die unter die Sinne fallen, zur Aufnahme nützlicher Kenntnisse, und zu seiner Veredlung verholfen. Die wahren würdigen Gedanken und Werke sind nichts weniger, als einsam; und gleichwie das Wesentlichste derselben weder im Beschwerlichen, noch minder im Kostbaren zu suchen ist: so werden sie, je weiter sie sich unsern auch gegenwärtigen Vortheilen und Augen entziehen, immer verdächtiger, rücken sie immer näher zum Tand unnützer Spielwerke. Diejenige Flamme, welche, so zu reden, in dem Herzen des Künstlers aus sich selbst entsteht, ist zu überirdisch, als daß sie alle diejenigen, welche nachmals die Künste mit gutem Erfolg getrieben, anfangs begeistert, und die einzige Ursache des mächtigen Ansehens und Schutzes, welchen die Künste in ganzen Ländern vor andern genießen, gewesen seyn sollten.

Oekonomische Vortheile fließen einer Stadt aus den zeichnenden Künsten zu, wenn dieselbe eine lehrreiche zum öffentlichen Genuß gewidmete Sammlung berühmter Kunstwerke besitzt, oder in einer wohleingerichteten Schule eine Anzahl junger, fähiger Köpfe bildet, und zum Nacheifer aufweckt. Es ist Schade, eines von dem andern zu trennen, da beide dazu gemacht sind, sich zu unterstützen, und den gemeinschaftlichen und den bürgerlichen Vortheil zu befördern.

Um Gemälde, Bildsäulen u. s. w. zu sehen, reiset man aus entfernten Ländern, und schleppt man Schätze nach Italien, welche sich der Inländer gleich einem Zinse, mit heimlichem Stolz entrichten läßt, ohne zu dem was von jeher jedermann sehen wollte, das Geringste hinzu zu thun. Manches Land besitzt herrlichere Dinge, als es wohl selbst weiß; (wenigstens würde, was wir Bayern besitzen, wäre es ausgehoben und geordnet, wie etwas Neues, wie etwas nie Gesehenes erscheinen, und Deutschlands edle Eifersucht und Europens Verwunderung nach sich ziehen) und Kenner und Liebhaber suchen solche Schätze von selbst, wenn sie einmal versichert sind, daß für den freien Zutritt, und die nothwendige Bequemlichkeit gesorgt ist, dieselben in den Stunden des Eifers, der Erholung und Muße ungehindert zu besuchen. Wie man gerne einen Umweg nimmt, um eine seltne Feierlichkeit zu sehen; so würde man es auch, und mit größerer Sehnsucht, wie vielleicht die meistenmale mit größrer Ehre, wenigstens allemal mit größerm Nutzen thun, und es würde bald eine Schande seyn, durch Deutschland zu reisen, ohne nach dieser Sammlung eine Wahlfahrt gemacht, und das Sehenswürdigste, was der Geist des Menschen hervorbringt, gesehen zu haben. Und einmal zugegen seyn, und lange zugegen bleiben, würde gewöhnlich eines die Folge des andern seyn. Ein schönes Gemälde ist für schöne Seelen, was für sie ein auf dem Wege gefundener Freund ist. Man will mit vollem Herzen seiner sich freuen, je mehr man weiß, daß man, was man an ihm fand, nicht bald wieder treffen wird, und man muß sich losreißen, wenn man zu weiterer Reise von seiner Seite sich trennen will. Wer außer dem einen Tage geblieben wäre, würde sich zehen und länger verweilen, und zu dem, was ihn ergötzte, auch andere ermuntern. Hier würde mancher Fremde seine seligsten Stunden genießen, seine größten Gedanken denken; und, erinnerte er sich der Tage, wo er sein Leben, wie des Lebens unter Unsterblichen genossen: so würde er sich dieser Sammlung erinnern. Hier würde mancher, strömten auf ihn die Ideen der Künstler, von seiner Trägheit sich aufmahnen, und mit heiligem Feuer irgend eine gute Gesinnung erwärmen. Hier würde vielleicht mancher seinen Freund, seinen Rath-

geber finden, oder ein Talent entdecken, das kein andrer gekannt hat.

Und wenn diese Schätze Werke unsrer Hände wären, wenn es, liebe Brüder, Werke unsers Vaterlands wären! Wenn nicht nur der unbeschreibliche Aufwand, der darauf verwendet worden, in dem Umlauf unser, wenn auch die Ehre, sie größtentheils verfertigt, das Schönste und Herrlichste davon verfertigt zu haben, unser wäre! Es ist die ehrenvollste Zierde für die Wohnung des Mannes, der eine mehr als gemeine Kenntniß besitzt, dieselbe mit den Werken des Pinsels oder Griffels zu schmücken; es ist die anständigste Ergötzung für den, dessen Seele höhere, als gemeine Bedürfnisse zu befriedigen hat, im Genuß der Künste zu ruhen; es ist Pflicht und Fürstenberuf, die Denkmäler des menschlichen Gefühls und der Empfindung zu bewahren und aufzurufen; aber wer für die Ehre seines Vaterlandes glühen und wünschen kann, der betrachtet sie nie, ohne in sein Vergnügen den heimlichen Wunsch zu mischen, daß sie unser seyn möchten. So viele Gemälde von den Händen der Ausländer in unsern Tempeln und Pallästen, so viele Kupferstiche in unsern Häusern, und unter denselbe; so viele Bilder ihrer Thaten, so viele Portraite ihrer Helden! O wer das nicht beneiden sollte! Wer nicht heiß wünschen sollte, dem Franzosen und Niederländer u. s. w. jene Hochschätzung, die sie der Welt mit so baarem Recht von sich aufdringen, zurückgeben zu können!

Doch ich spreche von der Ehre, und vergesse, daß ich allein von ökonomischen Vortheilen sprechen wollte. Aber wie könnte ich die unermeßlichen Summen, die für diese Schätze, für diese Zierden ins Ausland gingen, und jährlich dahin gehen, vergessen? Wie könnte ein guter Haushalter nicht merken, daß, wenn diese Summen bei uns blieben, wenn sie wohl noch verdoppelt zu uns, statt fernhin, flössen, es wohl der thätigsten, großmüthigsten Anstalten, und des Schweißes der Edelsten lohnen würde, diese Ehre mit diesen Vortheilen an sich zu ziehen?

Es gibt keinen dauerhaftern, freiern, versichertern Handel, als den man (man erlaube mir, so zu sprechen) mit Geist und Erfindung treibt. Der Fortgang aller inländischen Manufakturen hängt allemal von der besondern Güte und Dauer der inländischen Produkte ab; aber jeder, der rauheste Himmelsstrich hat vortreffliche Köpfe, und man kann keinem verwehren, einen andern zu übertreffen, und die, welche bisher im Ruf der Meister standen, verhältnißweise zu Schülern zu machen. So weit wird sich wohl keiner von uns erniedrigen, daß er nicht mit redlichem Ungestüm behaupten sollte, daß, wenn wir eine Künstlerakademie hätten, wie die Ausländer, wir auch, wie sie, die vielen großen Meister, die häufigen Arbeiten des Griffels, des Meißels und Pinsels haben würden. Wehe den übrigen Ländern, wenn es je möglich wäre, diese Seelenprodukte ganz allein an sich zu ziehen! Ein Kupferhändler, wie es deren viele in Holland und Frankreich und Italien gibt, würde nie seinen Handel mit dem beträchtlichsten unsrer Kaufleute vertauschen, so wie die Staaten, für welche sie ihre Reichthümer sammeln, mit unabläßlichem Eifer besorgt sind, die Quellen, woraus diese herrlichen Arbeiten sich fortpflanzen, zu unterhalten, und fähige Köpfe mit Unterricht und Unterstützung zu ermuntern. Die für einen Staat, wie der unsrige ist, unbeträchtlichen Ausgaben, welche sie anfangs auf Lehrer und Schüler verwenden mußten, Ausgaben, die hier allemal im Inland verbleiben, sind ihnen lange mit unendlichen Zinsen zurückgekommen, und sie würden, wenn sie nicht schon gleichsam in dem Besitz dieser Vortheile wären, tausendmal ihre Schauspielhäuser, deren Nutzen gegenwärtig unendlich geringer ist, schließen, um ihre Akademien wieder errichten und benutzen zu können. Welcher Schauspieler gibt seinen Landsleuten das dauernde Vergnügen, die ergiebigen Vortheile, die Ehre bei den Ausländern, das Andenken bei der Nachwelt, wie z. B. die Kupferstecher Wille und Waterloo, wie die Maler Rubens und van Dyk? Noch steht man mit Entzücken vor ihren lebenden Werken da; und je tiefer sie in die Zeiten dahin gehen, desto schätzbarer werden sie dastehen, und immer herrlicher erscheinen.

Und könnte man auch nichts hoffen, als den Eifer des Inlands nach inländischen Produkten der Kunst, so läge schon darin die heiligste Ursache, einer Schule, woraus dieselben hervorgiengen, Bewegung und Dauer zu geben. Ich meines Theils begreife nie, was man sagen will, wenn man so zuversichtlich von dem Blühen und dem goldnen Alter der

Künste spricht. Noch haben sie auf das Publikum gar keinen Einfluß, und ihre Kenntnisse sind, wie die Diamanten an den Fingern der Großen, seltne Erscheinungen. Unter zehen, die sich ein Kabinet sammeln, thun es neun aus der vornehmen Nothwendigkeit, die zu einer andern Zeit die Sammlung eines Schmetterlingcabinets ihnen eben so nothwendig macht, und die Folge davon ist ein bischen Liebhaberei und die Beurtheilung solcher Dinge, an welche gewöhnlich kein Maler zu denken pflegt. Das Volk bleibt indeß unbelehrt, und in den Häusern der Privatleute hängen Vorstellungen und Abdrücke, die die Künste, und manchmal die gesunde Vernunft mißhandeln. Daß gute oder schlechte Vorstellungen sinnlicher Dinge, an welche man von seinen ersten Jahren gewöhnt, von welchen man allenthalben umgeben wird, einen vorzüglichen Einfluß auf das Gefühl eines Volks, und auf seine Begriffe von sittlicher Schönheit, Ordnung und Würde behaupten, ist eben so gewiß, als bei einer wichtigen Sache ein Unterschied zwischen Unordnung und geistvoller Wahrheit des Vortrags ist. Diesen Mangel an würdigen Bildern mit den Arbeiten der Ausländer zu besetzen, ist dem gemeinen Bürger wegen Höhe des Preises nicht möglich; und wäre es möglich: so möchte es auf einer andern Seite um so weniger tröstlich seyn, sich sein Vergnügen, einen Theil seiner Bildung, seiner Seelennahrung von Ausländern reichen zu lassen. Eine Pflanzschule junger Künstler, Zeichner und Kupferstecher würde dem Hause des Edelmanns bald Produkte liefern, die seinem Geschmack Ehre machen, und dem Hause des Bürgers Lust und Erbauung verschaffen. Mancher würde, wie ehemals, einem Künstler Ermunterung geben; und wie einst die einfache Lebensart den alten Enthusiasmus für das Gefühl der Natur in den Kunstwerken hervorbrachte: so läßt sich hoffen, daß nunmehr dieses vorausgesetzt, fähig seyn würde, jene Einfalt zurückzuführen. Man kann von Künsten nicht urtheilen, ohne von dem, wohin die Künste am Ende führen, genau bekannt, und dafür liebgewonnen zu werden. Ich wünschte, daß auf gewisse Art jedermann sich anmaßte, ein Kunstkenner zu seyn, und daß wir, wie die Patriarchen der Kunst, unsere Becher und Geschirre zu Denkmälern der Kunst, und zu Vorstellungen derselben umschafften. Ist eine Thorheit nützlich: so ist es diese, und es ist unendlichmal besser und rühmlicher, aus einer Eitelkeit, die am Ende doch zu guten Dingen führt, seinen alltäglichen Großvater in einen Lustgarten schnitzen, als fremde schädliche Getränke, oder unnöthige und kostbare Waaren aus fremden Ländern kommen zu lassen. Es ist unendlichmal besser mit ganzer Seele in seinem Zimmer vor einem Kunstwerk zu sitzen, und in demselben etwas, das nicht darin liegt, zu finden, und dabei gutherzig und nüchtern zu bleiben, als sich mit dem Nachahmen eines übertriebnen Aufwands, und allen Arten von Schwelgereien oft sein Hauswesen, oft seine Sitten zu Grund zu richten.

Ich sehe selten ein vortreffliches Werk eines inländischen Künstlers, der ganz im Inlande sich bildete, ohne eben aus dem, was er schon geleistet hat, auf das, was er unter bessern Umständen geleistet haben würde, zu schließen. Ist der Mann aus eignem Antrieb auf hohe Dinge verfallen, hat er aus eigner Erfindung große Schwierigkeiten überwunden, was würde er bei einem genauern wahren Unterricht, bei einer thätigern Aufmunterung gethan haben! Viele dieser Künstler würden ihre Kenntnisse erweitert, ihren Geschmack erhöhet, und ihre Werke mit schöpfrischer Liebe gearbeitet haben, wenn sie eine Anweisung genossen hätten, — nicht wie in den meisten Schulen geschieht, an einen gewissen Styl, an die Formen gewisser Meister sklavisch sich anzuhängen, sondern jene allgemeine Anweisung, welche der Seele den Begriff guter Ideen verschafft, ohne ihr die Freiheit zu benehmen, ohne sie partheiisch mehr für das Gras, als für den Eichbaum, mehr für den Helden als den niedrigen Taglöhner, mehr für den Schmerz, als für die Freude zu bilden. Viele würden ihre Arbeiten mit inniger Liebe, und mit wenigerm Gefühl von saurer Mühe gearbeitet, und sich den Muth genommen haben, den Liebhaber des Gemäldes für den des besten Ausdrucks fähigsten Augenblick zu bereden, wenn sie in einer guten Schule gehört, und durch eine gewählte Lectüre und Erfahrung sich überzeugt hätten, daß der Ausdruck die Seele der Malerei, und daß Zeichnung und Farbengebung allein zu diesem Ende vorhanden seyen; und eben darum würden sie die würdigsten Gegenstände gewählt, und ihre Bemühung dahin gerichtet haben, mit ihrem Sammeln aus der Natur einen wohlthätigen Endzweck zu verbinden, und ihrer Kunst das gehörige Ansehen zu geben.

Doch eben so wichtig liegt mir die folgende Anmerkung auf dem Herzen, an die ich schon so oft gewünscht habe, meine Landsleute erinnern, und sie zum Nachdenken über selbe bewegen zu können. Die Söhne der Beamten, auch der Räthe, sind fast die einzigen, denen, (gesetzt nämlich, daß ihre Anzahl zu groß wäre, als daß die vorhandnen Aemter mit ihnen besetzt werden könnten;) sind, sage ich, die einzigen, denen die Standswahl, und manchmal die Versorgung am schwersten fällt. Es ist ihnen gemeiniglich nichts übrig, als in die Fußstapfen ihrer Aeltern zu treten, oder einen Stand, wozu sie vielleicht weder Neigung, noch Fähigkeit besitzen, zu wählen. So kühn es seyn mag, so ist es, däucht mich, ganz wahrscheinlich, wenn ich behaupte, daß das trockene, meistentheils mit stetem Verdruß überhäufte Leben manches Rechtsgelehrten am seltensten gesucht werden würde, wenn man Freiheit und Aussicht hätte, in einen andern Stand mit gleichen Vortheilen einzutreten. Ein Handwerk zu lernen, dafür streitet (und ich will auch gar nichts einwenden) gegenwärtig nun einmal das Vorurtheil; der Weg zur Handelschaft ist beinahe unbekannt, vielleicht wohl gar verschlossen. Sollte nicht der Weg zur Kunst der einzige seyn, den man mit Ruhm, mit Ehre und Vortheil betreten kann? Sollte ein Baumeister, der den Grund seiner Kunst studirt, der sich die Fähigkeit erworben hat, die wichtigsten Gebäude einer Stadt mit Einsicht und Geschmack bequem und dauerhaft zu bauen, nicht würdig der Bemühung des Edlern seyn? Sollte es nicht ruhmwürdig seyn, eine Kunst zu lernen, und auszuüben, deren Erlernung man in dem aufgeklärtesten Zeitalter allein den Fürsten, und den Großen vom ersten Range erlaubt hat?*) Sollte es nicht mancher Familie mehr Ehre und Vergnügen seyn, unter ihnen auch nur Einen Corregio, Einen Mann, der Geist und Kraft bewiesen, als hundert, die da thaten, was vielleicht jeder thun konnte, die einer nach dem andern vergessen sind, zu zählen? Und ganz gewiß wäre das mancher geworden, der auf dem Posten seines Amts, wozu er von Natur nicht geschickt war, unglücklich zurückgeblieben.

Auch die mechanischen Künste würden, wenn in einer guten Zeichnungsschule die Lehrjungen der Handwerker die ersten Grundsätze begriffen, Verschönerung und Aufnahme gewinnen. Es ist doch wenig Vortheil und Ehre, an keine Verbesserung zu denken, und bei dem, was man Mode nennt, zu warten, bis gleichwohl durch irgend einen Fremden etwas vom Ausland hereinkömmt. Die Industrie, von Geschicklichkeit unterstützt, würde tausend Dinge erfinden, welche die manchmal ausschweifenden Einfälle der Fremden verdrängen, und dem Inland besser gefallen, und besser anstehen würden. Der feurige häusliche Junge, wenn er auch nichts weiter, als auf der Erde dahin streifen gelernt, wird sich unvermuthet den Muth nehmen, auf diese und jene Höhen zu lüpfen, und sich überzeugen, daß er auch dahin, wohin andre gestiegen sind, und noch weiter zu steigen im Stande sey.

Ich habe in süßer Stille des Herzens einen Traum geträumet, von dem ich mit dem Wunsch erwachte, daß ihn jedermann fühlen möchte. Obgleich das Gesicht, das vor meiner Seele stund, vorüber ist: so ist mir doch, wie einem, der, wenn er aus dem Licht in die Dämmerung tritt, vor sich lange noch Licht sieht, als sähe ich auf unsern Straßen eine Menge Einwohner mit begeisterten Mienen, stolz und unternehmend einher gehen; — mir ist, als sehe ich meine lieben Landsleute, nachdem sie den Muth, welchen sie besitzen, für das Vaterland Feuer zu trinken, und dem Tode zu liebkosen, zur Verschönerung des Vaterlands anwandten, wie in verklärten Gestalten; — als erzählte man mir, die niemals untergehenden Worte, die man in die Jahresbücher eintrug, welche dieser und jener Große von den Künsten gesprochen und als sehe ich die herrlichen kühnen Unternehmungen, die man zur Verfeinerung des menschlichen Geistes vorgeschlagen, unternommen und ausgeführt hat.

Die Welt ist, ich sehe es, von unsern Denkmälern voll. Unsere Künstler tragen unsere Namen bis in andere Welttheile und fremde Nationen nennen uns, wenn sie Beispiele zur Nachahmung nennen wollen. Die Weisen guter Völker kommen zu uns, um, was sie, in der Ferne hören, daß es seyn sollte, daß es ist, in der Nähe mit ihren Augen zu sehen, — und zu betrachten, und zu genießen die Ausführung eines Wunsches, den ein höheres Selbstvertrauen uns eingab, Bayern zum Sitz der Künste, und München zur schönsten der Städte zu machen.

---

*) Es war z. B. erst zu Sicyon, dann im ganzen Griechenland durch ein öffentliches Edikt verboten, daß zur Schule des Pamphilus, damit diese Kunst nicht zu allgemein und verachtet werden möchte, allein die Adelichen gelassen werden sollten.

An die Künstler meines Vaterlandes.

Ich bin gesinnt, meine theuern Freunde, und mache hiemit den Anfang, etwas zu thun, was längst hätte geschehen sollen, nämlich eine ununterbrochene, und (so weit es in meiner Macht steht) vollständige Sammlung Ihrer Werke herauszugeben, und dadurch unserm Vaterlande ein erfreuliches Denkmal von Ruhm und vielseitigem Nutzen zu errichten. Es soll sowohl dazu dienen, den Würdigsten aus Ihnen jene Ermunterung, welche edelmüthige Gemüther über eine zweckmäßige Verbreitung ihrer Werke empfinden, zu gewähren, als auch vorzüglich dazu, uns auf Ihren Besitz stolz zu machen, und mit einer thätigen Hochachtung für die Künste zu erfüllen. Noch scheinen viele unter uns nicht zu wissen, daß nicht Geld und Geburt, sondern ein feiner Verstand den Werth des Mannes bestimme, und daß, wenn von den Vorzügen eines Landes bei dem Ausland oder der Nachwelt die Rede ist, man nicht nach der Anzahl vornehmer und begüterter Leute, sondern einzig nach den Künstlern und Gelehrten, und nach den Wenigen, welche diesen an Geisteskräften gleichkommen, frage, und es nach diesen beurtheile. Was ehmals sieben griechische Städte thaten, daß sie sich um die Ehre stritten, den Homer geboren zu haben: das lebt noch bei jedem Volk, und jedes dünkt sich dadurch groß zu werden, wenn es sich rühmen kann, große Männer als Mitbürger gezählt zu haben. Und in der That liegt in dieser rühmlichen Eifersucht wenigstens im Grunde immer etwas Großes, in so weit nämlich die Entstehung und mächtige Wirkung außerordentlich fähiger und geschickter Leute ein Beweis seyn soll, daß sie in der Einrichtung ihres Vaterlandes und den Eigenschaften ihrer Landsleute den Anlaß, sich zu entwickeln, und die Ermunterung, sich vollkommen zu machen, gefunden haben.

Wenn nun gründliche und ausgebreitete Begriffe von einer rühmlichen Kunst die kürzesten und einzigen Wege sind, einen allgemeinen Eifer und belohnenden Geschmack für denselben zu verbreiten: so ist es mehr, als Hoffnung und Zuversicht, es ist gegenwärtige Gewißheit, daß wenn wir unsern Fleiß vereinigen, für die Künste Aufmerksamkeit zu erregen, wir bei denjenigen, welche diese unterstützen können, bald eine heftige Neigung für sie erwecken, und der besten Sache vielfältig emporhelfen werden. Wenn dieß bisher nicht geschah; wenn ein großer Theil unter den Reichen und Adelichen der Werke einer himmlischen Eingebung nicht achtete: so war daran immer ein grober Mangel an hinlänglichen Kenntnissen Schuld; denn der Reiz der Künste nimmt, sobald man seiner ansichtig wird, den Geist gefangen, und das Vergnügen über den Anblick und Genuß geistiger Schönheiten, welche uns die Ideen und Wahrnehmung der Verhältnisse gewähren, wächst mit jedem Tage, wo es einmal Grund gefaßt hat. Dann wird geschehen, meine Freunde, was ich mir vor andern Dingen, wenn ihre Kenntnisse in die Häuser kommen, versprochen habe; es wird denjenigen, welche Arbeiten bestellen, nicht mehr frei stehen, Ihnen alberne Vorstellungen, welche die gesunde Vernunft verabscheut, zuzumuthen, und Ihre Namen bei der Nachwelt in ein zweideutiges Licht zu setzen. Wie bedaure ich Sie, wenn man sie nöthigt, auf die Spitze eines Kirchthurms eine Statue zu stellen, oder etwas zum Lachen zu zwingen, was seiner Natur nach Thränen vergießen will!

Ich hoffe, daß das Wenige, was ich gegenwärtig einrücke, Sie alle ermuntern soll, Nachrichten von ihren Werken mir zukommen zu lassen, und an dieser Geschichte unsers Ruhms gemeinschaftlichen Antheil zu nehmen. Was ich thun kann, Sie von der Ehre und der Erfüllung Ihres Endzwecks bei der Kunst, welcher durch so ein gemeinschaftliches Verständniß erhalten werden müßte, zu überzeugen, das werde ich mit dem angestrengteste[n] Eifer thun, und dieß hauptsächlich dadurch

daß ich jede Gelegenheit ergreife, sowohl dem Theile des Publikums, welcher Ihre Werke noch nicht hinlänglich zu schätzen weiß, eine hohe Achtung für dieselben einzuflößen, als auch meine freundschaftlichste Erinnerung, wo ich glaube, daß die Kunst daraus eigene Vortheile ziehen könnte, unermüdet vorzulegen.

Ich bitte Sie, lesen sie diesen Aufsatz, welchen ich unter den Papieren des vortrefflichen Kraft, gefunden habe. Ich will ihn ganz ungeändert und buchstäblich hersetzen:

„Die Malerei hat ihren Ursprung den Egyptiern zu danken. Sie war aber fürwahr ganz ungestaltet. Von dort kam sie zu den Griechen, welche durch Aemsigkeit, Fleiß und durch die Stärke ihres Witzes und Geistes, dieselbe fortpflanzten und bebauten. Durch die Griechen gelangte sie zu einer solchen Vollkommenheit, daß es schien, sie haben die Natur selbst übertroffen.

Durch diese großen Leute von vortrefflichem Witz und Verstand wurden vier Hauptschulen der Kunst oder Akademien aufgestellt, nämlich zu Athen, zu Sicyon, in Rhodus und in Corinth, unter welchen man sehr wenig Unterschied wahrnimmt, außer in der Manier zu arbeiten, wie solches die antiken Statuen beweisen, welche die Regeln der Schönheit sind, und dergleichen in mehr als tausend Jahren nicht mehr hervorgebracht worden, obschon es gelungen ist, nicht weniger durch die Wissenschaft, als durch die Manier, solche zu bearbeiten, sich davon nicht viel zu entfernen.

Weil es nun in der Malerei darauf ankommt, daß die Eintheilung und Verbindung der Sachen insgemein und insbesondere gut ausfalle; so kommt es hauptsächlich auf die Erfindung an, welche der erste Theil der Malerei ist, zu welcher die Zeichnung und die Farbe gehört. Ohne diese drei kann sich niemand einen Maler nennen; so wenig als jemand ohne Leib, Seele und Vernunft ein Mensch seyn kann, der aus diesen dreien bestehen muß.

Mit was für einem Grund und Recht kann sich also derjenige einen Maler nennen, welcher nichts verrichtet, als Copiren, und fremde Arbeiten sich zueignet, also raubet? Sie mögen noch so geschickt seyn als sie wollen, so erlangen sie doch dadurch wenig Ehre. Solche Leute werden Nachahmer, ein verächtliches Thier genannt.

O Imitatores! Servum pecus!

Diesen ist es unbekannt, was ihnen doch am allernothwendigsten wäre, daß nämlich mit der Schönheit der Zeichnung die Historie und Poesie verbunden seyn müsse, wenn ein Stück von Malerei und Sculptur vortrefflich erscheinen soll.

Die Erfindung ist eine Muse, welcher alle Wissenschaften, absonderlich aber die sogenannten schönen und bildenden, als der Inhalt aller andern zugeschrieben werden. Diese ermuntern den Geist, halten ihn aufrecht, machen ihn vollkommen, feurig und geschickt.

Große Meister und Künstler waren diesen ganz ergeben, und wurden dadurch groß, um so mehr, als sie viel gesehen, gelesen, und dadurch gelernet haben. Daher sollten die Maler mit dem Vorrath solcher Schriften versehen seyn. Dadurch würden sie sich in die Höhe schwingen, und nicht genöthigt seyn, immer nur in der Tiefe zu verharren, oder wenn sie sich hoch schwingen, desto höher zu fallen, weil sie sich fremder Flügel bedienen, deren Kraft und Gebrauch sie nicht verstehen.

Die schönen Künste bestehen nicht schon in der griechischen und lateinischen Sprache; sondern in Büchern, welche Sachen enthalten, die zur Kunst erforderlich sind. Solche Bücher sind: die heilige Schrift, die römische Geschichte, der Homer, Virgil, die Verwandlungen des Ovid, die erklärte columna trajana, welche Julius Romanus sehr durchstudirt hatte, die Dichtkunst des Horaz, und viele andere, welche die Einbildungskraft erheben, und der Seele des Menschen einen großen Grad der Veredelung mittheilen.

Durch diese Gedanken komme ich auf mein Ziel.

Dieses besteht darin, daß man in der Akademie niemals ein Model aufstellen sollte, welches ohne Bedeutung wäre.

Mit Lust und Freude würde der Schüler zeichnen und arbeiten, wenn er wüßte, was er zu machen habe. So aber stellt man ihm oft eine Figur vor Augen, an welcher er nichts verstehen oder wahrnehmen kann, was vermögend seyn könnte, seinen Verstand und Genie zu reizen und zu ermuntern. Blind macht er also, willkührlich und ungefähr hingebrachte Hände, Füße u. s. w. ohne zu wissen, was alles bedeuten sollte.

Daher wäre es nützlich, und für die Kunst vortheilhaft, wenn jederzeit ein Gelehrter zugegen wäre, welcher anfangs dem Schüler die

mit Bedacht einer deutlichen Ursache hingestellte Figur erklärte, die jener nachzuzeichnen hätte.

Man stelle ein oder mehrere Figuren, meistens einfache Modelle, auch Gruppen und Brustbilder vor, welche eine unbezweifelte Bedeutung haben, wodurch der Schüler einen sichern Begriff vom Gegenstand, vom Modell und seiner Arbeit erlangt, folglich mit Verstand und Lust arbeitet, und sich gewöhnt, in allen seinen Unternehmungen jederzeit aufmerksam zu bleiben — Ein Modell, zum Beispiel, das sich verwundert, das flieht, drohet, zornig ist, sich beschützt, jammert, verliebt ist, oder andere Leidenschaften zu erkennen gibt.

Ist es eine Gruppe: so ist es leichter vorzustellen, was sie bedeuten soll. Hiezu hilft die Götterhistorie, die Fabeln u. s. w.

Unter den Antiken sieht man keine gesuchten, gezwungenen, gekünstelten, eigensinnigen Geberden; alle sind die einfältige, wahre Natur. Man sehe den Fechter, den Apollo und alle übrige, welche Fiamengo fleißig studirt, und nichts von seinen Nachbarn angenommen hat, deßwegen er auch groß geworden ist.

Damit nun alles desto nützlicher und deutlicher geschehe, so wäre es, wie ich dergleichen eben erinnert habe, sehr vorträglich, wenn öfters bei Stellung des Modells ein Gelehrter zugegen wäre, welcher den jungen Leuten das Modell, als den Gegenstand ihrer Zeichnung erklären und begreiflich machen könnte, wodurch sowohl Maler als Bildhauer geschickt würden, ihre Arbeiten mit Verstand und geziemender Bedeutung auszuführen, welche sonst sehr oft, wie blinde Wanderer ihren Weg gehen, mit offenen Augen nichts sehen, nicht wissen, was sie machen oder unterlassen sollen.

Je einfältiger ein Akt ist, je natürlicher ist er auch. Man sehe den Apollo, den Antinous u. s. w., so scheinen die Statuen lebendig. Der Schüler zeichnet auch darnach mit mehr Fleiß und Eifer, als wenn er eine durch gezwungene Geberden gleichsam verhexte Figur vor Augen hat, worin die Muskeln, Adern und Flächsen ihre Natur verlieren, folglich den Schüler in einen solchen Irrthum führen, dem er hernach in allen seinen Arbeiten anhängt." —

Legen Sie doch, meine Freunde, diese Denkungsart denjenigen an das Herz, welchen Sie die Geheimnisse der Künste zu enthüllen sich vorgenommen haben. Die erste und letzte Ursache, warum unter so vielen, welche sich von Zeit zu Zeit auf die Kunst verlegten, kaum einer und der andere sich über das Mittelmäßige erhoben hat, ist unstreitig der Mangel an freien und wahren Begriffen der Kunst, die vielfältige Nachahmung fremder Meister, und was daher entsteht, die Lähmung des Gefühls. Die wenigsten haben in ihrem Leben gehört, was das Malen, und überhaupt, was die Kunst sey, daß sie im Grunde mit der Poesie eine und ebendieselbe Sache sey, und aus dieser hergeholt und verbunden werden müsse. Sie denken nicht daran, daß der Meister, dessen äußere Manier sie nachahmen, so zu sagen, sich selbst erfunden, und aus einer ganz andern Quelle, als die ihrige ist, geschöpft habe. Wenn solche, welche auf die gewöhnliche Art zur Kunst, oder eigentlicher, *zum künstlichen Handwerk* erzogen worden sind, ihr etwa noch nicht ganz unterdrücktes Gefühl etwas Besseres ahnden läßt, so haben sie den Muth nicht, ihren Eingebungen zu folgen, sondern ziehen immer ein fremdes Gemälde zu Rath; und gibt man ihnen einen Dichter in die Hand, so wissen sie nicht, welchen Gebrauch sie davon machen sollen. Und was menschliche Leidenschaften, Wahrheit der Zusammensetzung und des Ausdrucks, Veredelung der Natur, was die schöne, große Natur sagen wolle, davon haben sie kaum reden hören. Daß gute Dichter ihre Einbildungskraft entzünden und bilden, sie die Art, wie man die Natur studiren und ausheben und sammeln soll, lehren; daß sie ihr Leben in einer immerwährenden Beobachtung hinbringen, überall etwas für sich finden, daß sie die Schaubühne besuchen und benutzen sollen: davon wissen sie nichts; das ist ihnen lächerlich, wenn man es ihnen zumuthet; und der es thut, den lachen sie aus, als hätte er, ich weiß nicht welche Albernheit vorgebracht. Daher bleiben sie dann auch ewige Knechte, malen Christliches und Heidnisches, Vögel und Frösche, und was man bestellt, durcheinander, und lassen sich, indem ihre Kunsttreiberei am wenigsten sie selbst bildet, von jedem wie Knechte behandeln.

Ueber dieses Hinderniß der Kunstaufnahme haben alle große Männer geklagt und geschrieben, und niemand mehr, als die Künstler, deren Werke Muster geworden. Ich habe es nur im Vorbeigehen, und aus Hochachtung für die Kunst, berührt, und weil ich glaube, daß, wer die Beförderung derselben wünscht, sich

mit mir vereinigen wird, mit dieser Betrachtung den Anfang zu machen. —

Die Thaten des Herkules im hiesigen Hofgarten, von Roman Boos.

Herkules ist ein Bild menschlicher Stärke, zum Wohlthun angewandt. Die Alten hatten ihn überall auf ihre öffentlichen Plätze gestellt, und seine Thaten in geistreichen Liedern besungen, um hiedurch jedermann einen Muth zum Fleiß und zur Anstrengung, einen Hang nach dem Großen und Heldenmäßigen einzuflößen, und die Einbildungskraft des Volkes über alles Gemeine zu erheben. Ein Herkules hat ohne Zweifel gelebt, und er war, was in unsern Tagen ein großer Geist seyn würde, ein Monarch seyn würde, der mit Hintansetzung seiner Ruhe und Bequemlichkeit, die ihm mitgetheilte Macht dazu anwendete, schädlichen Ungeheuern, welche die Seelenkräfte seiner Völker verschlingen, die Keule mit Unerschrockenheit aus den Klauen zu reissen; oder ein Dichter und Philosoph, welcher durch die Gewalt seiner Beredsamkeit über Millionen Menschen wirkte, und die edelsten Leidenschaften hervorbrächte. Dieß that Orpheus, Bacchus, Apollo; und in unsern Tagen sehen wir vielleicht manchen Fürsten und großen Weisen in seinem Bezirk etwas Aehnliches thun. Was die Vorstellungen und Schilderungen in Betreff dieser Helden anbelangt, so scheint nicht nur unser natürlicher Hang, uns jede That, so groß sie seyn mag, mit einem Zusatze von Uneigennützigkeit und Beschwerniß, und mithin größer und vollkommener zu denken, sondern auch die weise Absicht, dem Stolz und der Herzhaftigkeit des Menschen kein Ziel der Endlichkeit zu setzen, die Ursache zu seyn, warum denselben immer solche Eigenschaften und Thaten, die alles Gewöhnliche übersteigen, zugetheilt werden. Die Alten entwarfen mit Begeisterung und erhitzter Liebe, und daher erreichten die Ideen, welche sie ausführten, immer den Grad hoher Ideale.

Die schönste That, welche für den Helden Herkules erfunden, und welche der Grund aller übrigen geworden, ist diejenige, wo ihm, als einem noch sehr jungen Mann, und in vollem Saft seiner Kräfte, auf einem Scheidewege die Wollust und die Tugend (oder Tapferkeit) begegnete, und er sich für diese erklärte. Der liebenswürdige Xenophon beschreibt diese Scene mit der ihm eigenen Anmuth und Beredsamkeit. Die Wollust sitzt zum Zeichen der Weichlichkeit und unmännlichen Ruhe, und macht dem jungen Menschen eine Schilderung von allen den Vergnügungen, die seiner warten, falls er ihr folgen will. Die Tugend steht, und zeigt ihm steile und beschwerliche Wege, die er besteigen soll, und Kampf und Arbeit. Herkules befindet sich in der Mitte, in einem Zustande, wo er die Sache eben zu überlegen scheint. Man erwartet, daß er sich zum Vortheil der Tugend erklären werde; aber viel Kummer sitzt auf seiner Stirne, und man sieht, daß der Sieg ihn vielen Streit koste. Die fähigsten und verständigsten Künstler haben das Geistige dieser Vortrefflichkeit in die Form des Körpers hingetragen, deren Anblick uns mehr oder weniger das fühlen läßt, was Winkelmann beim Anblick des Torso im Belvedere außer sich gesetzt hat.

„Durch eine geheime Kunst," sagt er in der Beschreibung desselben, „wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in diesem Stück ist ein Denkmal derselben, welches ihm kein Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet: der Künstler (Apollonius) hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden gibt keinem Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille offenbaret sich der gesetzte große Geist; der Mann, der den Dichtern ein Beispiel der Tugend geworden ist, der sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größten Gefährlichkeiten ausgesetzt, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe geschafft."

Mit einem solchen, wenn auch nicht so geübten, so vielsehenden Auge, wünschte ich, daß wir an jedem Kunstwerk vorübergingen, daß wir lernten, eine große Bedeutung in einem wichtigen Werk zu suchen, und den schönen Fehler lernten, in der Verliebtheit lieber mehr zu sehen, denn vorhanden ist, als an einem herrlichen Bild mit allen Sinnen nichts wahrzunehmen. Noch sind unsere Begriffe über die Vorstellungen der sogenannten Fabellehre so furchtsam und unbestimmt, daß man schon im Voraus nichts, als etwas Ungereimtes oder etwas Nichtsbedeutendes erwartet, das auf uns Jetztlebende nicht die geringste Beziehung hat. Viele sehen die Sache, so wie man es vielleicht sie gelehrt hat, mit noch verwöhnteren Augen an. Es ist etwas Heidnisches, sagen sie.

Der gegenwärtigen Statuen von Holz sind acht; sie stehen auf hölzernen Gestellen in kleinen Vertiefungen der zwei zusammenhängenden Gallerien (deren eine 800, und die andere 1500 Schuh lang ist) und sind acht bis neun Fuß hoch.

I. Herkules erwürgt den ungeheuren Löwen im Wald Nemea, dessen Fell ihm nachgehends zur Kleidung diente. Diese Statue, welche den Anfang macht, ist gleich beim Eintritt in den Garten, zwischen diesem und einem gemauerten Gang zu sehen, durch welchen man von der Residenz herabkömmt. Der Löwe ist gegen den Helden angelaufen, und hat seine Klauen mit aller Gewalt an ihn gesetzt. Dieser faßt ihn mit beiden Armen um den Hals, und drückt ihn mit solcher Stärke an sich, daß jener mit aller Anstrengung noch kaum die Freiheit hat, den Kopf nach der Seite zu drehen. Der Held trägt hier noch seinen eigenen Mantel, der ihm in mächtigen Falten über den Rücken hinabströmt.

II. Herkules erdrückt den Riesen Antäus, welcher, so oft man ihn auf den Boden warf, und er die Erde berührte, immer wieder neue Kräfte bekam. Der Held hält ihn empor, und indem er ihn mit beiden Armen, und Bein gegen Bein, mit einer Kraft an sich gedrückt, als wenn er ihn zermalmen wollte, holt jener alle seine letzten Kräfte zusammen, sich von dem gewaltigen Druck und Pressen loszuwinden. Er hat seinen rechten Fuß mit der möglichsten Stärke auf den linken Schenkel des Ueberwinders gestemmt, und mit der linken Hand drückt er auf die rechte Schulter desselben, und bemüht sich schrecklich, sich der Beklemmung zu entschwingen. Schon will ihm der Athem entgehen, und er schleudert, wie halb ohnmächtig, den obern Leib und den Kopf zurück, und den rechten Arm mit geballter Faust in die Höhe. Sein Heulen erfüllt die Luft.

III. Herkules erlegt den Centaur. Er hat ihn bereits zu Boden geworfen, tritt ihm mit dem linken Fuß nach aller Schwere in die durch die Krümmung verursachte Tiefe, da, wo der Pferdetheil von dem des Mannes sich scheidet, und stößt mit der Keule auf ihn herab. Mit den hintern Pferdefüßen steht der Centaur noch aufrecht, und die vordern setzt er in die Erde, und ist bemüht, sich aufzurichten. Der Mann aber wendet sich nach dem Herkules, und klammert sich mit beiden Händen an die Schenkel und Arme desselben, um ihn nieder zu ziehen. Der Kampf scheint erst zu beginnen, und eben ist Herkules im Begriff, dem Ungeheuer einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Die Löwenhaut hängt ihm um die Mitte den Rücken herab.

IV. Herkules führt den Cerberus aus der Hölle. Die Heldenthat ist bereits vollbracht, und der Hund, der die Stärke seines Ueberwinders gefühlt hat, folgt ihm ganz gelassen. Sie sind beide auf dem Wege nach der Erde. Herkules hat die Löwenhaut, welche mit einer Schleife von der Linken zur Rechten festgemacht ist, ordentlich umgeworfen. Die Keule hat er unbekümmert auf die rechte Schulter gelegt, und in der Linken hält er die Kette, welche dem Hund um den Hals festgemacht ist.

V. Herkules hilft dem Atlas den Himmel tragen. Eine herrliche Allegorie eines Weisen, der es übernimmt, mit einem Könige die drückenden Sorgen seiner Geschäfte zu theilen, und mit gutem Rath und siegender That ihm beizustehen. Diese ist die schönste That unter den gegenwärtigen. Herkules befindet sich zur Linken, und tritt mit seiner rechten Schulter unter die Last, wobei er den rechten Fuß vorwärts setzt. Er will sie seinem Freund nicht ganz abnehmen, sondern nu[r] mit ihm theilen. Er umschlingt ihn rückwärts mit seiner Rechten, welches Atlas mit de[r] Linken thut, so daß man sieht, sie wollen ei[n] vereinigtes Werk beginnen. Mit der noc[h] freien Hand unterstützen sie die Last vorwärts. Herkules hat seinen Kopf bedeckt, zum Zeiche[n] der Ruhe und der Eintracht, womit er di[e] Werk der Weisheit verrichten hilft. Die Er[-]müdung des Atlas ist gut ausgedrückt; [...] lechzet, indeß Herkules in voller Lust und fr[i]scher Stärke zugegen steht.

VI. Herkules erlegt den sieben[-]köpfigen Drachen. Er hält ihn zwische[n] seinen Beinen fest, holt rechts mit beide[n] Händen aus, und schlägt die schwere Keu[le] herunter in die sieben Köpfe, welche mit au[f-]gesperrten zahnvollen Rachen gegen ihn au[f-]blecken. Die Löwenhaut hängt ihm den Rück[en] hinab.

VII. Herkules bändigt das fürchterliche Schwein auf dem Berge Erymanthus. Er hält und drückt es zwischen seinen Beinen mit dem hintern Theil zur Erde, faßt es mit seiner linken Hand bei dem rechten Ohr, und schwingt mit der rechten die Keule, um es zu zähmen. Das Schwein ist von außerordentlicher Stärke, und grinset seitwärts fürchterlich empor; dennoch scheint seine Bezähmung einem Mann, wie Herkules, wenig Mühe zu machen. Er hat die Löwenhaut um den Kopf und den Rücken geworfen.

VIII. Herkules erlegt mit einem Pfeil einen der gefährlichen Vögel bei dem See Stymphalus. Diesen Augenblick hat er einen Pfeil losgeschossen; dennoch hält er den Bogen in der Richtung, wie er ihn aufgelegt hatte, und sieht nach demselben und nach dem Vogel, welcher aus den Lüften herabstürzt. Diesen Vogel erblickt man hier nicht, indem die Statue am Ende der Gallerie und einem daranstoßenden Saal so nahe steht, daß es beinahe lächerlich gewesen seyn würde, den Vogel in einer Entfernung anzubringen, wo ihn Herkules eben so leicht mit dem Pfeile hätte erschlagen können. Man nimmt also an, er befinde sich in der Höhe außer dem Gebäude. Herkules trägt, vermittelst einer Schnur von der Rechten zur Linken, einen Köcher mit Pfeilen gefüllt auf dem Rücken, und die Löwenhaut hat er um die Mitte gewunden.

Alle diese Arbeiten verrichtet Herkules mit einem gewissen Wohlstand und einer starken Ruhe und Zuversicht, welche von seinen überwiegenden Kräften zeugt. Er kömmt nie so ins Gedränge, daß er gezwungen wäre, die äußersten Kräfte mit einem Nachdruck anzuspannen, wobei der Sieg zweifelhaft würde, und er in sichtbarer Gefahr sich befände, überwunden zu werden. Es ist weder in seinen Mienen noch in seinen Stellungen etwas Gewaltsames, das die Muskeln aus der natürlichen Lage reißt, und allemal Schwäche verkündigt, sondern ein höherer Geist scheint durch ihn zu wirken, und diese Art von Sicherheit in seinem Thun hervorzubringen.

Er ist übrigens nach der Form, welche man an den besten Antiken, oder den Nachbildungen derselben wahrnimmt, mit großen, ganz ausgebildeten Theilen, welche eine besondere Uebung derselben voraussetzen, gebildet, und scheint jeder Unternehmung fähig zu seyn.

Uebrigens kann ich nicht umhin, mir vorzustellen, was da geschehen würde, wenn diese Figuren plötzlich ins Leben kommen sollten, wie man denn annehmen soll, daß sie darin sich befinden. Welches Geschrei, Geheul, welches Grunzen, Zähneknirschen, Bluten und Morden! Und das an einem Ort, welchen man besucht, um daselbst lustzuwandeln.

Bei dieser Gelegenheit erwähne ich auch der Predigtkanzel, welche Roman Boos vor ungefähr zwei Jahren für die hiesige große Frauenstiftskirche verfertiget hat. Sie ist ein merkwürdiger Beitrag zu einer Betrachtung über den Geschmack und die Wahl unserer Kirchenverzierungen. Stellen wir uns einen Menschen vor, der einen rothen und einen blauen Strumpf, Sommer- und Winterbeinkleider, eine grüne Weste und einen gelben Rock, und über denselben einen Mantel, und über den Mantel einen Pelz angezogen, überdieß Ringe nicht nur an jedem Finger, sondern auch welche durch die Ohren und Nase gezogen hätte; so daß weder Größe noch Farbe zusammen paßten: so haben wir ein Bild der Einbildungskraft, welcher sich mancher überläßt, eine Verzierung aufzuhäufen, worin kein Verhältniß und kein Verstand liegt, um der Sache jene Bedeutung und Kraft zu geben, welche sie hervorbringen soll. Gewöhnlich wird auf den Altären, die man zieren will, die schönste Zierde derselben, ich meine das Gemälde, gänzlich mit Leuchtern und Tafeln, und sogenannten Maibüschen, ganz bedeckt, und nicht selten der nämliche Heilige öfters auf eben denselben Altar gestellt. Was an dem Werk unsers Künstlers gut und schön, und im einfachen und großen Styl angelegt oder überhäuft, oder noch mehr ist, wird jedem seine Einsicht sagen, wenn ich dessen auch mit keiner Sylbe gedenke. Der obere Theil, oder der Deckel, endigt sich in einen Spitz, auf welchem Maria und neben ihr ein Engel steht. Weiter sind auf diesem Deckel und unter Maria sechs Engel, zwei und zwei beisammen, welche den Glauben, die Liebe und die Hoffnung vorstellen, zu sehen. Die Kanzel selbst besteht aus kleinen Quadraten, und zieht sich in die Runde. Auf jenen, welche mit einem dergleichen Quadrate an der Wand, in allem sieben ausmachen, sind sehr artige Basreliefs,

und auf denselben von Schnitzarbeit folgende Geschichten vorhanden: An der Kanzelwand die Sendung des heil. Geistes, und beiderseits ein Engel, welcher einen geschnitzten Vorhang hält; dann folgen um die Kanzel: der evangelische Hauptmann, der Blinde am Weg, Johannes in der Wüste, das israelitische Volk, und endlich Christus, wie er Petrus die Schlüssel übergibt. An dem untern Ranf der Kanzel sitzen, oder eigentlicher sind zwei große Statuen, Moses und Petrus, festgemacht. Jener hält die Gesetztafeln, dieser ein Buch in der Hand. Die Statuen sind sämmtlich vergoldet, und mit vieler Einsicht und großem Fleiß gearbeitet.

Von eben diesem Künstler sah ich zwei Statuen von weißem Marmor, den Bacchus und die Ceres, welche in dem churfürstlichen Garten zu Nymphenburg aufgestellt werden. Sie sind, wie die übrigen, an deren Reihe sie auf Gestellen von rothem Marmor zu stehen kommen, 8 Schuh hoch, und gleich beim Eintritt in den prächtigen Garten zwischen hohen, parallel laufenden Bäumen, hinter welchen eine lange, hohe, lebendige Wand gezogen ist, zu sehen. Man überschaut gleichfalls beim ersten Eintritt die ganze Länge dieses Gartens, der sich in geordneten Abtheilungen immer mehr und mehr erhebt, und erblickt in der Entfernung und nahe am Ende eine Cascade, über welche das Wasser, wie in ein Stück gegossen, herabrinnt, und an den Ufern derselben wieder sechs Statuen. Sie wurden anfangs sämmtlich von Holz als Modelle aufgestellt, und sind nachher aus weißem Marmor, von Sterzingen in Tyrol, theils schon verarbeitet worden, theils befinden sie sich noch wirklich in den Händen der Künstler. Ich hoffe meinen Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn ich ihnen eine, wenigstens summarische Nachricht darüber mittheile. Die Statuen, welche man gleich beim Eintritt an den Seitenwänden zu sehen bekömmt, sind zur

rechten,	linken Seite
Saturn	Rhea
Juno	Jupiter
Neptun	Amphitrite
Proserpina	Pluto
Merkur	Pallas
Venus	Mars
Bacchus	Ceres
Diana	Apollo.

Die Statuen, welche sich am Ufer der genannten Cascade befinden, sind:

a) Aeolus und Flora,
b) Herkules und Pallas, dann
c) zwei sitzende Flußgottheiten, welche die Donau und die Isar vorstellen.

Weiter sind vorhanden bei Badoggenburg eine Pallas, dann bei einigen Brunnen ein Apollo zwischen zwei Satyren, und rechter Hand beim Eintritt in den Garten, in einem eingeschlossenen Viereck, verschiedene Brustbilder, welche, wie alle Statuen, von weißem Tyrolermarmor verfertigt, und auf Gestelle von rothem Marmor gesetzt sind. —

Zu den Formen der Gottheiten wählten und schufen die Künstler der Alten das Schönste und Vollkommenste, was ein begeistertes Gefühl und eine hohe Einbildungskraft aus der Natur erheben und sammeln kann, und diese suchten sie mit einem Ausdruck in Geberden und Stellungen voll Würde und Göttlichkeit zu vereinigen. Die Bilder des höchsten und erhabensten Styls erscheinen in einem Zustande von Ruhe und Sittsamkeit, welcher nicht nur der Schönheit vortheilhaft, sondern auch dem Begriffe eines weisen Wesens am angemessensten ist. —

aa) Die zwei ersten Statuen, Saturn und Cybele, sind vom Johann Marchiori, einem Venetianer. (Saturn, oder Kronos, bedeutete jene Zeit der Unordnung, wo die Elemente im Auflösen mit einander kämpften, oder auch überhaupt die Zeit, welche alles, was sie hervorbringt, wieder verschlingt. Rhea (auch Cybele oder Eris) bedeutet die siegende und fruchtbringende Erde, welche alles belebt. Saturn hält hier ein Kind bei dem rechten Fuß und der Schulter, und öffnet auf eine gräßliche Art ein Maul voll Zähne um dem Kinde, das mit dem rechten Händchen nach seinen Haaren langt, in das Herz zu beißen. Um die Mitte hängt ihm ein Lappen, der zwischen den Beinen herabfällt. Rhea, ein altes dürres, grämliches Weib, hat auf dem Haupt eine mit Thürmen besetzte Krone, mit der linken Hand hält sie eine Schaufel, bei welcher ein Pflugeisen liegt; mit der rechten hebt sie einen Mantel. Ihr langes Unterkleid, welches ganz den Leib bedeckt, fließt denselben hinunter, wie ein Gewand, das man eben aus dem Wasser gezogen hat.

bb) Juno und Jupiter, von Aulizeck.

cc) Neptun, von Grofft zu München. Er hat eine Krone auf dem Haupt, hält in der rechten Hand eine dreizackige Gabel, und mit der linken langt er und lehnt er sich nach einem Delphin. Sein Mantel ist mit einem Band von der Linken zur Rechten festgebunden. Seinen Blick heftet er rechts gen Himmel. — Thetis oder Amphitrite (von Roman Boos in München.) In einer Hand hält sie den dreizackigen Stab, in der andern das Gewand und eine Muschel. Zu ihrer Linken befindet sich ein Seethier.

dd) Pluto und Proserpina (von Aulizeck in München). In der rechten Hand hält jener einen zweizackigen Stab und eine Kette, an welcher der Cerberus gebunden ist; die linke stemmt er in die Seite. Sein Haupthaar sträubt in die Höhe, und sein Bart ist in zwei Theile auseinander getheilt. Proserpina hebt mit der Rechten einen Scepter mit einem halben Mond in die Höhe, wohin sie gleichfalls ihren Blick gerichtet hat; mit der Linken hebt sie ihr Gewand.

ee) Merkur und Pallas (von Roman Boos). Jener lehnt sich mit dem rechten Arm auf einen Stamm, neben welchem der Hahn steht, und in der Hand hält er den Stab; mit der linken Hand deutet er gen Himmel, wohin er auch seinen Blick richtet. Auf dem Kopfe hat er einen leichten runden Hut, und vom Rücken fließt ihm der Mantel. Pallas hält in der Rechten einen doppelten Speer; in der Linken hält sie den Schild mit dem Medusenkopf hernieder. Ihr Kopf ist mit einer Pickelhaube, und ihr Oberleib mit einem leichten Panzer bedeckt.

ff) Mars und Venus (von Roman Boos). In der rechten Hand hält jener ein kurzes, breites Schwert, im Begriff, auszuholen, und mit der linken hebt er den Mantel die linke Schulter herab. Auf dem Kopf sitzt ihm eine Pickelhaube; er setzt den rechten Fuß vor, als wollte er gegen jemand anrücken. — Venus hält in der Rechten den Apfel, welchen sie lächelnd betrachtet; mit der Linken hält sie das Gewand, welches über dem rechten Arme liegt. Ihr zur Linken steht Amor, und fleht gegen den Apfel.

gg) Bacchus und Ceres (von Roman Boos.) Jener hält in der Rechten einen Becher, in der Linken eine Weintraube, nach welcher linkerseits ein junger Satyr hinauflangt. Ceres hält in der Rechten eine Fackel, und mit der Linken ihr Gewand.

hh) Apollo und Diana (von Aulizeck.)

Auf der Caskade:

aa) Herkules und Pallas (von Volpini.) Jener ist mit dem Löwen beschäftigt, der auf der linken Seite gegen ihn aufspringt. Pallas hält in der Rechten den Spieß, wo auch die Nachteule angebracht ist, in der Linken den Schild mit dem Medusenkopf. Auf dem Haupte trägt sie eine große Pickelhaube.

bb) Aeolus und Flora (von Carl Claudius Dubut.) Jener sitzt, oder lehnt sich an Wolken, welche rückwärts um ihn festgemacht sind. Mit seiner Linken hält er Winde, die in kleinen blasenden Köpfen vorgestellt sind; in der Rechten hält er eine Blume. Flora ist mit einem Mantel, der mit Blumen besäet ist, bedeckt; sie hält denselben auf beiden Seiten mit ihren Händen, und macht einen Schoos daraus, aus welchem sie Blumen schüttet.

cc) Die Donau und die Isar (von Volpini.) Diese wird weiblich, jene männlich vorgestellt. Sie sitzen, halten in der Rechten eine Urne, woraus sie Wasser gießen; in der Linken hält die Donau ein Steuerruder, die Isar verschiedene Erdfrüchte.

Eine Pallas (von Aulizeck) steht an einem einsamen, sanft erhöhten, und mit hohen Bäumen beschatteten Ort, der wie ein Theater mit lebendigen Stufen und Bänken verziert ist. Sie steht ganz ruhig und wie in Betrachtungen versenkt auf einem Gestell von weißem Marmor. In der Linken hält sie den Spieß, mit der Rechten den Medusenkopf hernieder. Ihr leichtes Gewand fließt ihr bis auf die Füße; darüber hat sie einen Mantel, der sich durch die kleine Bewegung des rechten Arms in schöne Falten bricht. Auf dem Haupt hat sie einen leichten Helm und die langen Haare fließen ihr in Rollen zu beiden Seiten die Schultern herunter.

Noch ist der Apollo zwischen den zwei Satyren (welches Brustbilder sind) von Du-

but übrig. Wenn es nicht bekannt wäre, daß die Alten den Apollo zuweilen wie den Bacchus gebildet, ja beide Personen sogar vereinigt haben; so könnte und würde man diese Figur ohne Anstand für einen jungen Bacchus halten. Sein von Wein und Fröhlichkeit genährter Körper, der in einer weichen Feistigkeit zu schwimmen scheint, läßt nicht gleich jenen edeln, zu hohen Absichten gebornen Jüngling vermuthen. Er setzt den rechten Fuß vorwärts, und beugt seine weiblich ausschweifenden Hüfte nach Art der Leute, welche in einem trunkenen Taumel zu wanken anfangen. Er lacht mit voller Fröhlichkeit, und, sagt er, dulce est, furere in loco. Auf dem Kopf hat er einen Lorberkranz, und mit beiden Händen hebt er sein Gewand.

Ich kann diese Gelegenheit unmöglich vorübergehen, ohne hier einer meisterhaften und bewunderungswürdigen Schilderung des Apollo im Belvedere zu gedenken, und ich ersuche die jungen Künstler meines Vaterlandes, sich an das Anschauen eines so überirdischen Bildes, wie uns die folgende Stelle malt, zu gewöhnen, und dadurch ihren Geist in das Gebiet hoher Ideen zu versetzen.

„Die Statue des Apollo, sagt Winkelmann, ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Der Künstler desselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebaut, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle andere Bilder desselben so weit, als der Apollo des Homer den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeigt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elisium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielt mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geist in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche, ein Schöpfer himmlischer Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern, noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus; Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehret, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarte, wie hier in dem Gesicht des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen. Eine Stirn des Jupiter, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken ihren Willen erklären: Augen der Königin der Göttinnen, mit Großheit gewölbt, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet. Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbt mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über den Anblick dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenigen, die ich vom Geist der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos, und in die lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmaleons Schönheit. Wie ist es möglich es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen und mir die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, di

das Haupt der Gottheiten, welches sie krönen wollten, nicht erreichen konnten."

Ich weiß nicht, ob es möglich ist, vor diesem Bild im Geist zu schweben, ohne, wie Winkelmann, einen erhabenen Stand anzunehmen, und sich gleichsam neue Sinne zum Anschauen des Vollkommenen zu öffnen. Der Genuß dieses Wesens, das man, wie vom Himmel herabgezogen, zu sehen bekömmt, erfüllt mich, ich weiß nicht, mit welcher starken Empfindung, und ich halte dafür, wer davon nicht gerührt wird, der wird sich um die Kunst am besten dadurch berühmt machen, daß er sich von derselben entfernt.

Scheifele (Joseph Ignaz) hiesiger Medailleur, hat verfertigt eine Medaille des General Laudon, mit der Umschrift: CID. L. BARON. A. LAUDON AUST. SUPR. BELLI DUCI. Auf der Reversseite: HEROI OB VIRTUT. BELL. CLARISS. PERPET. VENERAT. MONUMENTUM CONSECRAT JOS. SCHEIFEL. MDCCLXXXII. Weiter eine Medaille des General Orlow.

Egell (Hr. Augustin) kurfürstl. Bildhauer zu Mannheim, welcher sich gegenwärtig in München befindet, hat das Grabmal des Medailleurs Kraft, welches jüngst bei den barmherzigen Brüdern aufgestellt worden, verfertiget. Es besteht aus einer marmornen Urne, mit Aufsätzen, und führt die Inschrift: MARTINVS KRAFFT. CAESA. CONS. ACCAD. VINDOB. ROM. MAN. ET PARMAE SOC. IN SCVLPTVRA NVMM. ELEGANTISSIMVS. NAT. III. CALENDAR. APR. MDCCXXXIIX † XIIX. CALENDAR. JVL. MDCCLXXXI. OB. R. I. P.

Ich erwähne bei dieser Gelegenheit eines unlängst aufgerichteten Grabsteines, welchen der hiesige berühmte Hofbildhauer, Johann Baptist Straub, seiner Gemahlin zum Andenken setzen, und von Messerschmid, seinem ehemaligen Schüler, welcher sich gegenwärtig in Preßburg befindet, verfertigen ließ. So klein es ist, so klaget darin etwas Geistiges, das jeden Wanderer mit sanfter Schwermuth erfüllen und anhalten muß, ohne jener Worte, Siste Viator iter, welche man fast auf allen Steinen zu lesen bekömmt, bedürftig zu seyn. Es befindet sich auf dem Kreuzgottesacker linker Hand an der Mauer — ein rother, viereckiger Marmor, welchen die Zeit schon hie und da, besonders an den Ecken verletzt zu haben scheint: denn einige Streifen sind bereits davon abgefallen, und man fühlet mit süßer Traurigkeit das Vergehen aller Dinge. Unter diesen kleinen Ruinen steht das Wort Transit. Linkerseits ist der Stein dicker, welches ihn nicht nur heraushebt, sondern ihm auch eine Art von Anmuth verschafft, ungefähr derjenigen ähnlich, welche in einer sanften Senkung des Kopfes zu liegen pflegt. In der Mitte des Steins, und einer verhältnißmäßigen Tiefe, sieht man von weißem Marmor ein kleines Gestell, und auf einem Buch das Bruststück der Ruhenden, vermuthlich ganz der Lebenden ähnlich gearbeitet. Die Haare sind auf der Scheitel aus einander gekämmt, oben in einen leichten Knoten, und über der Stirn mit einem ganz einfachen Band umwunden. Unter dem Buch steht das Wort Perennat.

Schweinberger, hiesiger Steinmetz, hat seit kurzem wieder zwei öffentliche Stadtbrunnen, einen in der Weinstraße, und den andern in der Kaufingergasse aufgestellt. Sie sind, wie die übrigen, welche seit Kurzem auf Kosten der hiesigen Stadtkammer in verschiedenen Gassen gesetzt worden und theils von weißem, theils rothem Marmor, und mit verschiedener Verzierung sehr einfach, und dabei sehr artig bearbeitet.

Kupferstecher.

Von Hrn. Zimmermann (Joseph Anton, hiesigen Hof- und Landschafts-Kupferstecher) erhielten wir das Portrait der regierenden Frau Churfürstin, nach Edlinger, in Kupfer gestochen. Derselbe gibt auch das ganze Churhaus Bayern heraus, und es sind davon bereits 55 Stück fertig.

Fiessinger (Gabriel, von Offenburg im Breisgau gebürtig, ein noch junger Künstler, der sich aus freiem Trieb auf die Kunst verlegte, und selbe ohne Anweisung erlernte). Seine bisher mit vielem Glück verfertigten Kupferstiche sind:

1) Ein allegorisches Bild, die Klugheit, nach Franceschini.

2) Eine Madonna, nach Carl Cignani. Das Original befindet sich in der lichtensteinischen Gemäldesammlung.

3) Der drohende Amor, nach Guido Reni.

4) Ein großes Blatt, das Benedicite, das ist, ein Bauernweib und ein Mädchen, welche beten, nach Abraham van Dyck.

5) Christus, nach Joseph von Arpino. Das Original befindet sich in der kaiserlichen Gallerie.

Ferner verfertigte er verschiedene Portraite, namentlich der K. Königin, des Kaisers, des Erzherzogs Maximilian, des Pabsts Pius VI., und des Durchl. Kurfürsten Carl Theodors.

Gegenwärtig arbeitet er sechs Stücke, nach Murillo, wovon fünf in der hiesigen churfürstl. Gallerie und eines zu Mannheim vorhanden ist.

Diese angehenden und geringen Nachrichten mögen hinlänglich seyn, die guten und ruhmwürdigen Künstler zu überzeugen, daß es mir ernstlichst um die Aufnahme der Kunst, und um die Wiederherstellung jener Ermunterung, welche allemal gute Werke veranlaßt, zu thun sey. Dieser hoffe ich auch nach und nach den Weg zu bahnen, indem ich es für unmöglich halte, daß, wenn die Dinge von wahrem Werth und geistigen Vorzügen oft und immer mit Nachdruck vorgelegt, und was eben so viel ist, über alle andere erhoben werden, nicht endlich jene Hochachtung für die Künste gemein werden sollte, welche nicht bloß lobt und bewundert, sondern Antheil nimmt, welche die Vornehmen und Reichen antreibt, in dem, was ihnen eine wahre Ehre und ein dauerhaftes Vergnügen verschafft, Ehre zu suchen, und ihre Häuser mit Denkmälern, welche ein unvergeßlicher Beweis ihres Verstandes und Geschmacks seyn können, zu zieren.

Was ich oben von den Schriften sagte, daß man wahrnehmen und bestimmen könne, bei welchen Klassen der Nation die Lust, zu denken, in Bewegung gerathen, und von welcher Art die Bedürfnisse sind, über welche sie schreiben: das wünschte ich, daß man auch hier bemerken, und darüber seine Betrachtung anstellen möchte, ob der Adel oder die Geistlichkeit, oder einzelne zufällige Privatliebhaber, oder einzig und allein der Hof die Künste nähren und unterstützen; ob die Vorstellungen zur Erhebung der Seele, und Veredelung gemeinnütziger Gefühle und Begriffe führen, oder als bloße eitle Verzierungen und Werkzeuge einer verschwenderischen Pracht dienen, und ohne Wirkung bleiben. Wo sich dann Lücken ergeben; wo sie bei einer zumal wichtigen Classe eine grobe Unwissenheit, ein elender Hang nach vornehmen Schwulst, und eine schändliche Geschmacklosigkeit offenbaret, welche jeder bessern Bildung den Eingang versperrt: da sollen sich die guten Köpfe, welchen die Natur Talente, und bei einer unerschütterten Rechtschaffenheit ein unbezwinglicher Geist die ehrenvolle Kraft, durch Schriften zu wirken, verliehen hat, sich vereinigen, und die Hindernisse, welche im Wege stehen, fortzuschaffen suchen. Aus solchen Absichten und Veranlassungen sollten unsere Schriften entstehen, und geradezu auf einen Fehler oder ein Vorurtheil, das vorhanden ist, losgehen; dann würden sie selten ungehört bleiben, selten ihren Zweck verfehlen, und die Ehre verdienen, Vertheidiger der Vernunft und wahre Freunde der Bürger und des Vaterlandes zu heißen.

Noch muß ich anmerken, daß sich die Werke der Kunst keineswegs mit denen endigen, welche ich dießmal eingerückt habe. Ich werde aber nichts versäumen, um im nächsten Bande ein Verzeichniß zu liefern, bei dessen Ende ich werde sagen können: Und nun, dieses sind im gegenwärtigen Jahre die Denkmäler unsers Geschmacks! — zumal, da ich mir verspreche, daß einige Künstler (wenigstens ahndet mir, daß es einige gebe) eine mißverstandene und allzugewissenhafte Bescheidenheit, vermöge welcher sie ihre eigenen Werke, sobald sie aus ihren Händen sind, nicht mehr achten, ablegen, und sich bereden lassen, daß es unsere Ehre betrifft, und daß, wenn ihnen der Nachruhm gleichgültig ist, sie wenigstens nichts versäumen möchten den Ruhm unsers Vaterlandes zu verbreiten. Ein edler Stolz, und ein lebhaftes Gefühl seiner Würde würde vielleicht einem großen Theil dieser Herren gute Dienste thun, ihn manche Erniedrigung ersparen, und bei seinen Arbeiten Muth und Lebhaftigkeit einflößen. Sie sollten wenigstens bedenken, wessen Namen man in den Jahrbüchern bekannt macht, daß man nicht die der Reichen und Vornehmen, so groß und glänzend ihr Ansehen seyn mag, sondern die Namen der Künstler bekannt macht, und daß die größten Geister aller Nationen sich Mühe geben, ihre Verdienste in ewigem Andenken zu erhalten.

Ueber den Zustand der Künste in Bayern.

Ich danke Ihnen, mein Herr, für den gütigen Beifall, den Sie meinen geringen Bemühungen, der Kunst einige Achtung zu verschaffen, gegeben haben. Um mir denselben und die Nachsicht, womit Sie meine letztern Anzeigen aufnahmen, zu verdienen, will ich diese Nachrichten mit der möglichsten Genauigkeit fortsetzen, und, wenn ich Ihnen nicht immer Meisterstücke der ersten Art nennen kann, mich begnügen, Sie an jenes, womit ich mich allemal tröste, immer und immer zu erinnern: „Hätte man bei Uns die Kunst geehrt, wie sie von den Griechen geehrt ward: so hätten sich auch bei Uns Künstler, wie Polygnot und Parrhasius waren, gefunden. Dennoch, wenn ich die hiesigen Anstalten, welche unsre Künstler bilden und nähren; wenn ich den Grad der Aufmunterung, wodurch jene begeistert werden sollen, betrachte: so bin ich auf das, was sie leisten, sehr stolz, und unter gleichen Umständen wird es kaum einen Ort geben, wo sie sich rühmen können, mehr geleistet zu haben.

Der öffentliche Unterricht, und die Uebung, welche junge Künstler zur Vollkommenheit führen soll, besteht in der akademischen Schule, worin alle Abend, den Winter hindurch von 5 Uhr bis 7 Uhr, nach der Natur gezeichnet wird. Dieß geschieht meist unter der Direktion des Hrn. Professor Oefele, eines verdienstvollen und ehrwürdigen Greisen, der viele Jahre in Rom und Italien studirte. Er zieht bei diesem Lehramt eine Pension von hundert und fünfzig Gulden, womit er, da wenig Malerei bestellt wird, sehr kümmerlich leben muß. Er stellt alle Wochen einen neuen Akt, und theilet den Anwesenden gerne seinen Rath und Unterricht mit. Bei der Akademie befinden sich auch einige Abgüsse der berühmten Antiken, als Laocoon, die mediceische Venus, Apollo, der Torso ꝛc. welche von Mannheim hierher gebracht worden sind. Ich habe nie von einiger Belehnung gehört, wie dergleichen bei andern Akademien *) denen, die sich hervorthun, zur Belohnung und Ermunterung ausgetheilt werden, und das Publikum, dessen Beifall oder Erinnerung ganz gewiß ungemein viel beitragen müßte, einen Kunstgeschmack zu verbreiten, bekömmt nie etwas von Versuchen junger Künstler zu sehen. Ich halte viel auf öffentliche Ausstellungen der Kunstarbeiten; und so sehr ich mir vorstellen kann, daß dabei viele Mißbräuche sich einfinden, und daß, statt einer

*) So eben habe ich „die dritte Nachricht an das „augsburgische Publikum, die öffentliche Ausstel„lung verschiedener Kunstarbeiten und jährliche „Austheilung der Preise bei der alten Stadt„Akademie, und der mit derselben zu Ermunte„rung der Künste verbundenen Privatge„sellschaft vom Jahr 1782, vor mir.“ Hier wurden öffentliche Preise ertheilt 1) bei dem Zeichnen nach dem Leben, 2) bei den Zeichnungen nach dem Runden, 3) im Boßiren nach dem Leben, 4) im Zeichnen nach Goldschmidtarbeiten, 5) im akademischen Fach, 6) in Zeichnungen nach Blumen, 7) in Conversationsstücken, 8) im historischen Fach, 9) in der Malerei, 10) in Inventionen, 11) in Zeichnungen in Malereien, 12) in andern Zeichnungen, 13) in der Architektur, 14) im Kupferstechen, 15) im Boßiren, 16) im Stahlschneiden, 17) an Inventionen zu Zitz- und Cottonfabriken. — Das thun nun unsre Nachbarn vor unsern Augen zu einer Zeit, in welcher es rings um Uns brandmarkende Schande wird, bei der Menge von Dingen, wodurch man sich auszeichnen kann, nichts Auszeichnendes gethan zu haben. Wir zählen innerhalb unserer Mauern so viele reiche Partikuliers, die jährlich beträchtliche Summen auf Ausgaben der Mode verwenden, um sich ein armseliges Ansehen zu geben, leider in Dingen, worin kein Ansehen liegt. Wie leicht wäre es solchen Herren, durch eine großmüthige Nachahmung solcher Beispiele, wie es deren in Augsburg eine verbundene Privatgesellschaft gibt, sich und ihrer Familie einen ewigen Ruhm zu verschaffen, unter dem Publikum Leben und Thätigkeit zu wecken, und, was die Hauptfolge wäre, unter ihrem Stande diese Arten von großmüthigen Verwendungen für das Vaterland gleichsam nothwendig zu machen. Der gerechte Vorwurf, daß dieser und jener gar nichts zum gemeinen Wohl beiträgt, würde nicht lange ausbleiben; und wer nicht im Stande wäre, die gute Sache im Werk zu unterstützen, würde sich doch das Ansehen eines Weisen, und einige Mühe geben, dieselbe zu empfehlen.

wahren Kenntniß und gegründeten Liebe zur Kunst, eine gewisse Beurtheilerei, und die Chikane, der guten Absicht viel Abbruch thun mögen: so halte ich sie doch für das thätigste Mittel, eine gewisse Lebhaftigkeit unter das Publikum zu bringen, und der Sache eine nützliche Bewegung zu geben. Mancher, der sich außer dem nie um die Kunst bekümmerte, würde bei einer solchen Gelegenheit, wenn nicht ein Kenner, doch ein Liebhaber werden, und vielleicht seinen Reichthum, den er außerdem auf unnützliche und wohl gar auf niederträchtige Dinge verschwendet hätte, weit rühmlicher auf Werke der Kunst, und zur Unterstützung der Künstler verwenden. Ich bin immer der Meinung, daß, wenn man es nur einmal dahin bringt, daß eine Sache frei und eifrig untersucht, beurtheilt, und ihr Werth recht abgewogen wird, sie allemal gewinnen und eine große Meinung von sich erwecken werde. Wenn man bei öffentlichen Ausstellungen der Kunstsachen hören würde, wie viel natürliche Geistesanlage, Bildung, Fleiß und Verstand dazu gehöre, um etwas, das sich auch nur über das Mittelmäßige erhebt, zu Stande zu bringen: so hoffe ich, man würde anfangen, unsern Künstler und sein Geschäft mit andern Augen zu betrachten, als man thut, und, hoffe ich, mancher würde mit heimlich zerknirschtem Herzen davon gehen, und denken, daß er nicht werth sey, dem Manne, aus welchem er sich bisher nichts machte, die Schuhriemen zu lösen. Auch die Künstler, welche man jetzt weder sucht, noch kennt, hätten bei einer solchen Anstalt Gelegenheit, sich hervorzuthun und ihre Talente zu empfehlen. Es würde anfangs nur darauf ankommen, daß man die Sache feierlich behandelte, und durch eine rühmliche Ehrerbietung für die anwesenden Werke den blos Neugierigen zu verstehen gäbe, daß hier mehr verborgen liege, als in allen den Dingen, welche man blos ansieht und besucht, um seine Augen zu weiden, oder ein paar Stunden mit einem angenehmen Zeitvertreib durchzubringen.

Außer der erwähnten Akademie stehen unsern Künstlern die vielen herrlichen Gemälde in unsern Kirchen, und dann die Werke der berühmtesten Meister in unsrer Gallerie zum Studiren offen. Bei dieser letztern haben sich diesen Sommer eine Menge junger Leute eingefunden, um unter der Anweisung des Hrn. Hofkammerraths und Gallerieinspektors Dorner zu zeichnen, oder von Gemälden, welche nach ihrer Fassung und Fähigkeit waren, zu copiren; und, aus dem Eifer zu schließen, zweifle ich nicht, daß es den meisten sehr geglückt haben werde. Hr. Dorner verbindet mit der vollkommensten Kenntniß dessen, was den zwar nothwendigen, aber großentheils nur mechanischen Theil der Kunst betrifft, die Gabe, auch das Geistige eines Gemäldes, und das, was eigentlich die Seele weidet, zu erklären. Er bleibt nämlich nicht blos bei einem schönen Faltenwurf, einer herrlichen Drapperie, einer kühnen und meisterhaften Zeichnung, und was dem ähnlich ist, stehen; sondern sucht, was in der That auch das Wesen eines jeden Werkes der Kunst ist, das Erhabne und Zweckmäßige in der Wahl des Augenblicks, in der Erfindung, der Zusammensetzung und dem Ausdruck zu zeigen, und den eigentlichen Verstand eines Künstlers nach solchen Dingen zu messen. Ich glaube auch, lieber Freund, daß solche Anmerkungen die einzigen sind, welche die Seele erhitzen und jene Kühnheit der Kunst, oder besser, ein Ideenreich, vermöge der Kunst zu wirken und zu herrschen, hervorbringen; und daß hundert Künstler bei nicht unansehnlichen Fähigkeiten, und bei allem übrigen Bestreben, bloß darum mittelmäßig und unansehnlich geblieben sind, weil sie bloß gelehrt worden, künstlich zu arbeiten, ohne jemals die Kunst zu kennen. Sie lernten, um mich deutlicher auszudrücken, alle Fertigkeiten, welche man sich eigen gemacht haben muß, wenn man die Kunst ausüben will, ohne jemals die wahre Bedeutung, das Wesen und die Begeisterung dieser Kunst zu lernen, gerade so, wie man Sprachen, das ist, französische, englische und italienische Worte lernt, ohne die Kenntnisse, den Verstand und den Geist dieser Nationen zu lernen. Daher sieht man so viele Künstler, welche gar nichts lesen, welches nach meinen Begriffen immer ein Zeichen ist, daß sie von dem Umfang ihrer Kunst wenig verstehen und noch weniger fühlen. Dieser Mangel, wobei der Geist immer dünner und roher wird, rührt natürlich von dem ersten Unterricht her, wo man die Schüler immer nur zum Zeichnen und Kopiren anhält, ohne sie weiter zu führen, oder sie das Geringste von der Poesie zu lehren.

Wenn nun aber alles wäre, wie es seyn sollte: so fehlt es der Aufnahme und Aufmunterung der Kunst an einem wesentlichen Stücke — an der Liebhaberei. Die Kunst sollte

und könnte als eine Comerssache betrieben werden; und sie wird nicht einmal als eine Staats- oder Erziehungssache behandelt. Wenn von der Kunst überhaupt die Rede ist, so kommt hier vornehmlich auch das Theater in Betracht, dessen Gestalt und Wesen Sie aus den Beurtheilungen, welche von Zeit zu Zeit über dasselbe, wie wohl vergebens,*) erscheinen, kennen lernen mögen. Wir gehen nun schon so viele Jahre nach dem Theater, und sind, was den Geschmack im Allgemeinen betrifft, noch immer ebendieselben; wenn wir, was ich fürchte, nur nicht weniger geworden sind; denn wer nie etwas Mittelmäßiges gesehen, der urtheilet und empfindet weit gesünder und strenger, da man hingegen bei aller Gesundheit seines Gefühls vieler Dinge gewöhnt, und zuletzt von ihrem Unsinn gar nicht mehr gerührt wird. Ich will damit sagen, wenn es nun bei diesem Zweig der Kunst, dessen Darstellung so allgemein, dessen Wirkung so auf dem Fuß nachfolgend und wichtig ist, an der gehörigen Aufmerksamkeit fehlt: wie soll für die Kunst welche zugegen seyn? Daß unser gnädigster Churfürst ein wahrer Kenner und Liebhaber der Kunst ist, daß Höchstderselbe ein ermunternder und großmüthiger Freund der Künstler ist, das ist der Welt bekannt. Die Herren Grafen von Tattenbach und Haimhausen sind eben so erklärte und geschmackvolle Liebhaber als Beförderer der Kunst; beide Herrn Grafen besitzen auch überaus prächtige Kupfersammlungen, welche sie noch immer vermehren, und sich durch diese Denkmäler ihrer Achtung für die Kunst, wozu sie wahrlich kein Beispiel ermuntert hat, den Fremden und den Würdigsten und Verständigsten unsrer Nation ehrwürdiger und der Nachwelt unvergeßlicher machen, als hätten sie — denn solche Dinge bleiben, wenn anderer nicht mehr gedacht wird. Einst hat die Kaufmannschaft die Künste unterstützt, und man findet noch in manchem Hause Spuren dieser glücklichen Zeit. So finden sich freilich auch noch einzelne Privatliebhaber; aber ihr Antheil ist nicht hinlänglich, der Aufmunterung der Kunst jene Bewegung zu geben, daß man sagen könnte, sie sey unter uns. Das Meiste und Ergiebigste, was bestellt wird, geht nach unsern Kirchen, eine Quelle von Malerei, die sich natürlicher Weise endlich selbst beschränkt, die sich immer nach den Unkosten, die man darauf verwenden will, und gewöhnlich nach der Idee eines zwar andächtigen, aber geschmacklosen Nichtkenners richten, und von der man, so gewiß sie des Geistigsten fähig wäre (gemäß den Begriffen, die man in Kirchen gewöhnlich von den Regierungen derselben hat und ausübt) nicht erwarten muß, daß sie das Wesentlichste der Künste emporheben werde. Wie kann ich von jemand, der die unnatürlichsten Verwirrungen und oft offenbare Albernheiten als Zierden einer Kirche aufstellt und leidet hoffen, daß, wenn er ein Kunstwerk zu übernehmen, und die Vorstellung zu bestimmen hat, er das Schicklichste, das Reichste an Idee und Ausdruck bestimmen werde?

Das, wovon man eigentlich sagen kann, daß es als Umlauf der Malerei im Publikum gewissermaßen herrsche, sind Portraite, deren Liebhaberei einen unerschöpflichen Grund in unsrer, meist belachenswürdigen Eitelkeit findet. Viele, und die Frauenzimmer beinahe ohne Ausnahme, treiben dieselbe sogar auf Gemälden so weit, daß sie sich in dem reichsten, üppigsten Putz, den jemals die schmutzige Koqueterie erfunden hat, ja mit dem dicksten Rouge auf den Gesichtern malen lassen, worüber unsre Nachkömmlinge herzlich lachen, oder vielmehr ihre ganze Verachtung nicht werden zurückhalten können. Man sollte sich doch mit der Schande begnügen, sich in seinem Leben, welch ein thörichtes Herz man habe, blosgegeben zu haben. Ach! mancher würde sich nicht malen lassen, wenn er wüßte, welch ein Gesicht er hat. Indeß betriegen wir uns alle recht gerne, lassen nichts über uns kommen, und glauben, daß es unsern Zeitgenossen und Nachkömmlingen erfreulich und wichtig seyn werde, wenn man uns sieht. Auch würde dieß diesen letztern allerdings wichtig seyn, zumal, da sie, wie ich eben sagte, so ganz ohne alle Verstellung uns sehen werden; aber ich kenne niemand, der sich etwas daraus machte, Portraite, deren sich kein Verwandter annimmt, zu sammeln, und ich fürchte, die meisten gehen gar bald verloren.

*) Ja wohl vergebens! Man hält das Schauspiel noch fast allgemein für eine bloße Ergötzung, für eine Galanterie der Seele. Das Spektakel, so nennen sies, besucht man, um sich aufzuheitern und zu belustigen. Der Seele soll das Spektakel das seyn, was dem Leib das Gefrorne oder eine andere Schleckerei ist, die man während demselben verzehrt; — als wenn es schon so ausgemacht wäre, daß es abgeschmackt und toll zugehen müsse, wenn man sich aufheitern und belustigen will.

Was wir noch weit unverzeihlicher vernachlässigen, ist die Kupferstecherkunst. Die Meisterstücke der Franzosen und Engländer tragen den Ruhm der Länder, aus denen sie kommen, durch die ganze Welt. Die Großen und Reichen in allen Theilen Europens thun groß damit, wenn sie einen Fremden nach ihren Kabinetten führen, und ihm zeigen können, was sie davon besitzen. Alle Welt ist mit Ehrfurcht und Hochachtung für die großen Männer, deren Bildnisse man zu sehen bekommt, für die herrlichen Gegenden u. s. w. erfüllt, und man beredet sich, es müsse daselbst, gleichsam ausschlußweise, der Sitz des Geschmacks und der Vernunft seyn. Wir Bayern können uns dieser Ehre bemächtigen, sobald wir nur wollen. Wir haben so gute, und nach Verhältniß so viele gute Köpfe aufzuweisen, als England und Frankreich; aber wir haben die bedeutenden Männer, die einen großen Kopf schätzen, wir haben die großen Beförderer nicht aufzuweisen, die allenthalben zugegen seyn müssen, wo die Bemühung um das Große und Edle der Kunst gemein und vaterländisch werden soll. Es ist mir nicht mehr unbegreiflich, wie unter so vielen Vätern, die nicht wissen, was sie mit ihren Söhnen machen sollen, keiner sich einfallen läßt, aus dem Fähigsten (denn je dümmer der Kopf, desto besser nun fast zu allen übrigen Geschäften) einen Kupferstecher, einen Baumeister u. dgl. zu machen. Der Vater glaubt, und allerdings wird er dazu noch veranlaßt, seinen Sohn herabzusetzen, wenn er einen Künstler aus ihm macht, und er würde bis über die Ohren roth werden, wenn ihn einst seine Anverwandten fragten, was sein Sohn geworden wäre, und er müßte zur Antwort geben, er sey ein Künstler geworden. Jeder Rath und jeder Beamte glaubt dagegen ein halber Fürst zu seyn — ungeachtet man gegenwärtig diesen Herren so oft mit allem Recht ins Gesicht sagt, wie leicht es sey, und wie in Absicht auf Talent und Wissenschaft, gar nichts erfordert werde, um als eine sehr glänzende Figur, an ihrer Stelle zu seyn.

Wir haben die herrlichsten Gegenden, und so ganz romantische Landschaften in Bayern, daß ich versichert bin, die größten Künstler, wenn sie dieselben jemals gesehen hätten, würden sich freuen, ihr Talent hier zu üben, und ihre Werke, worin sie das Schönste der Natur sammeln, zu bereichern. Auch zweifle ich nicht, daß dieß noch geschehen, und daß ein Ausländer kommen werde, seinen Namen durch das, woraus wir uns wenig zu machen scheinen, zu verherrlichen. Wir besitzen ferner eine der schätzbarsten Gemäldegallerieen in der Welt, vortreffliche Gemälde in den Kirchen, welches zusammen einen ganz unberührten und unerschöpflichen Schatz für einen Kupferstecher ausmachte — Doch genug davon.

Wie ich sagte, lieber Freund, bei diesen Aussichten und Ermunterungen, daß etwas geschehen möge, bin ich sehr mit dem zufrieden, und sehr stolz mit dem, was wirklich geschieht. Unsre Künstler thun wirklich viel, in Betracht, daß ihr Thun so wenig geachtet wird. Ich will meine Nachrichten von dem, was ich seit der ersten Anzeige gesehen habe, fortsetzen, und Sie nur noch erinnern, daß, da ich keine andere Gelegenheit habe, etwas zu sehen, als daß ich jeden Künstler persönlich besuche, und ihn bitte, mich über sein Werk eine Anzeige schreiben zu lassen, es leicht möglich ist, daß ich manches brave Gemälde nicht gesehen habe.

Dorner (Hr. Jakob, hiesiger Hofmaler ꝛc.) verfertigte zwei allegorische Gemälde mit weiblichen Figuren. Auf einem sieht man die Geschichtskunde, welche sich etwas an eine Säule lehnt, und in der linken Hand ein geöffnetes Buch hält; die rechte Hand reicht sie der Malerkunst, welche unten sitzt und in der rechten eine Polite hält. Auf dem zweiten ist die Bildhauerei und die Baukunst vorgestellt, und beide sind an den ihnen zugehörigen Zeichen zu erkennen. Die Gemälde sind auf Kupfer 11/2 Schuh hoch, und 1 Sch. 2 Zoll breit.

Egel (Hr. Augustin) churfürstl. Hofbildhauer, der zu seinem Privatvergnügen auch malt, verfertigte ein historisches Stück aus dem vortrefflichen Schauspiel: Otto von Wittelsbach. Er wählte dazu aus der dritten Scene des 5ten Akts, wo Otto, nachdem er eben seine Kinder fortgeschickt hatte, sich, voll Beklemmung an die Ruinen seines verwüsteten Schlosses lehnt, und Wolf, sein Waffenträger, allein noch bei ihm ist, und sagt: Und dieß war Otto! Man erblickt noch einige Säulenwerke und prächtige Stücke (fast möchte ich sagen, sie seyen zu prächtig) des zerstörten Schlosses. Es ist Nacht und Mondschein, und die große Traurigkeit und das hohe schreckende Schweigen hat sich

auf die Trümmer ehemaliger Herrlichkeit und auf Stein und Baum gesenkt. Otto, der noch einen feierlichen Augenblick hier verweilen will, um dann auf ewig Abschied zu nehmen, hat sich auf einen Stein niedergelassen. Mit der rechten hält er das unglückliche Schwert; in die linke Hand senkt er den Kopf, und stützt seinen Arm an ein Gesims, hinter welchem schöne, hie und da beschädigte Säulen emporstehen. Neben ihm liegt auf der Erde sein Hut. Die Absicht des Dichters, der seinem Helden bei aller unerschrocknen Stärke und Hitze zu raschen Thaten, auch ein eben so edles und menschliches Herz, ein Gefühl, ganz zu leiden, was er, wie unwillkürlich gethan hatte, gegeben, und dieß vornehmlich in den zwei letzten Akten zeigen wollte, — diese Absicht des Dichters hat der Künstler trefflich erfüllt. Man erblickt an Otto keinen wilden unbändigen Kopf, sondern einen Mann, der seine That, nicht so fast der Folgen, als ihrer selbst wegen zurücknehmen möchte, und man nimmt in den Zügen seines Gesichts die Vorwürfe wahr, die er sich selbst darüber diesen Augenblick macht. Auf der einen Seite erblickt man den Wolf, welcher seiner wartet, einen Greisen voll Redlichkeit, der von nun an seinen Herrn nicht mehr verlassen wird. Das Gemälde ist auf Holz, etwa 4 Fuß hoch, und 21/2 breit.

Bei Hrn. Kirzinger (Franz) sah ich jüngst, außer einer Menge verschiedener Konversationsstücke, fünf größere Gemälde, welche der Anzeige allerdings würdig sind. 1) Aeneas mit dem Anchises auf dem Rücken, und dem Ascanius zur Seite. 2) Cimon und Pera. 3) Der reuende Petrus. 4) Magdalena. Diese Gemälde auf Leinwand sind von gleicher Größe, etwa 51/2 Schuh hoch, und 4 Schuh breit. Ich habe hier einmal eine Magdalena angetroffen, was, wie ich schon anderswo anmerkte, bei unsern Künstlern etwas Seltenes ist. Ich habe erst jüngst dieses Bild von einem der berühmtesten Maler unsers Zeitalters gesehen. Es ist ein überaus schönes Frauenzimmer in der ausgebildetsten Blüthe ihrer Reize; aber, wie mich däucht, ist es keine Magdalena, außer man will annehmen, sie sey eben erst im Begriff, Magdalena, die Büßerin zu werden. Dieß Bild soll Andacht, Ruhe und Zerknirschung des Herzens erwecken; aber die gewöhnliche Vorstellung, wornach man ein halbnacktes Mädchen mit herabfließenden Haaren, und ein paar Thränen im Auge abbildet, diese Vorstellung, so malerisch schön sie ist, ist wahrhaftig nicht dazu gemacht, jenen Endzweck hervorzubringen, und für heilige Stätte scheint sie mir übel gewählt zu seyn. Kirzinger hat ihr ein lichtgraues Kleid gegeben, das zu dem schönen Körper und zu dem etwas blassen, holden und kummervollen Gesicht überaus gut paßt. Das fünfte Gemälde stellt den Abraham vor, und ist 8 Schuh hoch und 6 breit. Ich habe diese Vorstellung, was zumal die Anordnung und den Ausdruck betrifft, kaum jemals schöner gesehen. Isak ist über und über mit den Schrecken des Todes bedeckt, den er jetzt — jetzt erwartet. Es ist, als fühlte er das Opfermesser bereits in seinem Herzen, und er scheint kaum mehr zu wissen, was um ihn vorgeht. So wird er weder des Engels, noch der Bewegung seines Vaters gewahr, der mit einem Blick, als sollte er verwandelt werden, nach dem Engel emporschaut. Alle Theile seines Gesichts sind im Hinumgehen von tiefster Betrübniß zum Entzücken ohne Maaß und Ende, und der Kontrast des Vaters und des Sohnes wird hiedurch unbeschreiblich angenehm rc. Kirzinger ist ein geborner Münchner; er hielt sich eine geraume Zeit in Italien auf, und studirte in Rom ein Jahr unter dem berühmten Augustin Massucci, und zwei Jahre unter Raphael Mengs. Er liest, spricht mit Gefühl und Verstand von seiner Kunst, und hat es im Historienmalen sehr weit gebracht. Im Jahre 1770 malte er zu Spalt im Kollegiatstift zu St. Nikolaus, in 23 Tägen, nach eigner Erfindung, den 52 Schuh langen Plafond, und die in dem vordern Thor 84 Schuh in der Rundung und 17 Schuh ohne Laterne, in der Höhe haltende Kupel, nebst vier ziemlich großen Zwerchfeldern. Er erhielt verschiedene vortheilhafte Einladungen nach dem Ausland, zog aber immer den Aufenthalt in seiner Vaterstadt vor, ungeachtet er beinahe nur von Ausländern unterstützt, geachtet und ermuntert wird. Seine Arbeiten gehen fast alle nach der Schweiz, wo sie vermuthlich wieder weiter verhandelt werden.

Die Tochter dieses Künstlers, Mariane Kirzinger, ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren, verlegt sich aus innerm Trieb, gleichfalls auf die Kunst. Sie arbeitet mit Wärme, und scheint sich Kabinetstücke zu ihrem Fach zu wählen. Ich sah von ihr

zwei Kopien nach unserm Jakob Dorner, die gut gerathen sind, und den Kenner zu einer vortheilhaften Erwartung von der Zukunft dieser jungen Künstlerin berechtigen.

Merter, (Michael) der sich auf das Landschaftmalen verlegt, copirte eine Landschaft nach Johann Heinrich Wüest, mit einer Vollkommenheit, wie man sie von diesem jungen Künstler bereits zu erwarten gewohnt ist. Von ihm hoffe ich, daß ihn die Natur und sein eigner Künstlertrieb ermuntern werden, uns einige Naturscenen um München oder dem nahen Würmsee zu liefern, dessen Lage außerordentlich mannigfaltig und prächtig ist.

Seidel (Andreas) verfertigte das Vesperbild, ein Frescogemälde, welches an der äußern zulaufenden Chormauer der hiesigen Frauenstiftskirche zu sehen ist. Das ganze Gemälde ist 9 Schuh 2 Zoll breit, 7 Schuh 3 Zoll hoch, jede Figur 7 Schuh.

Ebenderselbe hat dieß Jahr auch die äußern Stücke an der Galleriemauer im Hofgarten zu Ende gebracht.

Winter (Joseph der Sohn) malte die Thierstücke und die 4 Bataillenstücke. Dieser junge Künstler besitzt in der Thiermalerei eine ganz außerordentliche Fähigkeit. Er ist eben so erfinderisch, und entwirft mit unglaublicher Geschwindigkeit und eben so großem Feuer die herrlichsten Scenen. Schade, daß gegenwärtig die Thiermalerei nicht recht Mode seyn will! Ich würde es an der Stelle dieses braven Künstlers mit den äsopischen und andern Fabeln versuchen, wo Handlungen und Ausdrücke vorkommen, und die Thierstücke zugleich Konversationsstücke sind. Da der Künstler auch radirt, so wäre vielleicht eine Ankündigung, worin man dem Vaterlande eine vollständige Reihe und Sammlung unsrer inländischen wilden und heimischen Thiere, jedes in einer auszeichnenden Handlung, verspräche, ein Mittel, seinem Talent alle die Aussichten zu verschaffen, wobei es sich erweitern und den größten Gipfel seines Ruhms (auch unsers Ruhms) erreichen könnte.

Wink (Hr. Johannes Amandus) unser vortrefflicher Blumen- und Früchtenmaler, copirte nach Mignon ein Blumen- und Fruchtstück von einer so außerordentlich kühnen, reichen und mannigfaltigen Zusammensetzung, daß ich dafür halte, das Stück reiche an das Vortrefflichste, was man von dieser Art sehen kann. Und Wink hat es hergestellt, daß mancher Kenner verlegen seyn würde, eines von beiden zu wählen.

Von der Kupferstecherkunst sah ich verschiedne kleine Stücke vom Weissenhahn, z. B. das Portrait des Rousseau, nach Ingouf dem Jüngern, welches gut gerathen ist.

Von Bildhauerarbeit sah ich verschiedne geistliche Bilder, welche die bürgerlichen Stadtbildhauer Prözner und Heringer nach dem churfürstl. Krankenhaus zu Giesing verfertigt haben.

Ich wünsche so sehnlich, alles, so klein es seyn mag, sammeln zu können, daß ich mit Freuden einen halben Tag laufen will, um ein Täfelein zu sehen, von dem ich höre, daß es aus den Händen eines Künstlers, der nun auch lebt, da ich lebe, gekommen ist. Wenn ich dann auch nicht sehe, was ich mir unterwegs vorgestellt habe: dennoch glaube ich, etwas Wichtiges für unsern Nachruhm zu thun, wenn ich aufgezeichnet hinterlasse, was ich gesehen habe; denn nach dem Geiste unsrer Schriften, welche wir jetzt schreiben, nach den Werken der Kunst, die wir an sie abtreten, werden uns unsere Nachkommen beurtheilen, und sie werden gar viel sehen, worüber wir kaltsinnig hinweggehen.

Was ich glaube, in Betracht der gegenwärtigen Achtung für die Kunst immer in Erwägung ziehen zu müssen, sind die häuslichen, ermunternden oder niederschlagenden Umstände, worin sich jemand, der mit der Seele arbeitet, befindet. Und so sehr es mich kränket, einen Mann, der stets eines heitern Geistes seyn soll, dürftig zu finden: so weiß ich nicht, wie mirs bei allem dem so schmerzend angenehm wird, jemand, dessen Seele durch Armuth nicht gebeugt wird, zu sehen, indem dieß theils die Gewalt der Kunst über die Herzen zeigt, theils für mißkannte, oder, bei aller Achtung, für unglückliche Künstler, ein unschätzbares Beispiel bleibt, in Tagen des Kummers nicht gleich zu verzagen. Ich sagte eben, daß ich Ihnen noch etwas von Landschaften zu erzählen hätte, und nun will ichs thun, aber Ihnen mehr von dem Manne, der sie gemalt hat, erzählen. Ich besuchte unsern alten Stephan, weil man mir sagte, daß er etwas male. Er ist ein braver Oelmaler und besonders besitzt er ein geübtes Talent zum Landschaftmalen. Ich werde den Eindruck nie wieder verlieren, welchen der Anblick dessen, was mir bei Eröffnung seiner Stube in d

Augen fiel, auf mich machte. An einer Seitenwand saß seine, ich vermuthe, beinahe achtzigjährige Frau, die ganz blind ist. Und als der Mann mir entgegen ging, sah ich, daß auch er nur Ein Auge habe. Die kleine Stube war sehr reinlich, und so sah das Ding so rührend und so malerisch aus, wie ichs noch auf keinem Gemälde gesehen habe. Den Vormittag bringt der Mann mit Besorgung des Hauswesens zu. Er bereitet das Mittagmahl und bringt die Stube in Ordnung. Nachmittag malt er. Er zeigte mir 4 Landschaften, welche die vier Jahrszeiten vorstellen, und zwei geistliche Stücke, den heil. Lorenz und Stephan, welche er etwas mehr als untermalt hatte. Wenn der Mann bei diesen Umständen die ersten Meisterstücke verfertigte, das würde mich nicht so sehr wundern, wie die heitre Gelassenheit, mit welcher er diese Umstände erträgt. Er beklagte sich nicht mit einem Worte, und klagte nur über die jetzige Kürze des Tags, der, da er für ihn eben erst anfangen sollte, wieder zu Ende ging. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit einer überaus rührenden Anekdote des großen Domenichino, die ich Ihnen erzählen, und dann diese Nachricht beschließen will. Dieser berühmte Künstler, dessen Werke man jetzt an großen und reichen Höfen als einen prächtigen Schatz bewahrt, lebte in Rom mühselig und dürftig. Eines Tags bemerkte er einen Künstler, der an einem seiner Gemälde copirte. Dieß war ein Franzos, den sein Hof nach Rom geschickt hatte, die Werke dieses Meisters, deren Werth die Ausländer kannten, copiren zu lassen. Domenichino betrachtete die Kopie, und konnte sich aus guter Absicht nicht enthalten, den Fremden zu erinnern, was er versehen und zu verbessern hätte. Dieß verleitete den Franzosen, welchem ein solches Erinnern nicht allerdings erfreulich seyn mochte, dem ihm unbekannten Beurtheiler zu sagen, daß ers besser machen sollte, wenn ers besser verstünde. Dieser nahm das Anerbieten an, und kaum machte er etliche Striche, als der Franzos mit Erstaunen ausrief, nur Domenichino selbst könne so was verfertigen. Wie viel haben Sie für die Kopie? fragte dieser nach einer Pause den Franzosen. „Zwei tausend Gulden!" Bei diesen Worten kehrte der gute Domenichino sich um, und weinte bitterlich; denn ihm hatte man für das Original 300 fl. gegeben, und der Mann weinte Thränen, auf das Brod, das er aß, und auf die Quelle, woraus er trank.

Ein Fürst sollte sich diese Scene malen lassen; so wie ich längst gewünscht habe, daß man die zwei berühmten Helden, den Hanibal und den Scipio, wie sie sich, höchst neugierig einander einmal zu sehen, auf einem Hügel begegnen, und vor Verwunderung und hochachtendem Schrecken über ihren wechselseitigen Anblick still stehen, und eine Weile kein Wort reden können. In kleinen Entfernungen stünden, vermöge der vorgegangenen Abrede, da die Römer, dort die Karthaginenser, und äußerten verschieden ihren gegenwärtigen Antheil. Mit der Hälfte der jährlichen Summe, welche man für die schädlichen Gaukeleien auf großen Theatern hingibt, könnte man diese verewigenden Denkmähler des menschlichen Geistes von dem ersten jetztlebenden Künstler erhalten u. s. w.

Vaterländische Kunstnachrichten.

Die nachstehenden angehenden Künstler haben mir erlaubt, dem Publikum zu sagen, daß sie zu ihrem Beruf bereits muthig einen Weg angetreten, wo man, wenn man nicht die höchsten Stufen erreicht, gleich denen in den Tiefen zurückbleibt, — den Weg der Kunst.

Felix Halm, ein Münchner, verlegt sich auf Landschaften, worin er bereits einige Versuche theils im Zeichnen nach Waterloo und andern großen Meistern in diesem Fache, theils auch im Malen, (und zwar in diesem in zwei Stücken nach Bemel jedes zu 2 Schuh 10 1/2 Zoll hoch, 2 Schuh 1 Zoll breit) dann in andern zweien Querstücken (jedes 8 1/4 Zoll hoch, 1 Schuh breit) nach Kobel, und zwar letztere auf Holz, auf eine sehr glückliche Art ausgeführt hat, so daß man bald erwarten kann, von des Verfassers eigner Erfindung etwas seiner ersten Ankündigung zu erhalten, zumal da ihm ein=

zig die Liebe zur Kunst den Muth gegeben, sich derselben zu weihen.

Anton Zeller von Scherzingen aus Preißgau malt Portraite und Gesellschaftsstücke, beides bereits sehr glücklich. Jene sind nicht nur äußerst kennbar, sondern beinahe, als wärens wirkliche Ideale, mit auszeichnendem Gepräge ihres Geistes begabet, und mit kühner Hand dargestellt. Ein Gesellschaftsstück von seiner eignen Erfindung (es ist auf Holz 1 Sch. 21/2 Zoll hoch, 1 Sch. 1/2 Z. breit) stellt einen Schulmeister vor, wie er in einem Wirthshause vor anwesenden Bauern die Zeitung vorliest. Die Zusammensetzung ist voll Natur, und wer die Stellungen der Bauern und ihre Köpfe ansieht, erräth, ohne eben ein Physionomist zu seyn, beim ersten Anblick den Ausdruck eines jeden. Man sieht es dem Leser an, daß er sich für den Gelehrtesten in der Gesellschaft hält; er scheint eben ein wichtiges Stück aus der Zeitung herabzusprechen, denn einer der Zuhörer hält im Trinken inne; und doch scheint er sich, als wären ihm solche Sachen längst geläufig, nicht viel darüber zu verwundern; in den übrigen herrscht und erwacht theils stolze Freude, womit man sich denkt, wir sinds, theils dummes lachendes Staunen, oder tiefes Nachdenken beym wilden Nichtdenker; so sind auch die Gewänder und das Uebrige im Hausgeräth auf das sorgfältigste angezeigt.

Ich kann niemals ohne einen gewissen hohen Schauder einen jungen Künstler ins Innere des Heiligthums gehen sehen, um daraus Geheimnisse zu holen, deren Wesen nur dazu berufnen Augen erscheint, deren Geist den Meisten eben so unsichtbar, als unerreichbar bleibt; denn allenthalben steht die Weisheit eben so hoch, als Mittel, wodurch sie erlangt wird. Ein großer Theil bleibt allemal bei diesen letztern stehen, ohne einmal das, wozu sie führen, zu ahnden. Sie zeichnen und ordnen an, und geben Farben, und wissen nicht, warum.

Ich sehe in den Arbeiten der eben genannten jungen Künstler Spuren und Beweise reifender Betrachtungen über die Schönheit und Ordnung der Natur, und, wenn ich mir einiges Zutrauen erworben habe so ermuntere ich sie bei demselben, sich nie zu andern Begriffen von der Kunst bereden zu lassen, und die untergeordneten Theile, so nothwendig sie zur Erreichung des Hauptwesens sind, stets nur als Mittel zu betrachten. Die besten Dichter aus den alten und neuern Zeiten sollen sie nie aus den Händen legen, und ihre Gemälde und Anweisungen sollen ihnen immer zum Muster dienen, und den Geist der Erfindung beleben, und ausbilden.

Man bemühe sich erst, dieß ist die erste und letzte Regel, die ich jedem Künstler, (so wie jedem Schriftsteller) zu geben habe, die Sache, welche man darstellen will, mit verliebten Augen zu sehen, und sich die Darstellung derselben zum Bedürfniß des Herzens zu machen, dann wird man sinnreich und unermüdet seyn, sich der Mittel, wodurch sie dargestellt werden kann, zu bemächtigen. Das Gefühl seiner Kräfte, und die edle Kühnheit seiner Gedanken wird dem Künstler die Mühe des Zeichnens erleichtern, und die unendlich reiche Vermischung der Farben ihm aufschließen.

Man verderbe sich nicht (ich rede hier zu einem Künstler, der sich selbst empor schwingen kann; dem schwächern ist freilich nichts übrig, als sich auf fremden Rücken empor tragen zu lassen) — mit der sklavischen Uebung des vielen Copirens. Warum will man den pierischen Trank erst aus fremdem Munde in den seinigen nehmen, und nicht lieber selbst aus der Quelle trinken, aus welcher der andere geschöpft hat? Die meisten, wenigstens überaus viele trachten nach dem Gefallenden und Angenehmen, und wenn sie sich nur einmal lebhafter und glänzender Farben versichert haben, dann, wenn sie auch den Mund immer voll von Anpreisung der Natur haben, ists, als hätten sie alle Natur verschworen. Sie halten sich frühzeitig an gewisse Tinten, und glauben, die Farben in der Natur zu sehen, die sie auf ihrer Leinwand zu sehen gewohnt sind.

Wie der, welcher von der Aehnlichkeit eines Portraits urtheilen will, das Original vor sich sehen muß: so soll man, um von einer Copie etwas Wesentliches lernen zu können, die Natur, von der sie gezogen ist, beobachtet haben. Es ist nützlicher, eine einzige Landschaft aus der Natur zu malen, als zehen zu copiren, und ich wollte lieber einen Ast vom Leben gemalt, als einen ganzen Baum auf der Leinwand. Anfänglich werden solche Gemälde sehr überladen und roh seyn; aber wie die plumpen ungestalteten Gliedmaßen kindlicher Körper bei dem jugendlichen Wuchs in die schönsten Formen sich ausbilden: so gehen in solchen Werken unmerklich die schönern Theile hervor, und der Geist der wahren Verhältnisse und Harmonien gewinnt die Oberhand. Hier

schärft sich das Auge durch eigne Uebung, und jede Bemerkung öffnet den Weg zu einer neuen: jede Sättigung reizet den Hunger und immer heftiger von neuem. Der Zustand läßt sich mit nichts vergleichen, wenn die Seele anfängt, über die Natur mit dem Blick des fühlenden und beobachtenden Künstlers zu schauen, die tausend und tausend Partien, die z. B. in einem einzigen Baum oder Fels vorhanden sind, wahr zu nehmen, die unendliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Lichter zu beobachten, alle die Regeln vom Zeichnen, von der Perspective und andern Wissenschaften hier aufs genaueste, und doch nur wie von ungefähr, zu finden, und etwas Mächtigers, etwas noch immer Unerreichbarers zu ahnden. O dann du süße, verklärte, und verklärende Schwärmerei, du Gefühl gegenwärtiger Paradiese, wobei der Himmel sich niederläßt!

Von dir müsse das Herz des Künstlers überströmen! er sehe bei Tag unsichtbare Wesen, und träume bei Nacht von der himmlischen Anmuth der Grazien, die gemeinen Begierden sollen ihm unbekannt seyn, und nur, was edel und würdig ist, soll in seinem Herzen glühen, und ihn antreiben, durch herrliche Werke sich Erleichterung zu verschaffen. Ich würde mirs nie vergeben, wenn ich einem Künstler jemals meine freundschaftlichen Gedanken sagte, ohne ihn an etwas, ohne das ers nicht werden, noch seyn kann, zu erinnern.

Er soll, (so auch der Schriftsteller) wie ein Pferd von edler Art, das auf der Laufbahn zu kämpfen hat, mit leichten Speisen, und mit geistigen Dingen, (man begreift wohl, was ich meine) sich nähren. Ihm soll über einer Tafel, wo bloß Speisen zugegen sind, eckeln, bei einer Gesellschaft, wo nichts Würdiges vorkommt, langweilen, und bei Spiel und Trunk der Aerger davon treiben. Was Protogenes that, als er an seinem berühmten Meisterstück arbeitete, das diene ihm zum Muster. Er genoß, während er mit dem vortrefflichen Werk beschäftigt war, nur die leichtesten Speisen, um sich nicht durch gröbere Dünste die feinern Säfte zu verderben, und die Stärke der Einbildungskraft zu schwächen. Und nie vergesse er, was Horaz dem Manne, dessen Leben eine Begeisterung seyn soll, zurief, vergesse nie sich vom Wein und den Lüsten der Sinne zu enthalten, und bei steter Nüchternheit des Herzens, und dem Stillschweigen theilender Leidenschaften den Ruf der Natur und Kunst zu vernehmen.

Nun wieder zu unsern Künstlern auf der Bahn der Ehre und des Wohlthuns, das durch ihre Bemühungen sich über die Menschheit ergießen soll. Laßt uns nie vergessen, theure Freunde, daß wir uns nun einmal dahin gestellt haben, wo wir nicht wieder zurück können, ohne uns selbst, und uns allen Ehre oder Unehre einzuerndten, und daß die Nachwelt einst fragen wird: Wo sind die, deren Namen wir lasen, und wie weit sind sie gekommen, die damals hinanstiegen mit einem Muth, als würden sie nicht ruhen, bis sie den Himmel bestiegen haben? Seht, uns voran auf seligen Höhen dort ruhen, und grünen die unsterblichen Lorbeer um die Scheitel der Großgeister aus Frankreich, Italien, und Deutschland; dahin laßt uns eilen, wo Raphael und Rubens wohnen, auch, wenn man uns nicht wie Raphael und Rubens ehren, und lohnen sollte. Die Liebe zur Kunst ist über alles, ist sich selbst Belohnung und Schaubühne, ist wie die Ehre, mächtiger, dann Rang und Reichthum.

Von den Ursachen
des geringen Einflusses der schönen Künste auf die Denkungsart und Sitten
des Volkes.

Wenn ich oft die Menge der Gemälde und Bilder in unsern Kirchen und öffentlichen Plätzen betrachte, und mir dann die unbeschreibliche Kraft jenes Eindrucks vorstelle, welchen ein einziges, das wahrhaft gut ist, auf ein ganzes Volk zu wirken vermögend wäre, wenn ich mich an das begeisterte Lob der Alten für den Jupiter Phydias, und an ihr Zeugniß, daß er allein der Religion ein neues Gewicht gegeben habe, erinnere, und dann wahrnehme, wie man unsere Bilder kaum ansieht, und wie keine Seele daran zu denken scheint, daß in denselben die thätigste Nahrung für den Geist und das Herz sich befinde: dann weiß ich nicht, ob ich über die Geistlosigkeit und den Verfall der Künste, oder über die Trägheit des Volks, das dieselben ansieht, und weggehet, mich kränken soll. Jener scheint diese veranlaßt zu haben, und diese hingegen scheint jene unausbleiblich nach sich zu ziehen. Doch es mag von diesen beiden eines, welches es immer ist, die Wirkung des andern seyn: so ist es für jeden, dem daran liegt, mehr um gebildete, als rohe Menschen zu leben, gewiß höchst wichtig, den wahren Grund des geringen Einflusses der Künste zu untersuchen.

Ja, meine Herren, wem dieses Gefühl fehlt, dem fehlt das Gefühl für die Ordnung in Gedanken und Handlungen, das Gefühl für feine und wohlthätige Empfindungen, und das beste, was einen Menschen schätzbar machen, und zu seiner hohen Bestimmung ihn führen kann.

Ich will also einige von den Ursachen angeben, welche bei uns theils auf der Seite der Künstler, theils des Volks sich finden, und ich hoffe, daß, wenn sie auch die vornehmsten nicht seyn sollten, sie doch dazu nützlich seyn könnten, daß man wenigstens mehr, als man es bisher war, besorgt werde, auf diese höchstwichtige Sache zu merken, über sie nachzudenken, und etwas bessers, als ich hier erinnere, zu lehren.

Es scheint, daß vielen unserer Künstler ihre eigne Kunst nur dem Namen nach bekannt sey. Sie glauben, die Mühe und Gedult, welche sie auf die Erlernung der ersten Anfangsgründe des Zeichnens, der Farbengebung ꝛc. verwenden mußten, sey das einzige, worauf sie zu sehen hätten, und sie gehen daher an ihre Arbeit, ohne an was anders, als diese Dinge zu denken. Wie die Schönschreiber um nichts, als ihre Buchstaben sich kümmern, und wenn nur diese gut sind, sich einbilden, gut und schön geschrieben zu haben: so begnügen sich diese Künstler, etwas nach dem Gemeinsinne mit Mühe gearbeitet, und den, der es forderte, befriedigt zu haben. Ihre Anstrengung, während daß sie arbeiten, ist derjenigen gleich, welche etwa zur Auflösung einer algebraischen Aufgabe erfordert wird, ist ein bloßes mühsames Anhalten nach Treue und Pünktlichkeit, und theilt indeß der Seele keine andere, als die Empfindung des Kaltsinns mit. Wie soll auf diese Art von einem Kunststücke, dem der Künstler nichts mitgab, etwas in den Zuschauer übergehen? Aber beide sind schon gewohnt, nichts zu suchen, nichts in der Kunst von Empfindungen und Leben zu ahnden, und ein Gemälde, eine Statue für das, was diese auch wirklich sind, für ein mühsames Spielwerk zu halten.

Dieser schädliche, unrühmliche Irthum wird vornehmlich in den Akademien, welchen man die erste Bildung der Künstler auftrug, ernährt. In diesen Anfangsschulen sagt man oft dem Verstande sehr viel, und dem Herzen sehr wenig. Man lehrt gemeiniglich allein nu

das, was den Künstler unterstützen, aber nicht regieren muß, nämlich das Zeichnen und den Auftrag der Farben, und vergißt oft das, was die Hauptsache seyn, und aller Zeichnung vorgehen soll, nämlich den Unterricht und die Erklärung, von welchen Leidenschaften eigentlich diese Stellung verursachet, und diese Zeichnung gefordert wird. Dieses soll man, statt daß man für einen todten Körper, ich meine, für einen Körper ohne Bewegung, sich hinstellt, voraus erklären; und, gleichwie man nicht die Sprachen, sondern die Sachen, die in denselben geschrieben sind, lernt: so soll man das, was zu dieser Gruppe Anlaß gegeben, das, was diesen Körper, der nun dasteht, so bewegt hat, voraussetzen. Freilich kann das wahre Maaß und die Güte der Zeichnung, so wie die bloße Ordnung der Töne von sich selbst schon ergötzen; aber wenn gleich falsche Vorstellungen auch wirkliche Empfindungen hervorbringen können: so kann eine gute Zeichnung auch ohne den gehörigen Ausdruck zwar das Auge des mechanischen Künstlers, aber niemals das Herz des wahren Kenners vergnügen, der von jeder Sache nicht nur, daß sie gut sey, sondern daß sie wahr, daß sie ausdrückend, und allein für das, was sie vorstellen soll, gemacht sey, verlangen wird.

Solche Künstler, Maler, Bildhauer und Tonkünstler, die um das Wesen, woraus ihre Kunst hervorgeht, nichts wissen, arbeiten wie Dichter, die nur mit den drei Einheiten, und dem äußern Wohlstande der Schaubühne bekannt sind, niemals aus dem Innern heraus. Die Ermüdung ihrer Hände ist der einzige Zeuge ihres Fleißes, und der Preis, mit welchem man ihre Mühe belohnt hat, ist der Ausspruch für den Werth und Unwerth ihrer Arbeiten. Da sie in ihrem Leben nie nachdachten, wie jede Stellung von einer gewissen Leidenschaft, die man in einem gewissen Zeitpunkte ausdrückt, bestimmt wird: da sie nicht wissen, daß die regelmäßigste Zeichnung, die gewisseste Farbengebung, die schönste Anlage der Theile, gemäß den Gegenständen, von welchen sie angelegt, denen, sie untergeordnet seyn sollen, falsch, niedrig ausdrucklos seyn können: so ist es ihnen gänzlich gleichgültig, ob sie diesen oder jenen Zeitpunkt gewählt, diese oder jene Anordnung getroffen, und sich dem, was sie ausdrücken sollten, genähert haben. Sie begreifen nicht, daß ihre Werke, so wie die Werke der Dichter, mit der Natur in der engsten Verbindung stehen, daß man seinen Geist immer zu nähren, sein Gefühl immer stärker, getreuer machen, und durch eine unausgesetzte Lectüre und Beobachtung seiner Kunst sich stets gewisser versichern soll. Die meisten dieser Maler haben vielleicht niemals die Schaubühne betreten, niemals einen Dichter in die Hände genommen, noch einer menschlichen Handlung aus Künstlerabsicht mitbeigewohnt; viele haben niemals im Freien als Künstler geathmet, und doch besitzen sie die stolze Einbildung, ihre Arbeiten für Kunst, und das, was sie als Schüler die meiste Anstrengung ihrer Leibskräfte, und die größte Ueberwindung gekostet, für das Einzige ihres Berufes zu halten.

Auf diese Art sind ihre Werke Produkte des Brodzwangs, statt daß sie Früchte der Liebe, Geschöpfe des höheren Eifers seyn sollten. Die wahre Kunst muß, wie die wahre Tugend, mit sich selbst vergnügt, von sich selbst belebt seyn. Beinahe alle andere Pflichten können vielleicht wohl verrichtet werden, wenn man sie gleich nicht allemal mit der gehörigen Absicht verrichtet, nur nicht die Werke des Herzens und Genies. Man kann vielleicht ein guter Arzt, ein guter Soldat seyn, wenn gleich die Beweggründe, mit welchen sie ihre Pflicht erfüllen, diejenigen nicht sind, die sie seyn sollten; aber wer etwas schaffen will, das Liebe einflößen soll, der muß ehe selbst von der Liebe begeistert seyn. Wen nicht ein höherer Ungestüm nöthigt, sich hinzusetzen, und in einem überirdischen Taumel, und in dem Bewußtseyn einer ungewöhnlichen Stärke, etwas zu entwerfen, von dem ihm während seiner Arbeit eine innere Gewißheit sagt, daß es andere, wie ihn rühren, daß es ewig seyn werde, dessen Werk verdient den Beifall des wahren Künstlers, des empfindsamen Kenners nicht. Ich weiß es indeß wohl, die Anlage und Ausführung eines Werks steht nicht immer in der Willkühr des Künstlers, den der Mangel verfolget. Gemeiniglich glaubt derjenige, der Geld besitzt, den Maler zu bezahlen, daß ihm auch das Talent eigen sey, denselben zu belehren. Er nöthigt ihn oft die zerrissenen Bilder seines kranken Gheirns zu bearbeiten, und in die Wälder einen Delphin, und in die See einen Eber zu malen. Das weiß ich, und ich erinnere auch nur an meine Anmerkung diejenigen, die von diesem Zwange befreit, und vollkommen so glücklich sind, mit ihrem eignen Geiste und Enthusiasmus zu arbeiten, die Gottheit, welche ihre Herzen entflammen sollte, zu erwarten, und sich ihr

ganz zu überlassen. Die Natur und Freude des Herzens war es, die den Zeuxis mahnte; sie führte ihm, wann er malte, den Pinsel, und das Vergnügen, sein eigenes Entzücken in die Herzen anderer Menschen zu gießen, die Ehre, das Andenken seines Jahrhunderts in die entfernteste Provinzen und Zeiten zu tragen, belohnte ihn, wenn er seine Meisterstücke an Prinzen und Städte verschenkte, so wie sie dem edelmüthigen Nicias die Großmuth gab, 60 Talente, die ihm das Ausland für ein einziges Gemälde anbot, auszuschlagen, und den Geist, der in diesem Werke lebte, glühte, nur seinen Landsleuten zu gönnen.

Aber es scheint schon überhaupt, daß der größte Theil der Künstler, so wie der Dichter, auch wenn sie mit Genie arbeiten, wenig nachdenke, warum er arbeite, und wohin er dann endlich einmal seine Ideen zu führen habe. Sie gleichen den Gelehrten, die zwar oft eine große Kenntniß, eine große Belesenheit, aber keinen Verstand besitzen, dieselbe nützlich und gehörig anzulegen. Ich soll durch sinnliche Vorstellungen diese oder jene Leidenschaften in den Gemüthern meiner Leser, meiner Zuseher aufwecken: wohin führen dann aber meine Vorstellungen? Sind sie wohl auch fähig, Bewegungen in den Herzen hervorzubringen? Und wenn sie's sind, von welcher Art sind am Ende diese Bewegungen? Habe ich sie während meiner Arbeit wohl auch selbst empfunden? Ist mein Werk ein ganzes, das auf eine große und edle Leidenschaft zielt? Welche Art von Leidenschaften wird es eigentlich hervorbringen? Wird es Liebe, oder Abscheu, Zufriedenheit oder Mißvergnügen einflößen? Wird es diejenigen, in deren Herzen ich diesen Eindruck verursache, edler, zufriedner, größer machen? Ist der Staat glücklich, der nach der Empfindung, welche meine Vorstellungen ihm einflößen, handeln würde?

Diese, allen schönen Künsten gemeinschaftliche Untersuchung, dieser große, erste Endzweck, ohne welchen das größte Meisterstück die Frucht einer verwegnen, gedankenlosen, oft gefährlichen Unternehmung ist, wird von wenigen Künstlern gekannt, und, was zu bewundern ist, von wenigen Kunstkennern gefordert. Wie diese die Stimme ihres eignen Herzens nicht hören, sich nicht fragen, was sie doch einzig fragen sollten, ob sie, während daß sie ein Gemälde betrachten, auch gerührt, und wie sie gerührt worden, sondern allein diejenigen Stellen, wo die Kunst sich ausnimmt, beobachten: so arbeiten die Künstler auf gerathewohl fort, ohne sich um die Wirkung, welche ihr Ganzes hervorbringt, zu bekümmern. Sie begnügen sich, schöne Geister, weiche Herzen zu bilden, und nehmen nicht wahr, daß alles ihr Unternehmen dahin geht, schlechte, gemeine Seelen, und weibische oder lasterhafte Gemüther zu erwecken. Viele unserer Künstler und Dichter begehen das in ihren Werken, was sie abwehren müssen, und versetzen eben denen, die sie vergnügen und stärken sollten, tödtliche Wunden. Wie Kinder mit ihrem Lämpchen herumjagen, und anzünden, und niemals um die Gefahr eines Schadens sich umsehen: so treiben sie mit ihren Talenten den lieblosesten Muthwillen, und wühlen gerade das auf, was sie unterdrücken, oder wenigstens lenken sollten. Die Triebe z. B. des edlen Stolzes, das Gefühl der empfindsamen Liebe, der Muth im Ungemach und gegenwärtigen Gefahren, sind nothwendige Triebe, sind wohlthätige Gefährten des Lebens, ohne welchen kein Talent statt findet, und nichts Großes gedeihet; aber den armen Menschen aus dieser Unempfindlichkeit aufreißen, jeden seiner Herzenstheile ausfüllen, jeder Nerve Saft und Kraft, und Verlangen geben, so, daß der Mensch, betrunken von diesen Trieben, nichts sieht, nichts hört, nichts fühlt, als Ehre, Liebe, Unerschrockenheit, und sodann ihn hinstellen in die Welt, die für ihn nur ein Trieb ist, ihn laufen lassen nach der jähen Wand eines Abgrunds, wo, wenn er hineinstürzt, keine Rettung mehr ist, — das ist noch weit schrecklicher, verwüstender, für das Privat- und allgemeine Wohl weit schädlicher, als im Gegentheile eine gänzliche Unempfindlichkeit, wo die Herzen in einer gänzlichen Stille, ohne alle Triebe darniederliegen, jemals hat werden können. Gleichwohl ist dieß das unglückliche Bemühen vieler von unsern heutigen Dichtern und Künstlern. Andere gehen ohne Unterschied, ohne Wahl und Ordnung auf eine zufällige Ideenjagd los, werfen alle Arten von Gefühlen untereinander, und jagen die Seele in einem Kreise zweckloser Schwärmereien herum.

Wie nun diese entweder leere, verderbliche, oder gar keine Leidenschaften erwecken: so verfehlen andere den Ton, der dem Lande, für das sie erfinden und arbeiten sollen, vornehmlich, und angemessen ist. Sie halten sich

an die Vorstellungen, welche im Auslande berühmt sind, stellen dem Volke fremde Thaten, von fremden Trieben erzeugt, zur Schau aus, und rücken mit ihren Ideen, und ihrer Manier von dem Boden, auf dem sie leben, für den sie allein denken und empfinden sollen, hinweg. Es ist nothwendig, den Erfindungsgeist der Alten bei der Geschichte ihrer Götter und Helden zu studieren; aber es ist widersinnig, eben dieselben Gegenstände, welche einem Volke mit weit andern Begriffen, wichtig und heilig waren, vorstellen zu wollen. Es ist nützlich, die Art, mit welcher die Alten ihre Empfindungen anlegten, eintheilten und vollendeten, zu betrachten; aber es ist unschicklich, seine Empfindungen überall gerade so einrichten und austheilen zu wollen. Wie es höchst abentheuerlich seyn würde, wenn ein Feldherr in unsern Zeiten die Schlachtordnung Alexanders nachahmen, und seine Waffen aus der Ursache annehmen wollte, weil er mit denselben das unermeßliche Heer der Perser zerstreut hat: eben so ungereimt ist es, unsere Einbildungskraft für einen Gegenstand, der für uns niemals erheblich seyn kann, erhitzen zu wollen. Man sieht solche Arbeiten an, bewundert sie, aber man fühlt sie so wenig, so wenig man etwa eine gute Satyre, welche für die großen Thorheiten der Pariser geschrieben, in Paris hoch gepriesen ward, in unserm Lande benutzen kann. Je mehr ein Gegenstand unsern eignen Angelegenheiten sich nähert, je mehr wir darin uns selbst oder andere erkennen: desto besser wird er auf uns wirken. Die Werke großer Meister sind nicht sowohl wegen der Kunst in der Ausarbeitung, sondern auch vorzüglich wegen der Wahl häuslicher, passender Gegenstände berühmt und nachahmungswürdig. Wie sie allein die Natur, die sie täglich sahen, studierten: so suchten sie allemal solche Dinge, die jedermann angingen, auszudrücken, und Dichter und Künstler huben ihre Gegenstände von dem Volke sich aus, bei dem sie ihre besten Stunden und die Jugend ihrer Talente verlebt haben.

Die gewöhnliche Methode unserer Lehrbücher von Künsten, und überhaupt die Art, wie man hie und da die schönen Wissenschaften auf Schulen lehret, trägt sehr viel bei, das Gefühl für dieselben zu unterdrücken, oder zu verstimmen. Man scheint oft nicht zu glauben, daß man jedes Ding so, wie es entstand, lehren, und mithin die Ausübung allemal der Theorie vorziehen müsse, scheint manchmal nicht zu wissen, daß, so oft diese entstanden ist, jene sich verloren habe. Man liest nur immer über das Gefühl, statt daß man dieses einflößen soll, lehrt immer, als wenn man aus seinen Schülern lauter Kunstrichter machen wollte, und beschäftigt sich mit dem Schatten der Kunst. Manchmal versetzt man sich in fremde Sphären, wenn man redet, sieht das nicht, wovon man spricht, oder man stellt sich vor ein Gemälde hin, und zerzauset dem Bild, dessen Gefühl heilig seyn sollte, das Gewand. Auf diese Art entfernt man sich immer weiter von dem, was man sucht, wie einige Theologen das Leben des Glaubens immer weniger fühlen, und ausüben, je mehr sie in die Zanksucht versinken. Man glaubt, die Kunst auszubreiten, und tödtet sie in den Seelen, wo sie noch ohnmächtig liegt, ehe sie sich regen und heben kann, durch seine Dogmatik. Und da es leichter ist, von einer Sache zu sagen, wie man sie machen soll, als wie sie wirklich gemacht ist, zu lehren: so findet sich heut zu Tage eine so große Menge sogenannter Belletristen, denen zwar zu andern Künsten alles Talent versagt, aber gerade zu der schweresten aller Künste gegeben wird. Indem man von jenen Dingen, von denen man nichts erwartet, auch nichts erhält: so geht man von dem geistreichsten Gemälde eben so ungerührt, als man hintrat, hinweg. Mancher Große hat, wenn er in die Gallerie seiner Gemälde, die mit unsäglichen Kosten erkauft worden, hineintritt, und die Denkmäler betrachtet, deren geheime Züge, wenn er Gefühl hätte, seine Sinnen ergreifen müßten, keinen andern Nutzen, als den er haben würde, wenn er sich indeß hingesetzt, und, daß zwei und zwei die Zahl vier gibt, berechnet hätte. Er glaubt an das Heiligthum der Künste, aber er fühlt sie nicht, und wenns ihm auch, ohne sein Zuthun, davon ahndet: so ist er gewohnt, bloße müßige Regungen, welche zu einem eben so nichtsbedeutenden Vergnügen führen, aber nicht Empfindung in That und Wirklichkeit, nicht Philosophie für sein Haus und Leben zu suchen. Hat dieser Rost, diese Habsucht das Gemüth einmal angesteckt, glauben wir da, auf Gedichte hoffen zu können, die würdig wären, in Cedernöl getränkt, und in Cypressenholz aufbewahrt zu werden?

Möchte doch jedem, der von der Kunst und Poesie fürs Volk spricht, einmal das Ge-

fühl seiner Brüder heilig seyn! Möchte doch jeder, wenn er für Bürger lehrt, das schöngefärbte Gespenst der Kunst, die beschauliche Theorie denen überlassen, die keinen Beruf haben, das Schöne selbst zu suchen! und möchte er indeß, daß er seinem Schüler eine Stelle liest, oder mit ihm vor ein Gemälde sich hinstellt, nicht, wie er demselben dunkle, abgerissene Laute beibringen, sondern darauf sehen, wie er den Sinn, den Geist des Dichters von seinem Herzen in das Herz des andern gießen, und, wenn er ihn verläßt, sich versichern könne, nicht bloß vorgelesen, sondern vorempfunden zu haben. Man soll überhaupt nicht die Kunst, sondern den Genuß, die Liebe für die Künste, jenen Taumel, jene schöne Schwärmerei soll man lehren, von der Horaz sagt, „daß sie viel Gutes schaffe, daß sie wichtige Wirkungen auf diejenigen, welche sie einnimmt, nach sich ziehe. Die Gemüther solcher Menschen, sagt er, sind nicht leicht geizig; sie lachen nur zu Unglücksfällen, zur Flucht der Sklaven, zu Feuersbrünsten; sie denken nie auf einen Betrug wider ihren Freund oder Unmündigen, sie leben von Hülsenfrüchten und schwarzem Brode. Man soll sich, indem man die Absicht des Künstlers und Dichters lehrt, erinnern, daß er es sey, der den zarten und stammelnden Mund der Knaben bildet, der schon jetzt ihr Ohr von pöbelhaften Reden wegwendet, dann ihr Herz durch freundschaftliche Lehren bessert, und sie vor rauhen Sitten, vor Mißgunst und Zorn warnet; daß er der Herold rühmlicher Thaten sey, künftige Zeiten durch bekannte Beispiele unterrichte, und den Dürftigen und den Bekümmerten tröste."

So lange diejenigen, die es thun könnten, thun sollten, nicht darauf denken, diesen Hindernissen (und diese sind nur noch die wenigsten, sind nur noch die geringsten) einigermaßen abzuhelfen: so lange werden alle Vorstellungen in dieser Absicht eitle Wünsche und leere Töne bleiben. Es ist gemeiniglich zu viel, verlangen wollen, daß der Künstler Genie, und zugleich die seltne Kraft besitze, über die Gewohnheiten und Forderungen seines Jahrhunderts hinauszudenken. Wenn sich der Gesetzgeber nicht überzeugt, daß alle Verordnungen, alle Anstalten so lange vergebens und fruchtlos sind, als das Gefühl seines Volks unaufgeweckt, oder verstimmt bleibt: so wird er freilich nicht ahnden, daß die Eindrücke, welche die Natur durch das Aug und das Ohr bekömmt, unendlich wichtig, und gegeben seyen, den Charakter einer Nation zu vollenden; so wird er freilich die Arbeiten der Künstler immer als etwas, das bloß zum Belustigen zugegen ist, betrachten, und denselben seine Aufmerksamkeit entziehen. Welcher Widerspruch! Man ist in allen Ländern so besorgt, den Gedanken der Schriftsteller gewisse Schranken zu setzen; man bemüht sich so sehr, sie dahin zu bringen, daß sie ihre Gesinnungen, und ihre ganze Denkungsart nach den Maximen und Bedürfnissen ihrer Gegend einschränken, mit einem Worte, man sorgt so sehr für den Verstand: — und das, was diesen Verstand belebet, leitet, das Herz und Gefühl, wird jedem frei überlassen. Der Künstler hat die Freiheit, mit seinen Ideen herumzujagen, wie er will, indeß sich niemand einfallen läßt, ihm, falls nur sein Kunsttheil zugegen ist, das Falsche, das Leere, das Verführerische seiner Vorstellungen zu zeigen. Ich meine nicht, daß der Staat den Künstler so einengen soll, wie es in manchen Orten den Schriftstellern geschieht; aber die Vorschrift: Du sollst solche Gegenstände auf eine solche Art bearbeiten, welche die Kraft haben, die Tugenden, die einem Volke fehlen, zu erheben; dein Werk soll diese Eindrücke verbreiten, soll das Gefühl auf dieser Seite verschönern; diese Vorschriften sollte jeder weise Gesetzgeber seinen Künstlern eben so sorgfältig einprägen, als er sich angelegen seyn läßt, wegen der Verbannung unsittlicher Grundsätze aller seiner Macht aufzubieten. Wenn es gewiß ist, daß zum Beispiele eine unsinnige und barbarische Sprache in öffentlichen Blättern, die an das Publikum gerichtet sind, daß ein ungesittetes oder hartes Betragen in öffentlichen Reden, die Kraft habe, ein ganzes Volk mit gleichen Begriffen zu fesseln: was werden die wahnwitzigen Arbeiten der Künstler, z. B. eine verwirrte Anlage und geschmacklose Pracht in Gebäuden, seellose Verzierungen in Tempeln und andern öffentlichen Orten, geistlose Feierlichkeiten nicht nach sich ziehen? Die Alten, welche die Kunst verstanden, in die Geheimnisse der Menschenbildung zu dringen, und alles, was sie vor sich hatten, zu benutzen wußten, haben keine Stelle, wo die Kunst einen Einfluß haben konnte, unbenutzt, und keinen Gegenstand, der in die Sinne fällt, ausdrucklos gelassen. Da selten ein Ort ohne öffentliche Bilder, und keine große Sache ohne ihre sinnliche Vorstellungen ist: so waren sie äußerst besorgt,

in dieselben die wahre Idee, welche sie mit ihr verbinden wollten, zu bringen, und den gehörigen Ausdruck lebend und dauerhaft zu verbreiten. Sie waren überzeugt, daß der sinnliche Eindruck der Künste ganzen Staaten ihre Bildung, und ganzen Jahrhunderten ihre Denkungsart mitgab; und die Größten unter ihnen machten sich die wichtigsten Angelegenheiten daraus, jeder That ein geistvolles Bild, jeder Feierlichkeit das Gepräge einer großen erhöhten Gesinnung zu geben. Jeder öffentliche Ort ward zugleich eine öffentliche Schule, ward eine reiche Quelle zur Empfindung des Nacheifers. Jeder hörte zu Athen den Zuruf der großen Männer, deren Bildsäulen an öffentlichen Plätzen aufgerichtet waren, und ganz Griechenland war von der Verherrlichung großer Seelen erfüllet. Wo sie Pflichten hatten, da hatten sie auch Denkmäler und das Gefühl des Ruhms, von der Kunst herausgehoben, war der Ruf zu den edlen Thaten der Bürger. Und wie die Künste die neuen unversuchten Wege zur Ehre bahnten, und die schöpferischen Geister weckten, dieselben zu betreten: so ließen sich diese dagegen angelegen seyn, der Künste zu pflegen, und sie gehörig zu rufen.

Aber wie läßt sich hoffen, daß man da jemals die Künste verbessere, wo man selten eine Probe hat, daß man sie suche, wo man die Pflicht, den Muth des Volks zu erhöhen, vergessen zu haben scheint, und Lasten auflegt, ohne für die Kräfte zu sorgen? Da hat jeder die vollkommene Freiheit, in die Tempel, auf die Häuser, auf öffentliche Plätze die Geburten seiner Phantasie zu setzen, oder eine Feierlichkeit nach seinen Gutdünken anzuordnen, und niemand fragt, ob es besser sey, über diese oder jene Wahrheit, Traurigkeit oder Freude zu verbreiten; ob es der Sache wesentlicher sey, das Andenken an dieselbe mit Vorstellungen, welche niederschlagen, oder vielmehr mit solchen, welche Muth einflößen, zu umgeben; ob die eingeführten Vorstellungen die gehörige Methode enthalten, das, was man aufwecken, oder wegheben will, zu bewirken. Was oft ein schwärmerischer Kopf in finstern Zeiten mit Trübsinn und Kleinmuth umgab, und mit dem Kleide seiner kranken Empfindung und verengten Grundsätze verunstaltete, wird hie und da oft als ein Heiligthum mit Pomp und Zierrath erhöht, und zum Wesen der Sache gemacht. Und da die Erfahrung lehrt, daß die Menschen, wenn sie ihren Muth zu einer Wahrheit einmal hingegeben haben, das, was sie drücket, mehr lieben, als das, was sie erhöhet: so werden oft gerade diejenigen Vorstellungen, welche die Erhöhung der Seele, und das Recht derselben auf Freude und Unerschrockenheit zerstören, gebilligt und angenommen. Bald enthalten die Vorstellungen der wichtigsten Dinge gar keinen Ausdruck, bald werden Verhängnisse, die Vergnügen erwecken, und den Muth in harten Schicksalen beleben sollten, mit tödtenden Schrecken, Feste, denen Freude gebührt, mit Traurigkeit, und das sanfte zuversichtliche Wandeln auf den Wegen der Tugend mit finsterm Ernst umgeben. In manchen Städten errichtet die Kunst kein anders Denkmal, als das Grab, und dieses wird oft mit dem Gepräge der drückendsten Traurigkeit in abgesonderten Gegenden, die niemand besucht, oder in unterirdische Gewölbe und modernde Gruften versenkt.

Allein die Künste bringen manchmal noch durch, so lang man sie nur nicht vernachlässigt, und mancher gute Kopf, dem sein Gefühl heilig und alles war, hat, ungeachtet der Gleichgültigkeit und Kälte seines Volks, Feuer unter dasselbe verbreitet; aber da, wo es scheint, daß man sich ordentlich bemühe, die wahren Begriffe von den Künsten zu zerstreuen, was wird da das feine Gefühl für dieselben noch retten können? Ja, daß man das Volk zu öffentlichen Spielen, an welchen weder die nützliche Kunst, noch das Genie Antheil nehmen, ruft, daß man die lächerlichen Possen mit lautem Beifalle beehrt, daß man das Volk in dem Wahne stecken läßt, eine Vorstellung, deren Ausführung große Schwierigkeit enthält, enthalte auch wirkliche Vortheile, eine wirkliche Ehre für den, der sie ausführt, ansieht und nachahmt: das würdigt den Werth wahrer Künste herab, und verdrängt auf immer die seelvollesten Bemühungen ohne Geräusch und die leisen Schritte des Mannes mit Gefühl. Um einen Seiltänzer versammelt sich ein ganzes Volk; einen Waghals im Springen, einen Virtuosen in der Tonkunst beklatschet ein ganzes Parterre, und jedermann schließt von dem Beifalle, mit welchem man ihn öffentlich und einhellig beehrt, von der Freigebigkeit, mit der man ihn willig belohnt, und von den Vorzügen, welche man vor verdienstvollen Männern so häufig ihm zuerkennt, auf die Hoheit und Verdienste dieser todten

Bemühungen. Ich stadle hier den Muth zu der unbeschreiblichen Mühe, welche gemeiniglich zu solchen Künsten erfordert wird, keinesweges; aber, daß diese Mühe bei sich selbst stehen bleibt, sich in sich selbst verliert, das ist es, was ich mit Unmuth betrachte. Der Seiltänzer, welcher die Absicht hätte, die Fähigkeiten des Körpers zu entwickeln, einem trägen Volke, was es thun könnte, zu zeigen, und gleichsam die Natur zu zwingen, daß sie Geheimnisse von Kräften entdecke, die sie sonst vor jedermann verborgen hält; der Pferdebezähmer, der unsern Bürgern die beste Art, das Genie der Pferde zum bürgerlichen, und Kriegsdienste zu benutzen, lehrte; der Virtuos, der ein neues Instrument, das den Ausdruck befördert, erfände, und überhaupt ein jeder dieser Künstler, der das Seltne seiner Bemühung mit irgend einem bürgerlichen Vortheile verbinden würde, wäre ein Mann, der unsere ganze Hochachtung und Nachahmung verdient. Aber wenn solche Künste allein für die Augen und das Gehör sind, (und nur dieß sind sie leider die meistenmale) wenn die Künste des Springers nichts sind, als Gaukeleien seiner Beine; wenn die Wunder des Virtuosen in nichts bestehen, als in der Anstrengung seiner Stimme, in der Geschwindigkeit seiner Finger, wenn diese Bemühungen, diese überwundenen Schwierigkeiten keine Arbeiten fürs Publikum, und diese seltnen Töne keine Sprache sind; wenn sie weder dem Verstande etwas sagen, noch das Herz auf irgend eine Art rühren wollen, und doch reichlich belohnt, doch von ansehnlichen Leuten hochgepriesen werden: so untergraben sie den guten Geschmack und mißwöhnen die Herzen vom Gefühle der Künste. Der Glanz eines Mannes, der wegen seines Springens Ansehen und Reichthum erhält, zieht das Volk vom Begriffe des wahren Werthes der Dinge ab, und flößet ihm einen schädlichen Verdacht wider die Verdienste des empfindsamen, mißkannten Künstlers ein. Das Ansehen eines Virtuosen, dessen Kunst etwa in einer seltnen Feinheit seiner Töne, die er durch langwierige Bemühungen vieler Jahre erreicht hat, bestehet, wird jeden Tonkünstler schwindlig machen, seine Kunst in diesen Tändeleien, im Spiel der Finger, oder in einem langen Athem zu trillern zu suchen.

Das schädlichste ist, daß man die Bemühungen des wahren Künstlers mit diesen Feinden der Empfindung vermengt, und im Stillen für beide eine gleiche Verachtung fühlt. Unser Künstler ist noch überhaupt ein Miethling, und ein gedrückter Sklave seines Kummers um Brod. Sein Stand genießt weder unter den Bürgern einen Amtsrang, noch unter den Adeligen einen Platz. Als ein trauriges Mitteldings lebt er unbeachtet dahin, arbeitet auf das Ungewisse fort, und ist gemeiniglich gezwungen, dem elendsten Eigendünkel eines unwissenden aber reichen Menschen seine Empfindung und Natur hinzuopfern. Viele setzen ihn, wie sie den komischen Dichter und den Spaßmacher für eine und ebendieselbe Person ansehen, mit jedem Farbenreiber in eine Classe. Das Volk hat im Ganzen noch nicht einmal eine Nachricht von dem Daseyn seiner Kunst. Wie klein ist die Anzahl derjenigen, welche durch ein Gemälde, durch eine Statue erbaut, gerührt werden, und wie Wenige wissen es, daß es möglich sey, sich dadurch rühren zu lassen! Wie kann man in diesen Umständen von seinen Werken was Großes vermuthen? Diese niedrigen Begriffe benehmen seiner Seele alle Stärke der nöthigen Hochachtung für sich selbst, und er glaubt so wenig, als das Volk, daß er der Mann sey, aus dessen Werken der Adel des Menschen, und der Geist eines höhern Wesens spricht, daß er berufen sey, den Gesetzen den Weg zu bahnen, die Triebe großer Gesinnungen und die Tugenden des Heroismus zu wecken. Auch überlassen sich die Meisten ihrem drückenden Schicksal, und werden, für was man sie hält, niedrig und dürftig, und klein im Geiste, wie ihr Einkommen, und uns bleibt nichts übrig, als der Trost des Alten: Wäre es bei uns rühmlich gewesen, ein Maler zu seyn, glauben wir nicht, daß sich auch unter uns viele Polycleten und Parrhasien gefunden hätten?

Die Hochachtung der Alten für die Werke der Kunst war eben so groß, als der Geist ihrer Künstler. Sie glaubten, sich selbst zu ehren, indem sie ihre großen Genies ehrten, und sie suchten darin ihren Stolz und Ruhm, daß sie dieselben belohnten. Jeder, der Fähigkeit und Ahndung der Zukunft besaß, drängte, hing sich an die Künstler, damit wenn diese in die Tempel der Unsterblichkeit eingingen, wenigstens sein Name mitgetragen würde. Als der Rath der Amphiktyonen dem Polygnotus seine Hochachtung bezeigen wollte, beschloß er, es auf eine Art zu thun, woran ganz Griechenland Theil nehmen sollte, indem

man öffentliche Einkünfte zusammentrug, ihm in allen Städten ein eigenes Haus zu erbauen. Die Zeitgenossen des Pamphilus entdeckten an seiner Kunst so viel Ueberirdisches und Hohes, daß die Personen vom ersten Range ihn inständig darum angingen, sie in seiner Kunst zu unterrichten, ja sie trieben ihren Eifer und ihre fast übertriebene Hochachtung und Sorge, diese Kunst möchte zu gemein werden, so weit, daß sie auf das Verlangen des Künstlers durch ein öffentliches Edikt, welches erst zu Sicyon, dann durch das ganze Griechenland bekannt gemacht wurde, sich erklärten, niemand, als den Adeligen, diesen Unterricht zu erlauben. Wenn man die Gestalt der herrlichen Kraft, welche den wahren Dichter und Künstler während seiner Arbeit beseelt, und ihn zum würdigsten überirdischen Wesen macht, mit Augen sehen könnte; so würde sich noch heute ein jedes Land, worin dieß außerordentliche Geschenk des Himmels sich findet, vereinigen, ihn mit Ehrfurcht auszuzeichnen, und in die Klasse der verdienstvollesten Bürger zu setzen. Ich kenne keinen höhern Vorzug, sagt Cicero von dem Redner (und das ist von einem jeden Künstler, dessen Werke Meisterstücke der Beredsamkeit sind, zu verstehen) als jene Kraft, Versammlungen von Menschen ganz an sich ziehen, ihre Denkungsart wenden, ihre Neigungen, wohin man will, lenken oder wovon man will, abziehen zu können. Was verdient mehr unsere Verwunderung, als aus einer unendlichen Anzahl Menschen der einzige zu seyn, der das, was von der Natur allen gegeben ist, allein oder mit Hülfe einiger wenigen zuwegebringen kann? Was ist mächtiger, herrlicher als die Bewegungen des Volks, die Gerechtigkeitsliebe der Gerichtshöfe, das Ansehen des Raths ganz in seiner Gewalt zu haben? — Ich sehe nie einen Künstler, ohne in seiner Gegenwart mit einer Art religiösen Ehrfurcht für ihn und seine Kunstkraft erfüllt zu werden, welche Wunder hervorbringen würde, wenn wir Achtung genug für sie hätten, sie gehörig und am rechten Orte zu verlangen, und Geist genug, sie wahrhaft und tief zu empfinden.

Fresco-Gemälde

auf der

äußern Seite der Gemälde-Gallerie im Münchner-Hofgarten *).

Seit man anfängt, die Künste zu ehren, fordert man von ihnen, was sie leisten können, was sie gemäß ihrer Natur und Bestimmung, gemäß dem Vertrag, mit welchem der Staat sie aufnahm und beschützte, leisten sollen, daß sie nämlich nicht bloß etwas herstellen, sondern daß sie etwas ausdrücken, und zum Herzen reden sollen. Ein Gemälde soll seyn, wie ein geistreiches Buch, eine wahre Musik u. s. w. ist, — Darstellung eines Gegenstandes, dessen Anblick nicht bloß meinen Augen gefällt, sondern mich etwas Würdiges und gerade das empfinden läßt, was der begeisterte Künstler während seiner Arbeit im Geiste gesehen, und empfunden hat. Wenn man die Künste betrachtet, ehret und liebet: so soll man kein Gemälde öffentlich erscheinen lassen, das nicht geschickt ist, große und tugendhafte Empfindungen einzuflößen. Was nützen doch die ewig ohne Verstand wiederholten, und wieder und wieder kopirten mythologischen Bilder, deren ursprüngliche philosophische Bedeutung gemeiniglich der Maler so wenig versteht, als sein Farbenreiber? was nützen abgedroschene Fabeln, und abgezogene Sinnbilder, welche verstehen zu können man einen Dollmetscher nöthig hat? Hier soll man am wenigsten Gelehrsamkeit zeigen, noch für den Zehntausendsten etwas arbeiten, sondern dem Volk etwas sagen, und, wie es ehemals in der Philosophie geschah, so soll man auch die Kunst, welche im Grund nichts anders ist, als Philosophie, in die Häuser, und auf den Markt führen. Nachdem der Pedantismus, nämlich

*) Aus den Bayerischen Beiträgen, September 1781.

der Wahnsinn, eine große Mühe auf unnütze und fremde Dinge zu wenden, in den Wissenschaften allmählig verbannt ist: soll er denn noch in den Künsten fortdauern?

Der Mensch, welcher der erste es wagte, zu malen, that es, um, was er innerlich empfand, und vor sich sah, äußerlich vorzustellen. Aus dieser Ursache lernte und erfand er Zeichnung und Verhältnisse und Umrisse, Licht und Schatten, Farben, Erscheinungen u. s. w., mit Einem Wort alle die Dinge, welche der Idee zu Gehülfen gegeben, und ihr untergeordnet sind.

Eine Schule, wo man die Künstler zu Dichtern bildete, sie die Philosophie und den Geschmack, auch die Geschichte der Künste lehrt, ist daher so nothwendig, als es nur immer die beste Anstalt seyn kann, sie im Zeichnen ꝛc. unterrichten zu lassen. Es ist hier nicht, wie bei den bloß mechanischen Künsten, wo man Arbeiten lernet, ohne sich um die Erfindung und den Zusammenhang derselben zu bekümmern; hier soll und muß beides beisammen seyn, und der das Werk ausführt, soll es auch gefühlt, und aus seiner Seele hervorgebracht haben.

Es gibt Künstler, welche außer dem, daß sie nicht studirt, auch nie etwas, das die Kunst angehet, gelesen haben. Während daß ihre Hand, ihr Aug dem Vollkommenen sich näherte, blieb ihre Seele roh, ungebildet, und mit dem Großen und Edeln der Künste so unbekannt, als nur immer der gemeinste Taglöhner es seyn kann. Wohl haben sie zuweilen das Glück, bei ihren Principalen alte Risse und Zeichnungen, und Dinge, die man antik nennet, zu sehen, oder in einem Fabelbuch Kupferstiche, mitunter wohl gar die ovidischen Verwandlungen anzutreffen; da merken sie sich dann die Gewänder, den Kopfputz, und haben sie selbst etwas zu verfertigen, flugs bringen sie's, wo es nur möglich ist, an. Aber (gesetzt, daß die Sachen, welche sie zu sehen bekamen, auch trefflich sind) wo ist der Verstand und Geschmack des Künstlers zu erkennen? Welche Leidenschaft wollte er ausdrücken? War dieß der sinnlichste Zeitpunkt, den er wählte? Ist es wahrscheinlich, daß ein leidendes Wesen in dem gegenwärtigen Augenblick auch diese Stellung annehme, den Arm so bewege, den Mund so halte? Sind die Wesen, welche wir hier vor uns sehen, weise, oder sind es gemeine Seelen? Warum diese Ruhe, dieses kaum sichtbare Schweben der innern Bewegung in den Meisterstücken des Alterthums? — Davon ist manchem noch nichts auch nur im Traume erschienen.

Ein Künstler, der oft solche Betrachtungen angestellt, der sich mit dem Geiste der Sache vertraut gemacht, und nebenbei den Fleiß, sich das Mechanische der Künste eigen zu machen, nicht außer Acht gelassen hat, wird sich bald in der Wahl seiner Stücke verrathen, und solche Gedanken zu beleben suchen, welche den Vorübergehenden etwas, das sie angehen, das sie still halten, und rühren muß, vorlegen.

„Alle die eben so abgeschmackten, als ärgerlichen heidnischen Gottheiten (so erzählt der große Träumer von einem Malersaal einer geschmackvollern Zukunft) beschäftigten nicht mehr vortreffliche Pinsel, denen nunmehr die Sorge aufgetragen war, die wichtigsten Begebenheiten auf die Zukunft zu bringen: man verstand durch dieses Wort diejenigen, die einen edlern Begriff von dem Menschen geben, als die Güte, die Großmuth, die Aufopferung seines Lebens für andere, die Tapferkeit, die Verachtung der Wollüste.“

„Ich sah, daß man alle schöne Handlun-gen bearbeitet hatte, die auf die Nachwelt ge-bracht zu werden verdienten; hauptsächlich hatt man die Großmuth der Monarchen zu verewi gen gesucht. Ich sah den Saladin, der ein Leintuch tragen ließ; Heinrich IV., der ein Stadt nährte, die er doch selbst belagerte; den Sully, der eine Summe Geldes sehr langsam abzählte, die sein Herr zu seinen Lustbarkeiten bestimmt hatte; Ludwig XIV. auf dem Todtbette, welcher sagte: „Ich habe den Krieg zu sehr geliebt;“ den Trajan, der seine Kleide zerriß, um die Wunden eines Unglücklichen zu verbinden; den Marc Aurel, der nach eine dringenden Reise vom Pferde stieg, um das Bittschreiben einer armen Frau anzunehmen; den Titus, der Brod und Arzneimitte austheilen ließ; den St. Hilaire, der einen Arm verloren, und seinem Sohne den in Staub gestreckten Turenne zeigte; den edelmüthigen Faber, der sich die Fesseln eines Galeerenscla ven für seinen Vater anlegte u. s. w. Man fand nicht mehr die finstern und traurigen Bilder. Es gab keine niederträchtigen Höflinge mehr, die mit einer spöttischen Miene sagten

„Sogar die Maler lassen sich einfallen zu predigen!“ Man wußte es ihnen Dank, daß sie die erhabensten Züge der menschlichen Natur gesammelt hätten; es waren große Gemälde aus der Geschichte gezogen. Sie hatten sehr weislich bedacht, daß nichts in der Welt nützlicher seyn könnte u. s. w.“

Doch, wenn ich dieß zu den Künstlern sage, so kann es nur diejenigen angehen, welche die Freiheit haben, sich für ihre Arbeit, was sie wollen, zu wählen. Leider ist dieß in unsern Tagen bei den Künstlern gewöhnlich noch seltener, als bei den Schriftstellern, welche ihr Augenmerk auf irgend jemand, der sich ihrer, wie immer, bemächtiget, zu richten haben. Man bestellt die Sache so, das ist, so will man sie, gerade so annehmen, und sonst nicht; mithin muß es so werden. Auch läßt man dem Manne wohl bisweilen die Freiheit; aber was man für seine Mühe überhaupt bezahlt, ist so gering, daß er, um Vieles machen zu können, eilen und eilen muß, bald fertig zu werden. Zehnmal gegen eins begehet derjenige eine große Ungerechtigkeit, der aus dem, was ein Künstler (welcher nicht aus eigenen Mitteln leben kann, gemacht hat, schließen wollte, was er machen könne.

Aber nun einmal zu den Gemälden, welche ich anzeigen wollte. Sie sind zwar nur auf die Mauer gemalt, sind der Luft, Nässe, Sommerhitze und Witterung ausgesetzt; aber Gemälde sind es denn doch; unsern Augen sind sie denn doch als Gemälde ausgesetzt, und mithin geschickt, auch unserm Verstand etwas zu sagen, unserm Geschmack, unserer Aufklärung weiter zu helfen.

Es sind 41 Tafeln, deren jede 6 Schuh breit, und 9 lang ist, und jede ein Gemälde vorstellt. Man sieht leicht, welche herrliche Gelegenheit sich hier fände, etwas darzustellen, wodurch das Volk, das noch kein populäres Buch seiner Geschichte hat, auf die angenehmste Weise belehrt, und stillschweigend gebildet werden könnte. Und man möchte nun etwas aus der Geschichte des Staats, oder des grossen Hauses *), oder der hiesigen Stadt wählen: so würde man hinstehen, sich einander erzählen, und sich unvermerkt einander eine Bewegung beibringen, welche der Aufmunterung, und überhaupt der Erweckung des Nachdenkens, und der kühneren Thätigkeit so ungemein vortheilhaft ist. Daher hat man sich schon lange gefreut, hier etwas zu sehen, das diesem Endzweck entspreche.

Die Wahl der Stücke ist vom Herrn Ethenhuber, (einem Mann, dessen Andenken ich dem Vaterlande nächstens besonders empfehlen werde, und dem ich die gute Ruhe wünschte, die er wahrhaftig verdient hat; denn er hat außerordentlich viel gearbeitet, und unser Vaterland lange Jahre unterhalten, leider in Zeiten, wo die Dichtkunst und der Geschmack schrecklich mißkannt waren). Die Ausführung, die dem Künstler Ehre macht, ist von Hr. Seidel.

*) Dieser patriotische Wunsch des Bayerischen Nestor ist von König Ludwig in den Arcaden des Hofgartens ausgeführt.

Betrachtungen

über unsere

Kirchenzierden, in Rücksicht auf den Endzweck der Kunst.

Wenn man unter den Hindernissen, welche der Aufnahme der Kunst im Wege stehen, vorzüglich der geringen Achtung für wahrhaft gute Werke derselben erwähnet; so ist dieß nicht immer so zu erklären, als wäre ein gänzlicher Mangel an Gelegenheiten, wo man sich des Dienstes der Künstler bedienet. Der Hang nach Pracht und Zierde wird nie abnehmen, und die Veranlassungen werden sich immer finden, wo es die Nothwendigkeit und der

Wohlstand gebeut, für beide mit allem Ernst, und nicht selten mit unsäglichem Aufwand zu sorgen. Aber wo darin ein falscher Geschmack überhand genommen hat, da wird die Kunst härter mißhandelt, als wo sie gänzlich mißkannt wird. Ein Mensch, z. B. welcher niemals etwas, das man eigentlich eine Verzierung nennen kann, gesehen hätte, ist leichter dahin zu bringen, am Einfachen und Anständigen ein Wohlgefallen zu finden, als ein anderer, dessen Gefühl und Vorstellungsart von Jugend auf mit geschmacklosen Gegenständen und mit einer schwülstigen und niedrigen Pracht entstellt worden ist. Was hiebei am meisten beklagt zu werden verdient, ist, daß durch die Gewöhnung an elende und falsche Vorstellungen die Ahndung des Vollkommnern schüchtern gemacht und unterdrückt, und auch der fähigste Kopf außer Stand gesetzt wird, seine Talente zu offenbaren.

Wenn ein solcher Verfall auf öffentliche Werke, deren Anblick einen wichtigen Theil unserer Seelenbildung ausmacht, sich erstreckt, dann ist es eine wesentliche Pflicht, bescheidenen und wichtigen Erinnerungen hierüber Gehör zu geben, und das, was zu unserm Nachtheil hintangesetzt wird, zu verbessern.

Dieß habe ich in der nachstehenden Betrachtung zu erreichen gesucht, worin ich in allgemeinen Zurechtweisungen, welche man leicht auf Privatfälle anwenden kann, an der Hand der Klugheit bemüht war, uns über eine Sache, welche an sich höchst wichtig, und bei dem gegenwärtigen Fortschritte der Aufklärung eine der ersten Angelegenheiten seyn soll, zum thätigen Nachdenken zu vereinigen.

Was nämlich der Aufnahme und der Verbreitung einer allgemeinen Hochachtung für die Kunst am ersten im Wege steht, ist die geringe und fast gänzlich hintangesetzte Aufmerksamkeit auf die öffentlichen Werke des Geschmacks und der Kunst. Bei unsern Kirchen sollten sich die Baukunst, die Bildhauerkunst, die Malerei, Musik und Verzierung vereinigen, unsere Sinne erheben, und unser Aug und Herz an die Wahrnehmung erhabener Vorstellungen gewöhnen. Allein, statt daß man wenigstens dahin sehen sollte, daß das Zweckmäßige, Würdige und Anständige beibehalten werde: so ist es fast durchgehends der Willkür und Einsicht eines jeden überlassen, hierin seiner ungebildeten Phantasie zu folgen, und mit den Einfällen seiner Begriffe unsere Sinne zu beschäftigen. Dieß hindert uns, zur wahren Erkenntniß der wichtigen Dienste, welche uns die Künste leisten könnten und sollten, zu gelangen, oder von ihnen jemals etwas, das unmittelbar auf uns wirken könnte, zu erwarten. Man denkt, die Statuen und Gemälde in unsern Kirchen wären allein zur Verehrung und zur Zierde da, und vielleicht kaum ein und der andere läßt sich einfallen, sie sich auch als Werke der Beredsamkeit vorzustellen, welche durch ihren Ausdruck auf unsere Seele wirken, und an heroische Handlungen der Tugend nicht nur erinnern, sondern uns vorzüglich dazu aufmuntern und anfeuern sollen. Diese Sache ist zu wichtig, als daß ich die Gelegenheit nicht ergreifen sollte, hierüber etwas zu sagen, das dazu dienen mag, uns wenigstens für die Zukunft aufmerksam zu machen.

Was die Bauart der Tempel anbelangt, so ist dieselbe fast immer ein Beweis von den allgemein herrschenden Kenntnissen und dem Geschmack des Jahrhunderts, worin sie entstanden ist. Auch der Mangel an Geld, der Eigensinn des Erbauers mag manchmal die Ursache seyn, daß ein Kirchengebäude die Vollkommenheit nicht erreicht hat, deren es fähig war. Ueberhaupt aber soll jedes Gebäude derjenigen Idee, welche es ausdrücken, und dessen Hülle es gleichsam vorstellen, dann dem Gebrauch, zu welchem es dienen soll, angemessen seyn. Auch die Schicklichkeit und die Beobachtung eines Maßes und Verhältnisses mit den benachbarten Gebäuden soll, däucht mich, in Absicht auf die Schönheit des Ganzen, nicht außer Acht gelassen werden. Unsere hiesige kleine Wiesenkapelle würde, nicht bloß darum, weil sie die Menge des Volkes nicht fassen könnte, sondern weil sie im Vergleich mit dem Ansehen und der Pracht unserer Häuser sehr verlieren würde, als Pfarrkirche nicht erträglich seyn; dieß scheint mir aber auch ein ungeheuer großer und prächtiger Tempel zu seyn, wenn ihn nichts als elende hölzerne Hütten umgeben, die mit Stroh bedeckt und in ihrer Höhe kaum an die Kirchenthüre reichen.

Daß ein Gebäude, worin der Mensch zur feierlichsten Fassung sich sammeln, und jedes Auge, das sich aufthut, zu Gott sich erheben soll, ein Werk der simpelsten, edelsten und erhabensten Bauart seyn müsse, brauche ich nicht

zu erinnern. Die Idee der gothischen Bauart, nach welcher unsere meisten Stift= und Domkirchen erbaut sind, ist allerdings ernsthaft, groß und männlich; sie flößet, zumal nun auch schon durch das Alterthum Ehrfurcht und Andacht ein; aber sie hat auch viel Lastendes; und, wenn ihr die Kraft eigen ist, die Herzen zu sammeln: so hat sie etwa desto weniger von jenem, das so mächtig ist, die Seelen beim ersten Anblick gleich einem Hymnus voll Jubel zum Flug nach den Himmeln der Himmel zu heben. Mit dem nämlichen Vorrath von Steinen hätte sich etwas Geistigeres bauen lassen — wiewohl darum diese Gebäude nie aufhören werden, schöne, ehrwürdige und kunstreiche Denkmäler einer originellen und gesunden Empfindung zu bleiben. Welche Form indeß die bessere, und welche die gute sey, läßt sich bei Vergleichungen leicht bemerken, und es wird hoffentlich niemand zu finden seyn, der nicht einen großen Abstand und Unterschied, z. B. zwischen der hiesigen Franciscaner= und der herrlichen Theatinerkirche sollte gefühlt haben; allein es kömmt hiebei nicht nur die Form des Ganzen im Betracht, sondern Gebäude verhalten sich, wie der menschliche Körper, welcher dann am schönsten und vollkommensten ist, wenn jede Theile im gehörigen Verhältniß, und den Verrichtungen, wozu sie ihre Bestimmung erhalten, am fähigsten sind. Wären unsere Hände länger, unser Hals dicker, als sie gewöhnlich sind: so würden wir das Verunstaltende bald mit Mißvergnügen bemerken, wie wir dann des Unmäßigen an zu fetten oder zu magern Personen beim ersten Anblick gewahr werden. Dem zu Folge soll die Weite, Länge und Höhe der Kirchengebäude, die Höhe der Fenster und Kirchenthüren, die Weite des Chors ꝛc. im gleichen Verhältniß seyn, wenn sie Theile eines schönen Gebäudes seyn sollen. Man darf sich nur im Geiste einige derselben größer oder kleiner vorstellen, um sogleich das Unschickliche zu fühlen. Wem würde es nicht unausstehlich seyn, an einem kleinen Kirchlein die hiesigen Frauenthürme zu sehen? Und so verhält sichs, mehr oder weniger, mit jedem Ding, das von der Regel und Mittellinie des Schönen und Zweckmäßigen entfernt ist. Je geübter unser Verstand, und je gebildeter die Sinne: desto geschwinder und fühlbarer das Mißvergnügen, welches darüber in uns entsteht. Der Künstler, welcher zu der Dicke der Säulen in der hiesigen Frauenstiftskirche 7 Schuh gewählt, und mithin colossalische Formen hergestellt hat, welche das darüber ruhende dünne Gewölbe keineswegs fordert, glaubte ohne Zweifel durch ihre Dicke den Wohlstand und das Ansehen des Gebäudes zu befördern. Wäre die Breite der hiesigen St. Johanneskirche mit ihrer Höhe im Verhältniß, wie es Bauherr Asam gewünscht hat: so gehörte sie unter die herrlichsten Tempel, wie sie dann bereits unter die schönen gehört. So wird auch die Niedrigkeit der Seitenschiffe in einigen Kirchen Niemand entgehen, wie der Einfall, auf die Spitze eines hohen und oben zusammenlaufenden Kirchthurms eine Statue zu setzen. — Viereckige Behältnisse mit einer gleichlaufenden Oberdecke geben eine arme Idee, und werden gewöhnlich nur unter dem Namen der Säle den Kirchen beigezählt u. s. w. Doch dieß sey genug von der Bauart der Tempel, welche gegenwärtig nicht so leicht den Gefahren grober Verunstaltungen ausgesetzt ist. Desto allgemeiner und ahndungswürdiger ist die Geschmacklosigkeit an Verzierungen, womit man das Innere der Tempel, in der Meinung, sie zu schmücken, erfüllet. Wir können nicht oft genug Betrachtungen hierüber anstellen, und nicht zu eifrig seyn, das Bemerkte bekannt zu machen, da es Gegenstände, welche gerade auf unsere Einbildungskraft wirken, betrifft, und die Vorfälle alltäglich sind, wo es darauf ankömmt, das Vollkommnere von dem Mittelmäßigen und Ungereimten zu unterscheiden, und jenes zu wählen. Ich betrachte hier bei Verzierungen theils die Vorstellung und den Ausdruck der Bilder, theils die Art, selbe als Zierrathen anzubringen und zusammenzusetzen. Wie selten findet man beim Eintritt die Ordnung, welche man in dem Wohnzimmer eines ansehnlichen Mannes zu sehen gewohnt ist; so sehr ist gewöhnlich alles überhäuft, und ohne Geschmack und Wahl untereinander geworfen, große und kleine Statuen und Bilder von allerlei Formen und Farben, sitzend, hängend und schwebend, durchaus in einer geschmacklosen Verwirrung.

Was beim ersten Anblick in die Augen fällt, Altäre, Kanzel, Emporkirchen u. s. w. sollen, als untergeordnete Theile eines Ganzen, von der nämlichen Bauart und Farbe seyn, damit die Kirche nicht das Aussehen einer Kaufbude oder Kunstkammer, wo man die Werke aller Zeitalter sammelt, erhalte. Auch sollte man nicht zu erinnern brauchen, daß die Gesetze der Optik genau beobachtet, und das Entferntere mit dem Nahen im Verhältniß stehen soll. Die

vielen kleinen Gitter um die Seitenaltäre, welche letztere nicht erst sollen gesucht werden müssen, dienen einer einfachen Einrichtung gar nicht zur Zierde, und machen fast immer einen unangenehmen Eindruck, da sie an die Ursache erinnern, weshalb man sie hieher zu setzen für gut fand. Mit Einem Wort, was nicht dazu dient, die Hauptabsicht zu befördern, was vielmehr derselben hinderlich ist, indem es den Eindruck mindert und die Aufmerksamkeit zerstreuet, soll weggehoben und dafür das Wesentliche desto sorgfältiger in Acht genommen werden. Zu jenen gehören die ohne Nothwendigkeit an die Seitenwände der Kirche angehängten Bilder oder kleine Privataltärchen, welche zuweilen ein seltsames Gemisch verursachen, und den Unwissenden zu Nebenandachten Gelegenheit geben.

Statuen sollten eben so wenig an gefährlichen, als an ungeschickten Orten stehen. Zu jenen gehört die Gewohnheit, riesenmäßige Bilder auf hohe und schmale Gesimse, worauf sich ein Mensch nur kümmerlich erhalten würde, zu stellen, zu diesen aber der Gebrauch, von Engeln und andern Figuren ganze Emporkirchen und schwere Lasten tragen zu lassen. Auch scheint es mir, der Würde hoher Personen nicht allerdings gemäß zu seyn, wenn man z. B. die Evangelisten und andere Heilige in Lebensgröße an dem Ranf einer Predigtkanzel (wo man noch überdieß an das verborgene Eisen, das dieselben in diesem unnatürlichen Stand festhält, denken muß) herum sitzen läßt.

In Absicht auf die Zierde und den Putz ist hierin Jenes, was allenthalben die Regel ist, nämlich die karge und schmutzige Armuth, und die gesuchte und üppige Pracht zu vermeiden. Es wäre unanständig, einen Balken, in welchen, oben den Kopf anzuzeigen, ein Einschnitt gemacht wäre, für das Bild einer verehrungswürdigen Person gelten zu lassen; aber es ist nicht minder unanständig, dasselbe durch eine unmäßige Pracht, so, daß das Bild der kleinste Theil dessen wird, was man sieht, zu schmücken, und auf eine puppenmäßige Art zu verunstalten. So werden zuweilen ganze Altäre, so einzelne Gemälde und Statuen verelendet. Nicht nur, daß man auf jenen erstern das Schönste, was gemeiniglich auf denselben vorhanden ist, nämlich das Gemälde oft ganz mit den von dem Baldachin herabhängenden Lappen ganz zudeckt: so sammelt man an Festtagen nicht selten alles, was in dem Kirchenschatz vorhanden ist, und stellt es in Form einer Pyramide der Schau aus. Wenn man nur jederzeit zwei Dinge, die sich an Größe und äußerer Gestalt ähnlich sind, zusammenbringt, so, daß man eines zur Rechten, das andere zur Linken stellen kann: dann glaubt man sey alles vollkommen, und Leuchter, Blumenbüsche, Statuen und Dinge von allen Gestalten und Farben stehen untereinander. Manchmal ist das nämliche Bild, weil es öfter vorhanden ist, unter diesen Zierden auch öfter zugegen; und, wer will die Erfindungen alle erzählen, auf welche ein falscher Geschmack in finstern Zeiten verfallen ist. Eines der auffallendsten Dinge sind die vielen Lichter *), mit denen man zuweilen das Bild eines Heiligen, oder überhaupt den Altar wie gleichsam ganz besäet, auch vermittelst derselben verschiedene Figuren und Namen vorstellt, Dinge, welche in Spielbuden, wo man nun einmal etwas Glänzendes sehen und sich zerstreuen will, anständiger sind, als in Kirchen. Das Rituale romanum enthält hierüber die schönsten Verordnungen; allein sie sind dem gemeinen Manne so unbekannt, daß er sich wundert und ärgert, wenn jemand seine Pflicht erfüllt, dieselben bekannt zu machen.

Aber nichts geht vollends über den Unverstand, womit man die einzelnen Gemälde und Statuen, in der nämlichen Meinung, daß man sie ziere, mißhandelt. Ich will hier nichts von der alten Gewohnheit sagen, heiligen Personen Scheine um die Köpfe zu malen: man sieht Gemälde, wo auf die Häupter der Figuren Kronen und in ihre Hände Blumenkränze genagelt sind, um hier der Baldachinen nicht zu erwähnen, deren Größe, Farbe und Beschattung der Wirkung der Hauptsache höchst hinderlich ist. Den Statuen ergeht es noch ärger. Wem in der Welt sollte es einfallen, eine Statue mit Tuch, Seide u. dgl. zu bekleiden? Sie haben ja schon ihre Kleider, und

*) Es ist noch nicht so lange, als ich die Ausführung dieser geschmacklosen Idee auch auf dem hiesigen Theater sah. Alle Scenen waren dicht mit kleinen Lämpchen behangen, und alles war ein lauterer Glanz. Wie übel dieß dem Schauspieler bekommen muß, ist leicht zu erachten; aber nicht minder unangenehm ist es dem Zuschauer, der, wenn er einen Blick dahin wagt, eine Weile die erblindenden Augen zudrücken muß, um den Nächsten, der bei ihm sitzt, wieder zu sehen.

zwar die schönsten, die anständigsten, da sie ihnen der Künstler gewählt, und gemäß jenes Wohlstandes, wie sie für sein Werk passen, verfertiget hat. Entkleiden doch die Maler ihre Bilder in öffentlichen Kirchen sogar ins Nackte: warum soll die Kleidung des Bildhauers nicht hinlänglich seyn? Aber sie ist es nun einmal nicht, und die Absicht, Statuen zu kleiden, in der Meinung, sie zu verschönern, läßt schon vermuthen, welche Art von Verschönerung dieß seyn mag. Ich glaube nicht, daß ein Mann von Erziehung es dulden würde, wenn man, seine Anverwandten zu ehren, sie in einer Verzierung, welche man zu manchen Statuen wählt, darstellen wollte. Es ist lächerlich und ungeschickt, Statuen, zumal wenn sie trefflich geschnitzt sind, gepuderte Perücken aufzusetzen, eine Zierde, die zugleich alles Kostüm desjenigen Zeitalters, in welchem man sich das Bild denken muß, zuwider ist. Wenn man aber ein solches Bild noch obendrein mit Maschen, Ketten, Perlen, Amuletten, Münzen, Rosenkränzen und andern Dingen umhängt; wenn man dasselbe in einer Kleidung, welche niemals bei einem Volke des Erdbodens üblich, und eine gänzliche geschmacklose Erfindung einer schwärmerischen Einbildungskraft war, darstellt? Wenn man sie in diese nichts ausdrückende Kleidung so einhüllt, daß kaum das Gesicht und etliche Finger, und diese ganz mit verschiedenen Ringen überdeckt zu sehen sind? Wenn man diese unnatürliche Kleidung so auseinander zerrt, und zugleich in so seltsame und steife Falten zwingt, wie in der Natur unmöglich, welche sich ergeben können? — Nunmehr werde ich nicht erst sagen dürfen, was von dem größten Theil der Vorstellungen selbst, ich meine, von ihrem Ausdruck und ihrer Zusammensetzung zu halten, und ob diese der Würde und dem Endzweck, den sie erfüllen sollen, gemäß sey. Oft rührte die Erfindung, und alles Uebrige, was auf einem Gemälde zu sehen ist, von der ungebildeten Angebung desjenigen, der den Künstler bezahlt hat, her; eben so oft war auch selbst der Künstler, was die Wahl des Zeitpunkts, worin etwas dargestellt werden soll, betrifft, nicht weniger ungeschickt, etwas Vortreffliches auf die Bahn zu bringen, indem die Anfänger der Kunst in vielen Gegenden, seit undenklichen Zeiten, bloß Zeichnen und Farben auftragen lernen, ohne das Geringste von der Poesie und dem philosophischen Wesen ihrer Kunst zu lernen, oder sich mit solchen Schriften und Werken, welche den Verstand verfeinern und den Geschmack bilden, bekannt zu machen. Theils drückte sie also die niedrige und geistlose Denkungsart ihres Zeitalters zu Boden, theils hörten sie auf, ihrer Kunst einige Kraft zuzutrauen, indem sie ihre Arbeiten für Kirchen, allein als Gegenstände der Verehrung betrachteten. Daher wurden ihre Vorstellungen entweder leer und sachlos, oder Nachahmungen akademischer Akte und Stellungen, Früchte eines mißverstandenen Eifers, das Schwere und Schöne im mechanischen Theil der Kunst zu zeigen.

Ich muß aber hiebei wieder erinnern, daß man der Absicht, die Bilder, sie mögen hernach beschaffen seyn, wie sie wollen, zu verehren, hier einen Augenblick vergessen, und nur allein das, was den gesunden Künstlersinn betrifft, in Betrachtung ziehen muß. In dieser Rücksicht ist, däucht mich, das Bild oder die Statue einer schwangern Frauensperson, welcher man das Kind im Leibe stehen sieht (wie dann dieß mit dem Marienbilde geschieht), wenigstens eben so auffallend, als es eine andere Vorstellung, wenn man nicht schon daran gewöhnt wäre, seyn würde, jene nämlich, ein Kind vor allem Volk von der Mutter stillen zu lassen. So ist auch der Gedanke, die Schmerzen einer leidenden Person dadurch auszudrücken, daß man ihr große lange Degen oder Schwerter beiderseits aus dem Herzen stehen läßt, ohne allen Geschmack, und kein Künstler mit Verstand, wenn anders ihm die Wahl heimgestellt ist, wird sich dessen bedienen. Die Vorstellung, worin man den leidenden Heiland einen Dorn durch die herausgestreckte Zunge sticht, oder durch das Hirn hervorstehen, wo man ihm durch die Juden ins Angesicht speien läßt, ist, wie mir scheint, sowohl der Würde der Sache, als dem anständigen Künstlerausdruck eben so wenig gemäß, als jene Gewohnheit, das Bildniß des Heilandes ganz blutrünstig, geschwollen und verunstaltet vorzustellen. — Dieses Wenige sey genug, um diejenigen, deren Pflicht es längst gewesen, hierüber nachzudenken, auf das Viele, was hierin gefehlt werden mag, und dagegen auf die Beispiele großer Künstler und Dichter, welche zugleich Philosophen sind, aufmerksam zu machen. Möchte ich meine Leser, statt aller Ermahnung, vor das unvergleichliche Vesperbild in der hiesigen Gallerie, das ganz im Styl des Raphaels verfaßt, wenn es nicht selbst von ihm verfaßt ist, hinstellen, und sie

durch ihr eigenes Gefühl urtheilen lassen können, was wahrhaft schön und groß, und ganz dazu gemacht ist, Herzen wunderbar zu rühren, und sie zur hohen Liebe und Versöhnung, zur Andacht und zum erhabenen Wandeln in seliger Ruhe zu stimmen. Sieh, hier ist kein Schmuck und kein Glanz und keine Entstellung, sondern hier ist die Geschichte, wie sie war; hier ist einfache Erhabenheit der Form im erhabensten Leiden, so wie es die Bibel schildert, so wie Klopstock bemüht war, es mitzuschi[ldern]. Der Anblick dieses Gemäldes wirkt au[f] jeden, der sich ihm nähert, gleich dem sanft[e]sten Klaglied von Pergolesi; es ist ei[n] Meisterstück der einnehmendsten Beredsamkei[t] und würde bei unsern Kirchenverzierungen auc[h] in schwacher Nachahmung schöner stehen, al[s] die manchmal mit größter Pracht ausgeführte[n] Verziergedanken, die dem Herzen nichts sagen.

Ueber einige Gemälde aus der Gallerie zu München.

Ich erinnere mich so oft und gerne an jene Stelle des Horaz, wo er sagt, daß in Rom erst die Liebe zu Fechtspielen und Pferderennen, dann zu den Künsten des Marmors und Erzes, die herrschende Mode des öffentlichen Vergnügens geworden, und daß unter allen den Rasereien eines bald vorübergehenden Taumels, welche bei unsern Ergötzungen gewöhnlich zum Grunde liegen, jene, wo der Vater und der Sohn mit bekränztem Haupte speisen und Verse machen, die schönste, beste und wohlthätigste sey, die die Bürger ergreifen kann: denn hiebei meint er, lernte man jedermann Wohlwollen, sich mit wenigem begnügen, nichts fürchten, und immer eines heitern, gesetzten und großen Gemüths bleiben.

Und das denke ich denn allemal, wenn ich unsere Gallerie vorüber gehe, stelle mir die unbeschreiblichen Folgen vor, welche eine gleiche allgemeine Raserei, vermöge welcher man schöne Gemälde mit Leidenschaft lieben lernte, nach sich ziehen würde, und überlasse mich ganz den Vorstellungen des unsäglichen, vielfachen Guten, welches dies, wenn es in Erfüllung käme, stiften würde, stiften sollte.

Allerdings sollte es das, und hierüber können ein Paar Worte, im Vorbeigehen gesagt, nicht ganz überflüssig seyn. Ich möchte die Antworten nicht alle sammeln, welche man auf die Frage: warum man öffentliche Gallerien errichte, erhalten würde. Man denkt nicht immer daran, daß eine Bibliothek nicht für Schriftsteller, eine Schaubühne nicht für Schauspieler; sondern daß, in Betracht ihres ersten und letzten Endzwecks, beide zugegen seyen, einen größern Kreis, als der ihrer Person ist, zu erfüllen, nämlich dem Publikum so ausgebreitet, als sie können, zu nützen. Was soll das helfen, wenn zehn Homere und Xenophone, zehn Raphaele und Rubens in unserm Lande wären, und das Land höchstens ihre Namen verstünde und nichts von ihren Werken fühlte? Sammlungen zum öffentlichen Gebrauche und Genusse sind der öffentliche Schatz guter Begriffe und Gefühle, welche von da ausgehen sollen in unsere Häuser, und Wärme und Gesundheit verbreiten sollen über unsere Gedanken und Sitten; und nur nach dem Umlauf des Vortrefflichen und Geistigen, welches von jenen in das Publikum abfließt, will ich glauben, man besitze das wirklich, (und bewahre und hüte es nicht bloß) womit man, so bald man es eine Bibliothek oder Kunstsammlung nennt, ich weiß nicht, wie viel Großes, zu sagen meint.

Freilich dient eine Gallerie (wer sollte so etwas nicht wissen können?) auch vorzüglich und unmittelbar einem Künstler zur Bildung; wenn ers nun aber geworden, wenn er im Stande ist, etwas Würdiges darzustellen, selbst dahin zu stellen: warum thut ers, als um mitzutheilen? Warum schafft er etwas aus den Schätzen der Natur, als um jedermann das große Buch der Natur aufzuschließen, um jedermann die Wunder derselben, so, wie sie nach schweigenden ewigen Gesetzen erscheinen und eingerichtet sind, wahrnehmen, und Mitfühler zu machen? Es kömmt immer auf das Nämliche hinaus; alles was öffentlich ist, ist wegen uns allen.

Ich sehe dann aber eben dieß so selten! die herrlichsten Büchersammlungen, — und magere schwache Begriffe unter den Hauptmännern, und rohe Unwissenheit unter dem Volk! die herrlichsten Kunstsäle und die abgeschmacktesten Erfindungen einer ganz elenden Einbildungskraft überall, wo der Geschmack anordnet! Und dies so gar nicht selten!

Was mir daher schon im voraus leid thut, wann unsere hiesige Gemäldegallerie (unter den guten, die in der Welt sind, eine der besten) da stehen wird, daß es den grösten Meisterstücken ergehen möchte, wie es denselben gewöhnlich noch überall ergangen ist, wo man, so zu reden, über das Dogma der Kunst gestritten, und indeß das, was sie aus-

drückte, vergessen hat: dem möchte ich, so viel an mir liegt, zuvorkommen. Ich möchte den Theil des Publikums, welchem man nicht so genau zumuthet, daß er jeden Kunsttheil mit dem Auge des geübten Künstlers betrachten soll, dahin bringen, etwas Großes zu erwarten, und etwas Bessers zu finden, als wohl oft selbst der sogenannte Kenner zu suchen pflegt. Wozu dienten bisher gewöhnlich die Gallerien, so wie jene jährlichen Gemäldeausstellungen, als unter das Publikum eine gewisse Kennerschaft, welche die Sache allen Saft benimmt, zu vertheilen, und die Fertigkeit, beim Anblick eines Werkes viele Kunstwörter anzubringen, gemein zu machen?

Ich möchte etwas beitragen können, daß die Kultur der Kunst unter uns dadurch gewänne, daß selbe immer mehr und mehr von solchen, die sie nicht üben, geschätzt würde; daß es für diese eine Art von Stolz, Vergnügen und Glückseligkeit würde, ein gutes Stück zu besitzen, und davon mit Partheilichkeit und mit Eifersucht zu sprechen; und, mit einem Wort, daß die Sache der Kunst und der Künstler wieder einmal, was sie ehemals war, werden möchte.

Ehemals hatte die Kunst an jedem reichen Manne ihren Gönner. Als man noch nichts um die laquirten Wägen, und um die jetzigen schwülstigen Tapeziereien in Zimmern, welche oft mit jenen erstaunliche Summen kosten, und in einem Menschenalter als abgenutzt verfallen, als man noch um so viele seellose Moden, die nichts sagen, nichts wußte: da war die Kunst, welche sich noch gegenwärtig an der Stelle eines Gastes befindet, zu Haus. Wer es im Vermögen hatte, beeiferte sich, etwas in sein Zimmer zu schaffen, woran er sich laben, oder meinetwegen, womit er Stadt machen könnte. Noch findet man diese ehrwürdigen Denkmäler der ehemaligen Denkungsart in den Bürgershäusern der Reichs- und Handelsstädte, und manches besitzt, vielleicht ohne es selbst zu wissen, Meisterstücke, deren jetzt nicht jeder Große sich rühmen kann. Dies ist unter allen die schönste Mode, (wärs auch bloß Mode) die möglich ist. Es gewinnt nicht nur die Aufnahme der Kunst und der Muth der Künstler dabei, sondern das Beste des häuslichen, wirthschaftlichen und sittlichen Lebens wird dadurch befördert. Hier hat auch das Eingebildete, das man zu sehen und zu besitzen glaubt, indeß es vielleicht nicht zugegen ist, bessere Wirkungen, als in vielen andern Dingen das Wahre. Tausend Dinge, welche die Zufriedenheit des Herzens zerstören, vergißt, zerstreuet man dabei, und mit Leidenschaft lernt, und wird man gewöhnt, sich an dem Anblick eines Dinges, woraus man Ideen nach dem Vollkommnern schöpft, zu vergnügen, und sich mit einer Unterhaltung zu beschäftigen, die um das Geringste, das von selber nur möglich, aber im Vergleich mit andern unendlich voran bleibt, zu sagen, wenigstens (versteht sich, sittenlose Dinge ausgenommen) unschädlich ist. Man gewöhnt sich unvermerkt an etwas Menschlicheres und Edlers in allem seinen Thun, gewinnt unvermerkt einen Geschmack am Einfachern in seinem Aufwande, seiner Lebensart, und lernet auch, wenn man nicht wollte, einen großen Verstand schätzen, das man nunmehr, da Reichthum, und was dem nachfolgt, in Ehren ist, nie lernen wird.

Und was die Kunst anbelangt: je mehr sie getrieben wird, desto weniger wird darüber geschwätzt, desto weniger fällt mit seinem Wörterkram der Kunstrichter einem braven Künstler zur Last. Beide gewinnen, der arbeitet, und der, welcher Arbeit bestellet, und vor allen der Theil, wegen dem alles ist, — das Publikum.

Ist das Verlangen, daß dieß geschehen möchte, irgendwo mehr, als ein guter Wunsch, so bin ich da am ehesten berechtigt, alles Gute zu hoffen, wo auf gewisse Art, ich meine, auf die feierliche, mittheilende Art, wie etwa künftig geschehen möchte, das Publikum erst, so zu sagen, anfängt, auf die großen Werke des Geschmacks und der Wahrheit in Kunst und Nachahmung hin zu blicken, als wo man selbe schon seit langem vor Augen zu haben, und nichts zu sehen gewöhnt ist. Ich will es daher versuchen, durch einige wenige Schilderungen (wenn sie sich gleich gegen die Gemälde, wie Schatten gegen den Körper, verhalten mögen) zu zeigen, oder vielmehr erst weiter vermuthen zu lassen, wie vieles in den Werken liege, welche unser Gefühl stärken und unsere Nachbildung lenken. Es fehlt uns wie bei Dingen des Verstandes, nicht so fast an guten Büchern und Mustern, als an der rechten und nächsten Weise, dieselben zu benutzen, und mancher gute Schriftsteller hätt seinem Publikum einen eben so großen Dienst gethan, wenn er gelehrt hätte, wie man eine gute schon vorhandene Schrift lesen soll, al da er sich Mühe gab, selbes mit einer neuen

zu beschenken. Benutzung des besten Augenblicks, etwas darzustellen, Idee und Anordnung sind die vortrefflichsten und einladendsten Dinge, auf die ich wünschte, daß man Rücksicht nehmen, daß man etwas Gutes und Schönes erwarten möchte. Dieß ist das Erste jedes Kunststücks, und für den, der es einmal zu finden weiß, wird es bald ein Weg zu weitern Schritten seyn, die indeß immer wieder dahin zurückkommen werden. Man wird nicht lange von Schönheit des Umrisses urtheilen, ohne wissen zu wollen, was innerhalb der Oberfläche sich befinde, und auf gewisse Weise in eben dem Maße ein Maler zu werden, indem man ein Kenner seyn will.

Was ich dießmal liefere, ist nur ein Entwurf, dem ich gerne mit vollem Herzen mich überlassen hätte, wenn es nur möglich wäre, bei dem ersten Gemälde zu verweilen, und für das Redende, das in dem zweiten zugegen ist, einige Worte zu finden.

Der Kindermord von Rubens.

Auf unserer Gallerie eines der prächtigsten, geistigsten Gemälde, sohin eines der besten Gemälde in der Welt. (Es ist 9 Schuh 3 Zoll breit, 6 Schuh 6 Zoll hoch auf Holz gemalt.)

Der Kindermord, die grausamste, die gräßlichste, blutendste Scene, die sich malen läßt! Und Rubens hat sie gemalt! hat sie im höchsten Feuer sich vorgestellt, sie dargestellt und entworfen. Hier steht sie vor mir, und wahrhaftig, ich vergesse das Holz, und das bischen Farbe darauf, und entsetzte mich, hin zu sehen.

So vieler Menschenverstand und Geistesgegenwart, als hier mitten im Sturme lebt, kam selten unter unsere Geschäfte, und so eine Stärke belebte kaum jemals ein Kriegsheer.

Das Höchste und Heftigste, das die Natur in der äußersten Anstrengung, wo sich ihr selbst unbekannte Kräfte zur Hilfe darbieten, zu äußern pflegt, ist hier beisammen, ist hier in jeder Bewegung, in jedem Theile der Personen, gräßlich, wild und fürchterlich, in allen Körpern, und in den zerfetzten Gewändern, die von den Körpern fallen.

Wer will, kann sich vorstellen, wie ers gemacht haben würde. Ich mag das nicht thun, nachdem ich sehe, wie es Rubens gemacht hat.

Das Gemälde ist in drei Haupttheile, und diese sind in verschiedene Gruppen eingetheilt, wo bei der schönsten Anordnung die möglichste Unordnung, und alles in Gewühl, und Schweiß, und Arbeit begriffen ist; alles so im Gewitter aus einander gesprengt, und zusammen gedrängt zugleich so im Aufruhr — ich möchte sagen, was ist gegen diese Scene eine Männerschlacht, das Morden des bepanzerten Mannes, der am Fuße des Feindes hängt?

Das Morden geschieht in einem großen Vorhofe eines Pallasts, nach welchem linker Seits, unter einem steinernen Vorgiebel, der mit prächtigen Säulen unterstützt ist, eine runde, offne und breite Stiege führt. Rechter Seits sieht man in einer kleinen Entfernung ein bereits sinkendes Gebäude, und in der Mitte ist eine Oeffnung und Aussicht auf das Feld. Dahinab nun in den Hof hatten sich die Bethlehemitinnen, Vornehme und Gemeine, wohl noch, weil der König sie sehen wollte, in ihren besten Kleidern versammelt, und sich jede einzeln, jetzt in der Vergleichung mit andern, wohl vielleicht etwas bessers zu seyn gedünkt, als sie zu Haus an sich wahrgenommen hatte.

Und wie sie so da standen im mütterlichen Stolze und Erwartung, daß der König erscheinen möchte —

Ueberfall, Staunen, Entsetzen, Raub, Ohnmacht, Schrecken, Dahinsinken, höchste Anstrengung, Bluten, Verachtung aller Gefahr, Geschrei, Aechzen, lebendiger Ruf bis an die Himmeln zum lebendigen Gott!

Ich bin verlegen, was ich zuerst wählen, was ich zuerst sagen, wie ich ähnlich — das kann ich nicht. Nur der konnte es, der es entworfen hat.

In der Mitte des Gemäldes steht die einzige einzelne Person, die man zu sehen bekömmt, eine ausnehmend schöne Frau, und gemäß ihrer Kleidung, so zu sagen, die Königin unter den Frauen. Ihre wohlgehaltene Gestalt und ansehnliches Wesen sagt deutlich, daß sie in ihrem Leben wenig Kränkendes empfunden, noch weniger jemals einen Begriff von einer Grausamkeit, wie die gegenwärtige ist, geahndet habe. Ihr zur Rechten liegen zwei Kinder auf einander, deren das Untere mit dem Gesicht auf der Erde ausgeblutet und erblaßt, das Obere noch in den letzten Kräm-

pfungen zu leiden scheint. Ob nun eines dieser Kinder der ansehnlichen Frau gehörte, oder nicht, ihr ist das Ihrige bereits entrissen; sie hält das blutende Tuch zwischen beiden Händen, und zeigt es mit emporgestreckten Armen gegen Himmel, wohin sie mit dahin gerichtetem Angesicht aus aller Macht rufet. Eine große heiße Thräne rinnt ihr vom rechten Aug die Wange herunter. Man sieht nie das Bild an, und verläßt es nie, ohne sie noch einmal anzusehen. Sie rufet zum Erbarmer und Richter im Himmel.

Die Gruppe rechter Hand bestehet aus einer vielfachen Handlung in eine einzige zusammen gebracht. Ein grauser, wilder, überaus starker Kerl, mit einer Thierhaut, welche noch rechtsseits zu sehen ist, bekleidet, umschlingt mit dem rechten Arm um die Mitte, und hält ein Kind, das beide Aermlein aus einander streckt, von sich weg, empor, und ein anderer greift dem schreienden Kind, das auf diese Weise in der Mitte schwebt, durch das linke Aermlein an die goldgelben Haare, und mit der aufgehobenen Rechten sticht er das jammerrufende Kind mit einem Degen gerade ins Herz, mit einer Gewalt, daß die Spitze diesen Augenblick auf der andern Seite hervor kommen wird. Er gibt sich Kraft, indem er die Zähne zusammen beißt, und strenget auf eine gräßliche Art die Augen an, um zwischen die Rippen zu kommen, und des Herzens nicht zu verfehlen. Er schwingt sich ordentlich in die Höhe, und tritt mit dem rechten Fuß nach aller seiner Schwere auf die Schenkel einer Frau, die zwischen den Füßen jenes grausen Kerls, auf der Erde (das Angesicht dahin gewendet) liegt, und ihr todtes um den Hals blutiges Kind mit beiden Armen umfasset, und an das Herz drückt. Die schönen braunen Haare, ganz aufgelößt, sind über die Stirne, welche dadurch bedeckt wird, und über den linken Arm gefallen, womit sie den Kopf des Kindleins umschließet. Sie fühlt nichts von dem harten Tritt, und liegt in einer Betäubung von Schmerzen, und will, gleich den Töchtern der Niobe, zu Stein werden. Neben dem Mörder liegt auf dem Rücken dahin gestreckt ein über alle Beschreibung holdseliges Knäblein, über dem sich ein Hund hervordrängt, das Blut aufzulecken.

Aber jener erste schreckliche Kerl mit dem starken Knochenbau, der mit seinem rechten Arm das Kind dem andern zum Mord hält, greift zu gleicher Zeit mit seiner linken Hand abwärts nach einem Knäblein, das er aber nun eben noch bei dem Hemdlein erwischt hat. Dieses liegt auf dem Schoos einer sehr jungen Frau, welche sich mit dem einen Knie nach der Erde gebeugt, und, indem sie ihr Kind mit der linken Hand fest hält, mit der Rechten den grausamen Unmenschen, gegen welchen sie ein leichtes Rohr ist, vergebens von sich drückt. Sie sieht mit Entsetzen und vieler Erwartung, als wäre ihr noch kaum recht begreiflich, was geschehen sollte, nach jenem Kind, das eben getödtet wird; — indeß ihr vom Rücken eine gemeinere Frau, welcher die langen Haare über den ganzen Leib rückwärts hinab sträuben, mit der losgelassensten Wuth einer, ich möchte sagen, thierischen Wildheit, alle ihre ausgespreiteten Finger oder Krallen ihm ins Gesicht gräbt, und mit einem gewaltsamen Riß, womit sie hinter sich setzt, indem sie, um weit springen zu können, mit dem etwas von der Erde gehobenen Fuß ausholt, den ganzen Backen ihm vom Gesicht reißt. Schon hat sie ihn um die Augen tief verwundet, und ihr gewaltsam vorgestrecktes Kinn, und ihre strotzenden Adern drohen, daß sie den Kerl zerfetzen will, der über den Schmerz ein grimmiges Brüllen erhebt. Den Kerl zu retten, laufen von der Treppe des Schlosses vier Soldaten eilfertig herab, und der erste richtet mit Wuth seinen Speer nach dem Weibe, es zu durchbohren.

Ich will nicht weiter beschreiben. Es ist eine schreckliche Scene, und doch nur eine Vorbereitung zu dem, was in der Gruppe linker Seits vorgeht.

Diese bestehet aus vier einzelnen Scenen, deren immer eine gräßlicher, denn die andere ist.

Neben der Stiege liegt rückwärts und stützt sich ein schönes Weib mit der linken Hand fest an die Erde, um ihren halb empor gerichteten Oberleib, um den Kopf in der Höhe zu erhalten; und mit der rechten Hand fängt und hält sie einem Soldaten das spitzige, scharfe, zweischneidige Messer auf, welches jener nach ihrem Söhnlein zustoßen will. Dieses liegt ganz entblößt, und mit dem vordern süßen Körperchen auf dem Mutterschooße, und hebt, den linken Arm über den Kopf geworfen, seine blauen unschuldigen Aeuglein gegen den Mörder auf. Dies ist der peinlichste Augenblick im ganzen Gemälde. Das Kind ist bereits allein in der Gewalt des Soldaten, der sich bückt, und mit der linken Hand dasselbe an

der rechten Schulter faßt, und mit dem Messer in seiner rechten Hand nach aller Macht zudrückt. Er hat das Messer in der Hand der Mutter, womit diese es umgreift, bereits auf- und niedergezogen. Die Hand blutet über und über, und den Augenblick, wo das Messer ausklitschen, oder die Finger durchschnitten seyn werden, wird es das ganz wehrlose Kind durchbohren. Daß Schrecken und Entsetzen, mit dem die todtblasse Mutter zu dem unbarmherzigen Mörder um Schonung auffleht, fühlt jeder mit Schaudern, auch wenn er nie etwas gefühlt hätte. Und er wünscht an der Stelle eines gemeinen Weibes zu seyn, das dem Mörder mit allem Grimm in die Haare fällt, und ihn rückwärts zurück zieht. Es hat ihn so gut gefaßt, daß sich das Weiße in den Augen mit dem etwas seitwärts gezerrten Kopfe nach ihr treibt.

Etliche Stufen über der Stiege bemühet sich eine gleichfalls vornehme Frau (denn sie ist, wie oben die letztere, mit einem blauen seidenen Oberrock bekleidet) — die sich schon lange mit dem über ihr mit schon blutigem und gezücktem Dolch stehenden Mann herum gerauft hat, (sie ist ganz in Unordnung, und die Haare sind ihr hinab gezaust) ihr vermuthlich bereits verwundetes Kind in ihr Kleid zu wickeln, und in ihrem Schooß zu verbergen. Sie neigt sich über selbes, so daß ihm der Mörder nicht beikommen kann, hält es auf dem linken Knie, worauf sie sich niedergelassen, mit beiden Händen fest, und beißt, da sie in dieser Stellung keine andere Wehre hat, dem Elenden aus aller Macht in den Arm, in dessen Fleisch sie hinein fällt, daß sich die Haut ringsum zusammen zieht. — Ueber diesen, an einem Säulengesims, liegen todte Kinder.

Vorwärts auf der Stiege trägt einer von der Wache auf seiner linken Schulter ein Kind davon, das in der umgekehrten Stellung nach der sich hinan drängenden Mutter schreiet, und die rechte Hand, worin er einen Dolch, von dem das Blut träuft, hält, setzt er dieser auf das Herz, und drückt sie rückwärts nieder, und zum Fall. Sie fängt eben zu stürzen an, und hält sich nur noch an dem rechten Aermlein des Kindes fest, das sie mit ihrer linken Hand mit allen Kräften herab und nach sich zieht.

Zwischen dieser und der letzten schreiet eine ansehnliche gelb gekleidete Frau, mit empor gestreckten Händen nach einem Soldaten, der mit ihrem Kinde, bereits etwas weit von ihr, die Stiege hinauf läuft, und selbes, unter sich gekehrt, nur bei dem Schenkel des einen Fußes über seine linke Schulter mit beiden Händen fest hält, um es oben mit dem Kopf an eine Säule zu schmettern, wie dieß eben über ihm ein anderer verübet. Diese Soldaten befinden sich bereits und zuoberst in der dritten mittlern Gruppe, an welcher ganz unten, und wie ich anfangs sagte, in der Mitte des Gemäldes, jene ansehnliche gegen Himmel rufende Frau steht, deren ich, als der ersten erwähnt habe. Gleich neben ihr, und auf der ersten Stufe der Stiege sinket eine ohnmächtige, oder vielmehr sterbende Frau, ihr todtes Kind vor sich ans Herz gedrückt, einer andern, die ihre glühenden, thränenvollen Augen gegen Himmel hebt, in die Arme. Jener ihre Augen schließen sich, und ihr Mund fällt zu, und ihr ganzes Sinken zeigt an, sie werde beide nie wieder öffnen; indeß bei der nächsten Frau, die nach ihr, und höher, als sie steht, jedes Glied in Bewegung ist, und alles, was an ihr lebt, sich vereinigt, um das Leben ihres Kindes zu erflehen. Ein überaus rührendes Bild! Der Soldat, an den sie sich richtet, trägt zwei Kinder die Stiege hinan, deren er das eine über der linken Schulter, das Köpfchen hinab gekehrt, das andere und das Ihrige in seinem rechten Arm hernieder hält, in welchem das Kind, den Rücken einwärts gekrümmt, mit dem Kopf hinabwärts liegt, und das Gesicht der Mutter zukehrt, und nach ihr die beiden Aermlein hinab streckt, mit so einem ihr ohnehin schon volles Mitleiden und Beistehen fodernden Blick, mit so vielem Weinen der Hilflosigkeit, daß jeder, der dieß Kind ansieht, in Gedanken auf das Bild näher zugeht, und etwas beginnen will, bis er wahrnimmt, es sey nicht möglich, sich in die Sache zu legen. Die Mutter aber streckt mit aller Inbrunst des Flehens ihre Arme dem Kind entgegen, und indem sie ihre Augen auf den Soldaten richtet, der sich nach ihr freiwillig gekehrt zu haben scheint — Hier kommen die wahren Worte. Ich höre, auch da ich es nicht vernehme, was sie ihm sagen wird, Worte, die jede Mutter auf Erden in gleichen Umständen ihm sagen würde. Und erinnert mich das an jene rührende Ausdrücke des zwischen Himmel und Erden, und im Angesicht zweier Kriegsheere, und der königlichen Familie um sein Leben flehenden Königssohns, das ihm kein anderer Mensch, als eben der Pius Aeneas,

versagt haben würde: Fuit et tibi talis Anchises genitor.

Doch, man komme mit einem Herzen, einer Fassung, Kenntniß und Vorbereitung, mit welcher man will: jeder trifft hier seine Scene, die ihn rühren wird, an, jeder sein Gesicht, seine Stellung, bei der er stehen bleiben, bei der er zürnen, schaudern, erschrecken, und retten wollen, und weinen wird.

Von einem hohen, etwas heimlichen Erker des Pallastes, sehen zwei Bethlehemiter dem Morden zu, wahrscheinlich Herodes selbst, wie an dem Gesichte des einen, worin ganz jene, den Wütherichen eigne Feigheit liegt, zu erkennen ist.

Nach dem Felde zu reißen einige Weiber, mit den Kindern an ihren Herzen, mit beflügelter Eilfertigkeit aus, und ein Trupp Reiter wartet in einiger Ferne, die Flüchtigen einzuholen. Schon hat eine ihr Haus erreicht, hebt schon den Fuß, ihre Schwelle zu betreten: siehe, da greift sie ein elender Kerl, der sie eben einholt, bei den fliegenden Haaren. Ein Paar andere raufen sich mit den Soldaten auf dem Felde herum.

Von diesen Flüchtigen vernehmen die Männer und Väter, was im Pallaste des Herodes geschehe. Die Nachricht setzt sie außer sich selbst, hebt den Unterschied zwischen König und Knecht auf. Sie besinnen sich nicht, was sie thun wollen; sie thuns. Zwischen einer zerfallenden Halle, rechter Seits des Gemäldes, rennen ein Paar in rasender Verzweiflung heran. Das Entsetzen liegt, wie ein Ungewitter, auf ihren Gesichtern, und ihre Haare sträuben sich vor Grimm. Der eine, ein Greis, hat einen schweren Stein, den zu schleudern er nur jetzt Kraft hat, in seiner schwellenden Rechten, und der etwas jüngere Mann, der neben ihm herläuft, ballet beide Fäuste entsetzlich. Beide senden nach dem Vorhof, von dem sie bereits das Geschrei hören, verzehrende Blicke; sie werden mit allen es aufnehmen.

Sowohl aus der Unordnung, worin sich sowohl die Soldaten, die fast alle ihre Pickelhauben verloren haben, als die Frauen befinden, denen die Kleider aufgerissen, und die Haare zerzaust, aus den Stellungen, worein diese letztern eben gestürzt sind, läßt sich auf die verschiedenen Arten der verzweifeltsten Kämpfe schließen, mit denen sich die trostlosen Mütter zur Gegenwehr stellten, und in die Waffen sich warfen.

Wer das Gemälde ansieht, er möge nun Feuer und Wahrheit im Ausdrucke, kühne Stellungen, schöne Gewänder suchen: hier wird er sie, wie eine kleine Iliade, für sein Studium finden. Daß Rubens Farbengebung nicht immer seine Hauptsorge war, ist bekannt; aber die Wahl derselben, eine jede da anzuwenden, wo sie der schönsten Wirkung fähig war, ist es darum nicht weniger. Jene erste, welche in der Mitte steht, ist mit einem rothsammeten Unterrock, der unten mit Hermelin verbrämt, und oben über das Hemd geschnürt ist, und über jenem mit einem schwarzen Oberkleid angezogen, das sie leicht nachschleppt, und linker Seits, wodurch ein gelbes seidenes Futter zum Vorschein kömmt, aufgeschürzt hat. Die übrigen haben blaue oder rothe Oberkleider, so wie es diente, ihre Gestalten am besten zu erheben. Alle, an denen der Kopf nicht gelitten hat, haben die Haare geflochten, und die Vornehmen tragen einen Kamm und Ohrenring. —

Christus sitzet zu Gericht.

Man sollte kaum meinen, sehe mans nicht wieder am Geist und Ausdruck, daß dieses Gemälde voll häuslicher, wiewohl großer Natur, einen Verfasser mit jenem des Kindermords habe. So still und friedsam geschieht hier alles, wie in jenem ersten alles in tobendem Aufruhr, alles brausend und wüthend war. Man mag dieses oder jenes zuerst betrachten: so wird man geneigt seyn, zu behaupten, diese wäre die erste und einzige Lieblingsfassung vom Rubens gewesen, hier wäre es ihm am besten geglückt; und sieht man nun etwas anders, wo das Gegentheil dieser Fassung zugegen ist: so möchte man von ihm sogleich auch das Gegentheil sagen. Es erfüllt uns andere, die wir gewöhnlich nur, wie wir selbst uns ausdrücken, für Ein Ding gemacht, und für dies einzige sehr mittelmäßig gebildet sind, — es erfüllt uns andere mit Schauder, uns einen Geist dieser Größe zu denken, dem nichts unerreichbar ist, der alles umfaßt mit gleich scharfem Blick, wie jemand vom Shakespear sagt, Sonnen und Sonnenstäubchen, den Elephanten und die Milbe, den Engel und den Wurm; — der mit gleich meisterhaftem

Pinsel schildert den Menschen und den Kaliban, den Mann und das Weib, den Helden und den Schurken, den Weisen und den Narren, die große und die schwache, die reizende und die häßliche Seite der menschlichen Natur. Ich füge dieses überaus schöne Gemälde einiger Maßen zur Schadloshaltung des ersteren, und sohin darum bei, um mich eben so zu ermuntern, als mich jenes betrübt hat. Ich kenne auch nichts, kein Buch und kein Gedicht, wo so gar alles, was im Leben vorgeht, wo die Geschichte unsers Lebens in einem solchen kurzen Auszug, und in dieser Bedeutung beisammen wäre. Diese Arten des Geistes und menschlicher Philosophie sind es, durch die von jeher alles geschehen ist, und künftig unter verschiedenen Kleidungen und Ständen geschehen wird.

Auf dem Gemälde sind acht, aber eigentlich nur sechs Hauptpersonen, die zur Handlung gehören, und auf diesem engen Raum von Leinwand in bewunderungswürdigen Stellen und Absonderungen sich befinden. Unter einem grünen, ganz einfachen Baldachin sitzt Christus, legt mit einer entzückenden Ungezwungenheit die linke Hand auf die Lehne des Sessels, und läßt die rechte auf den mit einem grünen und gestickten Teppich überzogenen Tisch sinken, über eine Schrift, die daselbst liegt; ist und bleibt überhaupt nur er allein; so willig alles! so auf göttliche Art billig, duldend, und in Ruhe schwebend alles an seiner ganzen Gestalt! Man fühlt gleich, er sey der Erhabenste unter ihnen, er sey unterrichtet von allem, und seiner Sache gewiß. Und wer ihn in dieser schweigenden Großheit bei jeder andern Gelegenheit sich entgegen kommen sähe, würde, ohne ihn zu fürchten, mit einer süßen Ehrfurcht gegen ihn aufblicken, und sein Gesicht wählen, wenn er ein Künstler, und eben in der Arbeit begriffen wäre, denjenigen darzustellen, der von sich sagte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Ihm zur Rechten sitzt Petrus, als Geheimschreiber und Protokollist dieses Gerichts. Er ist, nach meinem Gefühl, die Hauptfigur, welche alle die übrigen erklärt und beleuchtet; welche nicht gesehen zu haben, (ich trage kein Bedenken, mich des Ausdrucks eines Alten in Betreff des Wunderbildes zu Elis zu bedienen) ein kleines Unglück ist. Ein Kopf, und darin ein Aug so voller Heiterkeit, so voller heimlichen Fröhlichkeit — doch ich will ehe von den übrigen Personen reden, und dann zu ihm zurück kommen, als bei dem auch jeder Nichtkenner, wenn er nur immer ein bischen Gefühl mitbringt, zuerst und zuletzt verweilen wird.

Unten am Tische, auf der Seite des Petrus, knieen ein Paar deutsche grundehrliche Bürgersleute, ein häusliches treues Ehepaar, Mann und Weib. Das wird wohl keine Seele verkennen, wer diese Leute gewesen, und wie gottesfürchtig, und ganz und gar redlich sie gelebt haben. Und was dabei zu jedermanns Trost und Stolz gereicht: so sind es Gesichter, die jedermann oft gesehen, gut gekannt zu haben glaubt. Man sieht an beiden, daß sie durch eine ruhige Gemüthsfassung und einfache Kost nach der Arbeit, sich bis zu den Greisjahren, an welche sie gränzen, die blühende Gesundheit erhalten, welche auf ihren Gesichtern und ihren vollen Gliedern erscheinet. Diese saftige Röthe zeugt von innerer Kraft und wohlbehaltener Stärke, und von ungeschwächter Festigkeit sein scharfes blitzendes Männeraug. Mit einem Wort, es sind ein Paar Leute, die ihr Lebelang Gott und dem Land treu dienten, dem Dürftigen und Leidenden, so gut sie konnten, beisprangen, und keine Pflicht unerfüllt ließen: er, ein Mann, bei welchem ein Handschlag galt; sie, eine Mutter, die der Tochter nichts nachsah, und eine Hauswirthin, die beim Hahnengeschrei wach geworden.

Dennoch sind sie beide voll Demuth, und nicht ohne heimlichen Kummer, ob sie bei dem Richter bestehen werden. So, wie sie ihre Hände, an deren Bildung und Härte man ihr Tagwerk erkennet, zum Bitten falten, scheinen sie sich auf nichts mit Zuversicht, als darauf zu verlassen, daß sie es ganz ehrlich und redlich gemeinet haben.

Hinter diesen, und nur mit dem halben Leib (da ein Engel, von dem ich gleich reden werde, vorstehet) sichtbar, befindet sich ein geschorner, sehr ausgemergelter Kopf mit einem blassen, melancholischen Gesicht voll Sorgen und Kasteiungen. Seine ganze Gestalt ist das Gegentheil der vorigen, und man sieht ganz wohl, seine Gedanken müßten weiter, als über die Erde gegangen, und sein entflammtes Herz müßte in Entzückungen oft über die Sterne gewandelt seyn. Ein unüberwindliches Ausharren auf dem Vorsatze, den er sich einmal faßte, traue ich ihm zu, und große Opfer für das Ueberirdische, und eine Liebe bis in den

Tod. Zum Außerordentlichen ist er geneigt und zum Schweren, das nicht jeder erreichen kann. Er verlegte sich darauf, sich nie etwas zu gut zu thun, und was schon hart war, machte er sich noch härter. Er wollte nicht bloß demüthig, sondern er wollte erniedrigt seyn; und Einfälle, die sich mit der Tugend nicht vertragen, wegzubringen, war er im Stande, sich auf eine grausame Art in Dörnern zu wälzen, und seinen Leib hieß er nur seinen Esel. — Ich setze nichts überflüßiges hinzu. Man liest das, ohne geübte Augen, und noch mehr, auf seinem Angesicht, und in der sich verdemüthigenden Senkung seines Kopfes, seitwärts und hernieden, welche schon ganz zur Natur ihm geworden.

Er blicket mit größter Aufmerksamkeit und Erwartung nach dem, welcher vor dem göttlichen Richter knieet, und ist nicht ohne heilige Sorge, wie es demselben ergehen werde.

Dieser, wie gesagt, knieet vor dem Richter, mit geradem aufgerichtetem Körper und Haupt, in dessen Aufhebung und der festen Richtung des Halses dasjenige liegt, was man Erhabenheit, oder Rechtfertigung seines Wandels nennen möchte. Er ist ganz aufgeheiterten Angesichts, und scheinet sich vor nichts zu fürchten; er scheint sich vielmehr nach diesem Zeitpunkt, wo seine Thaten verklärt werden sollten, gesehnt zu haben. Er scheint schon zu wissen, was geschehen wird, und nun zu erwarten. Ich will nichts weiter hinzusetzen, und nur des seltsamen Einfalles gedenken, den der gute Rubens hiebei angebracht oder hineingelegt, oder losgelassen hat, dieser Figur die Kleidung eines Geistlichen, und zumal (wie wenigstens mir vorkam) eines Jesuiten zu geben.

Aber diesem letztern sey, wie ihm wolle; auch dieses gänzlich bei Seite gesetzt: so wird diese knieende Person vorzüglich dem Petrus wichtig, welcher die belebende Seele des Gemäldes ist. Ich habe kaum noch einen solchen Kopf in meinem Leben gesehen! und Rubens hat kaum eine fröhlichere Stunde in seinem Leben genossen, als wie er die Idee dieses Kopfes entworfen hat. Petrus lehnt sich in etwas gegen den Tisch hinein, läßt die linke Hand nachlässig um den rechten Arm sinken, und hält mit der rechten die Feder an den Mund, an welcher er fiselt und naget, und dazu leise den Mund krümmt, und mit dem etwas seitwärts gekehrten Kopf auf den Knieenden hinab schielt, mit einem so schalkhaften und doch etwas verheimelten Lächeln im Mund und Aug. Man sollte einem Petrus dieses schlaue Wesen im Hinterhalt kaum zugetraut haben. Er hat sich auf diesen Augenblick schon lange gefreuet; er versüßt ihm sein Amt; er wird dieß ihm noch oft durch die bloße Erinnerung thun. Ich will doch sehen, sagt er, wie das sich endigen wird.

Den Knieenden hält, aus einer Ursache, die ich nicht ganz errathen kann oder mag, ein Engel an beiden Schultern, und hinter Petrus und Christus steht eine dritte Person, vermuthlich ein Apostel, jünger als Petrus, der mit scharfer Ernsthaftigkeit auf den, der bekennen oder gerichtet werden sollte, hinabsieht.

Wie es doch möglich ist, daß ein einziges solches Gemälde, die Trägheit, die mechanische Ruhe der gewöhnlichen Künstler nicht zertheile, ihren bloß körperlichen Sinn, womit sie so oft alles ansehen, nicht ein wenig veredeln, sie nicht etwas Höheres in ihrem Berufe ahnden lasse, als Faltenwurf und Farbe, Dinge, die ganz gut, aber nur immer nichts, als der Weg sind, auf welchem man zur Hauptsache schreiten und eilen soll? Wie doch sie die einzigen, denen das Recht, alles zu versuchen, zugestanden ist, sich dessen gerade am wenigsten bedienen, immer nur, was andere waren, seyn, so gar selten selbst etwas seyn wollen? Für einen Künstler lebt alles in der Natur auf eine ganz besondere Art, und immer soll er, was er sieht und fühlt, mittheilen und darstellen wollen. Er soll das Vollkommenste erreichen wollen, so wird er weniger spät zum Vollkommenen gelangen, und bei Dingen, welche er sich nicht Zeit nahm, während seines Fluges, alle einzeln aufzusammeln, unsere Nachsicht verdienen. Es thut mir leid, daß Rubens an der Seite vieler Koloristen am Auftragen der Farben verliert; da findet man an diesen keine Stelle, die nicht recht dicht übermalt, woran nicht alles mit der letzten Hand vollendet seyn sollte, wie dann dieß auch ganz gewiß an und für sich jedes Mannes Schuldigkeit ist. Hat man aber dieses alles angeschauet, gezählet und ausgemessen: so will man auch weiter nichts mehr suchen, und kehrt dahin, wohin man durch wirkliches Leben gezogen wird. Wenn ich einen feurigen Ausdruck, einen kühnen Entwurf, wobei gleichwohl die Ausführung der Idee nicht gleich kömmt, sehe, so denke

ich: hat der Mann da ein Versehen, und dort eine Nachlässigkeit begangen, hat wohl gar, wenn man die Sache recht genau schulfüchseln wollte, einen Finger zu kurz, und etwas an den Füßen zu lang gemacht, und hat bei allem dem das Werk doch vortrefflich hergestellt: was würde daraus geworden seyn, wenn ihm auch jenes geglückt wäre? Aber wo ich nichts von einer menschlichen Seele finde, und indessen viele Anstrengung, Kunst und Mühe sehe, da denke ich: hat der Mann bei dieser genauen Zeichnung, bei diesem schönen Kolorit so gar nichts gesagt, so gar gemeine Dinge hergestellt: was würde da geworden seyn, wenn er noch erst das Knie zu lang, oder die eine Kniescheibe zu kurz gemacht hätte? —

Sollte auch ein kleiner Theil der Leser ein Vergnügen an diesen Beschreibungen finden: so ist dieß Aufmunterung genug für mich, Ihnen noch eine, die gegenwärtige Fortsetzung, zu empfehlen. Viele Dinge gleichen den Denkmälern, welche zuweilen ein Wanderer an unbewohntern, oder stillern Orten zum Andenken seines Hierseyns zu sehen pflegt. So ungesehen sie manches Zeitalter liegen: doch findet sie einmal eine gleichgestimmte Seele, welche ein günstiges Ungefähr dahin geführt hat; dann schmelzen die Herzen derjenigen, die sich nie einander sahen, in Liebe zusammen: und wer weiß, (wenn das Denkmal von Wichtigkeit ist) setzt nicht der Nachtheil eines Einzigen die Herzen Vieler in Flammen.

Ein solches Denkmal, so selten erkannt und genossen, ist der geistige Verstand des Künstlers in seinen Werken von vorzüglichem Werthe. In der Art, wie selbe angelegt, in den Absichten, welche damit verbunden sind, liegt das Unsterbliche, das demjenigen, der es darin finden, und sich es erklären kann, zu großem Vorhaben stärkt. Man sieht die Fußstapfen eines außerordentlichen Menschen auf einem Pfade, den wenige betreten haben, und wird hingerissen, denselben zu folgen.

Ich erinnere mich, Empfindungen eines jungen Menschen über Glucks Bildniß gelesen zu haben, worin er uns in einer Sprache, welche eine lautere Ode ist, sagt, was ihm daran erschienen ist. Wer dieser verliebten Begeisterung fähig ist, der verräth, däucht mir, Talente zur Kunst, und der darf nur nicht mit allem Fleiße irre geführt werden, um zum Tempel des Ruhmes zu gelangen. Ich wünschte, daß man die Anfänger in der Kunst auf alle Art aufmuntern möchte, Gemälde, welche mit Begeisterung entworfen sind, mit diesem Auge voll schöner Schwärmerei zu betrachten, und ihren Geschmack nach Leben und Bedeutung zu richten.

Die zwei folgenden Gemälde sind vom Dominikus Zampieri, sonst Dominichino genannt. Sie sind auf Leinwand gemalt; das erste ist 7 Fuß 4 Zoll breit, 5 Fuß hoch. Das zweite 9 Fuß 11½ Zoll breit, 7 Fuß 8 Zoll hoch.

Herkules mordet seine Kinder und Gemahlin Megara. Wie die Gottheiten der Alten, Sinnbilder physischer Kräfte, geistiger Eigenschaften sind,*) so sind die sogenannten Halbgötter Ideale vollkommener Menschen, oder, welches eines ist, solcher Menschen, deren Betrachtung und Nachahmung zur Vollkommenheit führt. Und Herkules steht an der Spitze derselben. Die Geschichte läßt ihn himmlischer Abkunft, höherer Natur seyn, läßt ihn dann durch seine schöne Wahl am Scheideweg sich für die Bestimmung eines rechtschaffenen und beherzteren Mannes erklären, dann unter schweren Arbeiten und Mühseligkeiten, als einen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts die Erde durchwandern, und vermählt ihn zuletzt mit Hebe, der Göttin der ewigen Jugend. Sie gibt ihm den höchsten Körper- und Seelenadel, und, was nothwendig damit verbunden ist, die Heldengesinnung, nie zu unterliegen, und alles, was des Menschen Kraft vermag, für die Menschheit zu thun. Er setzte gedrückte Völker in Freiheit, vereinigte sie unter Gesetzen, lehrte sie den Ackerbau, brachte ihnen Sitten bei, und die sanfteren Künste, wo-

*) Noch hat man von der Mythologie vielfältig solche Begriffe, daß es überaus besser wäre, sie gar nicht, als auf eine so elende Art zu erklären. Man erzählet nämlich die fratzenhaftesten, oft auch die Geschichten, die sich kaum anders, als auf eine sehr bedenkliche Art erklären lassen, und dieß aus der Absicht, zu zeigen, wie blind die Heiden gewesen seyn mußten, um an solche Gottheiten glauben zu können. Was aber vollends eine scharfe Züchtigung verdient, ist die Gewohnheit in einigen, besonders sogenannten vornehmen Häusern, Kinder darin auswendig lernen zu lassen, als wenn daher, ich weiß nicht welche Kenntnisse, die man gleichsam zum Grunde aller übrigen legen mußte, zu holen wären. Damit thut man bei den Prüfungen groß, und wenn der sechsjährige Bube sagen kann, wer die Gemahlin des Vulkans gewesen, so weint der Vater, und weint die Mutter. Und man hat so viel über die Erziehung geschrieben!

durch sie befördert werden. Diese Bedeutung haben alle seine Thaten zum Grunde; und die gewaltige Keule führte er nicht, um zu morden, sondern um die einzelne Ursache, die zum vielfältigen Mord Anlaß gab, wegzuräumen; denn auch ein Freund der Musen war er, und wo er empfindsamere Seelen fand, ergriff er die Leyer. Auch Schwachheiten und Fehler kannte er, und dann erregt sein Anblick Mitleid und warnenden Schauder. So erfand ihn einst der Weise, so schuf ihn der Künstler, und so waren beide beflissen, dem Wanderer auf allen Straßen ihn darzustellen.

Es mag nun der gegenwärtigen Geschichte etwas zum Grunde liegen oder nicht; sie ist eine der tragischsten, die man sich denken kann. Und Herkules durfte dabei nicht bleiben, was er war; er mußte von Sinnen seyn, um sie verrichten zu können. Juno haßte ihn, haßte seine Stärke und seinen Ruhm; und so rief sie eines Tages aus den tiefsten Schlünden der Hölle den Zorn und das Laster, das sein eigenes Blut saugt, und den Irrthum, und die wider sich selbst bewaffnete Wuth, und sie sollten sich seiner bemächtigen eben im Beginnen einer unsterblichen That. Herkules genoß damals an der Seite seiner Gemahlin Megara, und im Kreise seiner vielen lieblichen Kinder aller Freuden häuslicher Glückseligkeit. Er kam eben von einer beschwerlichen Reise aus der Hölle zurück, und es ist ein vortrefflicher Zug des Seneka, der ihn an den Altar hinstellt, und ihn vom Jupiter den Segen über den ganzen Erdkreis erbitten läßt. „Der Himmel soll fest stehen an seinem Orte, und fest die Erde und die Luft! die ewigen Gestirne sollen nie ihre Laufbahn verfehlen! Ein gesicherter Frieden verbreite die Freude des Lebens auf Erden. In der Arbeit des friedsamen Feldes werde alles Eisen verbraucht, und kein Schwert werde forthin gesehen! kein gewaltsamer Sturm mache wüthen das Meer! Jupiter schleudere keine Pfeile seines Zornes herab! Kein Strom, vom tiefen Schnee genähret, wälze mit sich verwüstete Felder fort! Das Gift verliere sich, und keine Pflanze schwelle von giftigem Safte auf! Keine grausamen und gefühllosen Tyrannen sollen künftig herrschen! Und soll auf Erden je wieder ein Verbrechen entstehen, so entstehe es bald, und beginnt es irgend eine verruchte That: mein sey die Rache!“

Und wie er so spricht und segnet, ergreift ihn der rasende Ungestüm. Der Tag verschwindet vor ihm, und ihn deucht, die Sterne und Sonne und Mond träten zurück. Schrecklich wälzt er die Augen, und ein wildes Feuer schwellt ihm die Adern. Die ungeheuren Riesen und Gestalten der Unterwelt sieht er, und Wälder und Felsen will er aus den Wurzeln reißen, und Gebirge will er ausreißen, vor gräßlichen Centauren erfüllet.

Und so stürzt er, mit dem Grimm von hundert Löwen, in den Kreis seiner Geliebten, schleudert ein Kind mit schrecklicher Gewalt nach der Erde, daß ihm, ehe es dahin kömmt, das Leben verfliegt, ergreift mit wüthender Schnelligkeit das zweite, und hält es in die Höhe. — Dies ist der Augenblick, den der Künstler gewählet hat.

Er schleudert, und tödtet alles Leben, das durch ihn lebte, und da alles vollbracht und Juno gesättigt ist, kömmt er wieder zu sich, sieht die blutenden Leichen, sieht kleben Blut und Gehirn an seinen Händen, und glaubt, daß er träume. Wo bin ich? ruft er. In welcher Gegend des Erdkreises befinde ich mich? ruft er, und schaut erstaunt und erschrocken auf diese und jene Leiche, und auf das Blut und Gehirn, das an seinen Händen klebt.

Wie ein gählinger Orkan leichtes Laub zerstreut und vor sich herjagt: so sind Kinder und Weiber durcheinander gerissen, so wie der Schrecken sie dorthin und dahin geschleudert hat. Linker Seits des Gemäldes stürzt eine der Wärterinen, den Rücken gegen den Zuschauer gekehrt, mit einer grausamen Angst ohne Bewußtseyn dahin; sie wirft beide Arme auseinander und voraus, und sieht sich im Laufen um, als glaubte sie, verfolgt zu werden. Sie weiß so wenig um sich, daß sie eines holdseligen Knäbleins nicht achtet, welches ihr entgegen schreiet, und mit dem kindlichsten Zutrauen bei ihr Schutz sucht. Es hat sich mit dem linken halben Leib in ihren Schoos verborgen, und streckt das rechte Aermlein mit der unwillkührlichen Bemühung, als wollte es etwas zurück drücken, von sich, und wendet das Gesicht seitwärts nach dem Mörder — so durch und durch bebend und nach Mitleid rufend! Kaum begreife ich, wie man solche Gemälde doch malen, und das schmerzliche Gefühl, das zur Vollendung desselben gehört, ausdauern könne.

Rechter Seits des Gemäldes sind vier Frauenzimmer zu sehen, von denen zwei ebenfalls in höchster Eile davon jagen. Die eine, welche voraus läuft, noch sehr jung — (sie hat etwas gekräuselte, und mit einem kaum sichtbaren Bande in einen Knoten gebundene Haare, einen rothen Rock bis auf die Füße, und über den einen gelben, ebenfalls zugebunden) faltet die Hände, nach der Art äußerst erschreckter Personen, übereinander und eilet, eilet, ohne sich umzusehen. Die ältere, welche ihr folgt, ist vermuthlich diejenige, deren Kind, dessen Wärterin sie war, Herkules zuerst getödtet hat. Sie ist ganz außer Fassung, und reißt ohne Besinnung, und mit aller Anstrengung ihrer Kräfte in die Flucht aus. Ihr hochrother Schlender, über den sie einen blauen Ueberrock, welcher ihr über die rechte Schulter herabgefallen ist, trägt, fliegt hoch in die Luft, und alles zittert und bebet an ihr. Sie hat ihr ganzes Gesicht, und den Oberleib gegen die gräßliche Scene zurückgekehrt, und sendet zu gleicher Zeit ihre Arme voraus, die gewissermaßen durcheinander fallen, wie die schlotternden Kniee, die ihr bald brechen werden.

Die übrigen zwei, worunter sich die Mutter Megara befindet, hat der Schrecken fest an Ort und Stelle gehalten. Sie wollen, und können nicht fliehen, und wollen retten die Kinder, um die sie sich annehmen, und wissen nicht, was sie thun. An die junge Frau, welche bei der Megara blieb, und ihr zur rechten ist, hat sich ein Kind um ihren linken Arm mit beiden Aermlein geklammert; sie aber faßt es mit der rechten Hand, und drückt es rückwärts mit aller Gewalt nach sich zurück, als würde selbiges bei ihr Sicherheit finden. Sie neiget sich, theils durch das Ziehen des Kindes, theils um es zu verbergen, gegen selbiges herab, und das todtbleiche und knatternde Gesicht wendet sie mit einem Blick voll Entsetzen nach dem Kinde, das sich in des Mörders Händen befindet. Sie ist in einen grünen Rock, unter welchem oben am Halse das Hemd zu sehen ist, gekleidet, und lichtbraune Haare in dem Scheitel auseinander gekämmt, fließen ihr, ganz aufgelöst, die linke Schulter herunter.

Was die Megara kenntlich macht, ist nicht so fast ihr besserer Anzug (sie ist mit einem gelben Schlender bekleidet, welcher auf der Schulter vermöge einer röthlichen, mit einer goldenen Schnur durchwirkten Schleife festgemacht ist, hat Gehänge in den Ohren, und die hochschwarzen Haare mit einem Bande, worauf kostbare Steine zu sehen, umwunden)— als ihre zärtliche Sorgfalt, woran man die Mutter erkennt. Sie ist von Schrecken zur Erde, und auf das rechte Knie gesunken, faßt das schreiende Kind, das sie retten will, mit der rechten Hand hinab am Schenkel, mit der linken am Köpfchen, daß die Finger über dem Gesichte tief liegen, und drückt es mit feuriger Inbrunst an sich. Sie befindet sich noch eben in dem betäubenden Schrecken des ersten Augenblickes, und das Entsetzen ist in ihren starren und etwas hervorgetriebenen Augen, und in dem geöffneten Munde, aus dem der Athem wegbleibt, sichtbar und lebendig. Sie begreift nicht, und sieht, und weiß nicht — und bleibt, wie eingewurzelt da, wohin sie die Angst, und eine unwillkührliche Gewalt beim ersten Anblicke geschleudert hat.

Ich komme zum Herkules, als der Hauptfigur dieses Gemäldes. Und hier ist das, was ich an dem Künstler vorzüglich bewundere, jene hohe Ruhe mitten in der Wuth. Nie hat Herkules eine That verrichtet, wo alle seine Kräfte in eine solche Bewegung kamen, wie hier, ähnlich dem tobenden Aufruhr des aufgebrachten Meeres; dennoch ist nichts gewaltsames, nichts außerordentliches, das, (die That selbst ausgenommen) von Raserei zeugte in der Stellung, oder in irgend einer Muskel zu sehen, sondern alles befindet sich in jener einfachen Großheit, nach der die Alten mit so vieler Sorgfalt gestrebet haben. Was Cicero dem Sophokles in Betreff eben dieses Helden vorwirft, daß er ihn in seinen Schmerzen zu weibisch klagen *) und jammern läßt, das suchten die philosophischen Künstler auch im Aeußern durch anständige Stellungen zu vermeiden, und sie vermieden daher das Angestrengte, nach welchem die Erschöpfung der Kräfte folgt.

Ein Körper, der unter tausend andern immer der einzige seyn würde, wie der werden mußte, der durch Uebel wuchs, — doch Beschreibungen des Herkules sind bekannt, und

*) Siehst du wohl, sagt er bei dieser Gelegenheit, wie viele Uebel die Dichter unter uns anrichten? Sie lassen ihre größten Helden auf der Schaubühne weinen, und benehmen dadurch (indem sie so sehr gefallen, daß man sie nicht liest, sondern auswendig lernt) unsern Gemüthern alle männliche Festigkeit ꝛc.

es ist Verwegenheit, hier etwas Neues, oder das Alte so trefflich beschreiben zu wollen, wie der es konnte, der das Göttlichste davon im Torso gesehen hat. „Ich sehe hier, schreibt er, den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln, und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeiget sich, wie eine von der Höhe der Berge entdeckte Landschaft, über welche die Natur den mannigfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegossen. So, wie dessen lustige Höhen sich mit einem sanften Abhang in gesenkte Thäler verlieren, dahier sich schmälern, und dort erweitern: so mannigfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle, offenbar werden.“

So wie ihn die Wuth bei einem ruhigen Geschäfte ergriff, hat er die Löwenhaut über den Rücken und den Kopf, was indessen eben dazu dienet, die Schrecken seiner Gestalt zu vermehren. Sein entflammter röthlicher Körper wird eben dadurch erhoben, und zwei Klauen, die von der Haut über beide Augen herabhängen, verbreiten Furcht und Grauen. Er wälzet dieselben nach der Seite, wild und fürchterlich, und die zusammengedrängte Kraft in allen Gliedern verrathet die entsetzliche Geschwindigkeit, mit der er zu Werke geht. Er hat das Kind, welches mit aller Macht nach Hilfe ruft, und das kleine Köpfchen und beide Aermlein zurückwirft, um die Mitte mit beiden Händen gefaßt, und zusammengepreßt, und holet, indem er den Körper zurück wendet, und mit dem rechten Fuße sich in die Höhe schwingt, nach allen Kräften aus, um es augenblicklich zu zerschmettern. Als er nachher den armen Lychas ergriff, ihn in das eubö̈ische Meer zu schleudern, wurde derselbe in den Lüften zu Stein. So sagt die Fabel, um die entsetzliche Gewalt anzuzeigen, womit jener geschleudert ward. Und hier geschieht das auf der Erde, die er mit seinen Füßen berührt. Ich weiß dem Künstler Dank dafür, daß er uns das Kind, welches bereits todt liegt, nur bis zur Hälfte gezeigt hat.

Wie man die Scene ansieht, erblickt man immer nur ihn; ihn in der Flucht, und im Bleiben, und im Entsetzen, das die Anwesenden, wie leichte Splitter, zerstäubt hat.

Die Scene geht im Zimmer vor, worin sich Megara mit ihren Kindern und deren Wärterinnen, in mütterlichem Stolze und zärtlicher Fröhlichkeit befunden hat. Das getödtet Kind liegt neben dem kleinen Zimmerfeuer welches ganz lichtgelblicht gemalt und von seh guter Wirkung ist.

Die Kleider der Frauenzimmer bestehen i einem langen Rocke und einem Mantel, welcher, so wie jener, in der heftigen Bewegung verschieden zurück fällt. Die goldgelben, ode schwarzen Haare sind ihnen auf dem Scheite meist auseinander gekämmt und sehr einfac zusammengebunden. So haben sie auch sons keine auffallende und gesuchte Zierde, wodurc sie den geringsten Verdacht sich zuziehen könnten, daß sie die Absicht gehabt hätten, sich ve schönern zu wollen. Sie sind sämmtlich edler ausgebildeter Natur, mit Gesichtszügen vol liebenswürdiger Einfalt, und in der Rosenblüthe ungekränkter Gesundheit. Sie sind kein Erdichtungen; aber die Schminke unserer Zeiten würde sie häßlich entstellen, und unse Kopfputz würde sie zu unausstehlichen Abentheuern machen. Alle ihre Bewegungen sin Beweise einer guten Bildung: denn bei alle der Heftigkeit ihrer Bewegungen bleiben si groß, und in den Schranken einer gewisse Anständigkeit, die edel erzogenen Personen stet eigen ist. Ihre Gestus sind nicht reißen und verzerrt, noch weniger grinsen ihre Gesichter u. s. w.

Herkules spinnet im Dienste de Omphale.

Ob man es nicht für eine Pedanterei halten würde, wenn jemand sich, aus Achtung gegen den größten der Helden, jener gutherzigen Meinung annehmen wollte, Herkules se zum Spinnen gezwungen worden? Ganz gewiß, und niemand würde dabei geschäftige seyn, als unsere Theaterphilosophen, (wer ha je von einer Philosophie der Malerei gehört oder einem Maler zugemuthet, daß er bei de Wahl und Anordnung seiner Scene, an Menschenverstand und Ehrbarkeit denken soll?) — nach deren Ausspruch und Beispiele, die uns geben, dies einmal eine artige, feine un galante Handlung war, die man bei einen Herkules gar nicht gesucht haben sollte. Die ist es nun, was den Löwenbezwinger erst liebenswürdig macht, und von ihm die vortheilhaft Meinung erweckt, daß er nicht blos die Tugen

den eines großen Mannes, sondern auch eine feine, gefällige Lebensart, den Ton der großen Welt, und die Gabe besessen habe, den Beifall der Damen zu verdienen. Es wundert mich daher nichts mehr, als daß man diesen Mann mit der Keule nicht öfters auf die Bühne bringt; denn es gibt nicht bald einen andern Gegenstand, der so erquicken, so ganz dem Dinge, das man sucht, und beklatscht, ähnlich seyn, ich getraue mir zu sagen, so einträglich seyn würde, wie dieser. — Vergeben Sie mir diese Ausschweifung, meine Freunde! der Inhalt, der für uns so wichtig und wahr ist, daß ich glaube, kaum einer oder der andere, die für das Theater arbeiten, würde den Muth haben, der Vorstellung die Wendung zu geben, die bei dieser Geschichte der Künstler gewählet hat. „Aber er mußte doch die Liebe seyn lassen, was sie ist.“ Freilich! Vielmehr, Herkules ist bis über die Ohren verliebt.

Er ist, in gewissem und entgegen gesetztem Verstande, was er bei der vorhergehenden Handlung war; rasend ist er, und seine Verlegenheit sagt uns offenbar, er sey das nur Einmal, nur jetzt in seinem Leben gewesen.

Man hatte ihm vermuthlich gesagt, daß es die Königin gerne sähe, wenn er zu diesem Dienste sich verstehen wollte, und Herkules ließ sich eben bereden, die Spindel anzunehmen, welche von einer schlauen Gespielin der Königin einer Magd abgenommen wurde. Und jener fieng kaum an, ihrem Willen zu folgen, als sie die Omphale herbeiführte, dies Wunder zu sehen. Sie zeiget ihrer Gebieterin mit einem Gesichte voll losgelassener Lustigkeit nach dem Helden hinab. Dacht' ichs nicht, sagte sie, daß er dazu sich verstehen würde! Und was der Muthwillen ihr eingibt, das sagt sie der Königin, welche sich über ihre Einfälle zu belustigen scheinet.

Es ist, als wäre sie gekommen, sich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen, ob die Sache sich wirklich so befände. Halb sieht sie seiner Arbeit zu, und halb horcht sie auf die schalkhaften Erzählungen ihrer Gespielin. Auf ihr Angesicht scheint nie etwas Gebieterisches gekommen zu seyn; aber, was weit empfindlicher demüthigt, wenn man dem gehorchen muß, desto mehr Leichtsinn, wobei man des Geliebten nicht zu achten scheinet, ist darauf, und jene feine, unschuldige Blödigkeit des arglistigen, weibelnden Wesens. Sie hat die Löwenhaut, die ganz verschönert aussieht, über den Kopf und um den Rücken und die Mitte gezogen, und erscheinet in einer Stellung, die sogleich die Art erkläret, womit sie den Helden behandelt. Mit dem linken Arm lehnt sie sich auf die Keule, und langt noch überdies mit der rechten hinab, um sich daran festzuhalten, und sich das Stehen gemächlicher zu machen. Sie wird ihren Helden nie mit Worten, worin etwas Zudringliches oder Befehlendes läge, beherrschen, sondern mit lauter Sanftmuth, mit zärtlichem Bitten und liebkosender Gütigkeit wird sie ihm vorschreiben, wie viele Athemzüge er holen darf, und macht' er nur eine Miene, als wenn er nicht ganz entzückt wäre, ihre Befehle zu entrichten: so wird sie von Undank und Rohheit sprechen. Sie hält sich für den Mittelpunkt der irdischen Verehrung, und glaubt, mit einem nachlässigen Winke werde sie alles in Bewegung setzen.

Diese Züge scheinen niemanden weniger, als dem Herkules entgangen zu seyn, und eben jetzt befindet er sich in einer peinlichen Lage. Er ist gleichsam bis über die Ohren erröthet, und hat den Muth nicht, jemanden anzusehen. Er heftet seinen Blick weder nach Omphale, noch auf die Erde, sondern so hin blickt er, und scheuet alles, was auch unbelebt, ein Zeuge seiner Handlungen sein kann. Er sitzt auf einem niedern Stuhle, über dessen Rückkehre ein Theil seines grünen Mantels, den er um die Mitte gewunden hat, zurück gelegt ist. In der Linken hält er den Rockenstiel, und mit den Fingern bringt er eben den werdenden Faden an den Mund, und mit der Rechten drehet und wirbelt er den Faden um die Spindel, welche er niederwärts fliegen läßt. Dies verrichtet er mit einer gewissen Verwirrung, wobei er wünscht, daß die Ordnung der Dinge sich ändern, oder er diesen Augenblick weit von dannen seyn möchte. Wenn jemand ihn sähe! Wenn einer seiner Gefährten dazu käme! Noch ist das Ehrgefühl nicht in ihm erlöscht, und auf seinem bleichelnden, fieberisch erhitzten Angesicht erscheint der Kampf, den er seit einiger Zeit wider seine eigene Empfindung gekämpft hat. Es ist ihm nicht möglich, seinen gegenwärtigen Zustand mit seinen Eigenschaften zu vereinigen, und es ist ihm, so wähnt er, unmöglich, demselben zu entfliehen. Er fühlt sich zu stark und zu schwach zu gleicher Zeit, und fürchtet sich vor seinen eigenen Kräften, und ist auf dem Wege dumm zu werden. Schon glänzen ihm seine Haare und sein Bart von weiblichen Salben.

Hinter ihm, und ihm zur Rechten steht ein geflügelter Genius, Amor vermuthlich, der in vollem Triumph gegen Omphale lächelt, und beide Arme nicht ohne bittern Hohn von sich nach dem Herkules wirft. Da sitzt er! scheint er zu sagen. Tiefer ist er, als wir je hoffen konnten, erniedrigt.

Eine der schönsten Figuren, und die bedeutendste unter den weiblichen, nach meinem Gefühle, ist eine Frauensperson, welche hinter dem Herkules, ihm zur Linken steht. Sie hält die Arme übereinander geschlungen, und senket den Kopf seitwärts auf den Helden herab, mit einem Lächeln, welches das Innerste ihrer Gedanken anzeiget. Sie hält das Mittel zwischen der Koketterie der bereits beschriebenen Weiber, und dem plumpen Wesen der Magd, von der ich nachher reden werde. Ihr Lächeln ist nicht beißender Hohn, auch nicht ganz die Freude weiblicher Eitelkeit, einen so berühmten Helden von ihrem Geschlechte so weit herab gesetzt zu sehen, sondern eine Art von beschämendem Mitleiden. Nun, sagt sie, so ist dann auch der —! Sie sieht ihn, wie gesagt worden, nicht blos an; sie betrachtet ihn und sein Werk, und fühlt ganz das Belachenswürdige, das den Herkules vielleicht tief verwunden müßte, wenn er aufsähe. Er aber hebt seinen Blick weder nach der Omphale, noch senket er ihn nach der Erde; sondern sohin blickt er, und scheuet alles, was auch unbelebt, ein Zeuge seiner Handlungen seyn kann. Ich halte dies für den feinsten und geistreichsten Zug in dem ganzen Gemälde. Natürlich hört er das Flüstern und den grausamen Scherz, mit dem sich Omphale, wie so ganz in Einfalt und Unschuld über ihn lustig macht; er wünscht, mitscherzen zu können; aber es geht nicht an; er kanns nicht von Herzen, und die Verlegenheit darüber macht ihn immer verlegener. Wenns nur diesmal vorüber wäre! denkt er heimlich bei sich.

Die genannte Frauensperson ist mit einem ganz geschlossenen rothen Rocke bekleidet, was ihrem etwas bleichern Gesichte überaus wohl läßt. Von der rechten Seite fließt ihr ein blaßgelber Mantel von der Schulter.

Hinter derjenigen Frau, welche die ganze Scene so angerichtet, und dann die Omphale hergeführet zu haben scheinet, erblickt man eine etwas jüngere Frauensperson in einem gelben Rock, und röthlicht blauen Mantel, welche voll Bewunderung zu seyn scheint. Sie ist mit der Omphale gekommen, das Wunder zu sehen; und da sie es sieht, kann sie sich nicht enthalten, darüber auszurufen; sie weiß nicht, wie sie in diesen Anblick sich finden soll.

Noch ist die Magd übrig, welcher von jener verschmitzten Frau die Spindel abgenommen worden. Eine gut angelegte Figur. Sie ist, in Vergleich mit den andern, ein dickes, starkes, halb rohes Mensch; sie blieb, ungeachtet der Ankunft ihrer Gebieterin, in ihrem Stuhle sitzen, an dessen Seitengestell sie sich mit der linken Hand stützt. Sie ist jetzt gleichsam in ihrem Elemente, und lacht recht herzlich, aber nicht so sehr über die Erniedrigung des Herkules, eine Erscheinung, welche sie kaum aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten weiß, sondern vielmehr über die kleinen Ungeschicklichkeiten, welche sie, die sie die Sache weit besser versteht, den Helden begehen sieht.

Ein Künstler wird ohne Zweifel Schönheiten einer andern Art in diesen Gemälden sehen, die ich nicht berühret habe, nicht berühren wollte, weil sie nichts zur Bedeutung, nichts zum geistigen Wesen des Gemäldes beitragen, und, wo man sie hinmalt, überall das nämliche sind.

Die Frauenzimmer haben ihre Haare ganz simpel oben in Knoten zusammen gebunden, und nur die Frau, deren ich am ersten erwähnt habe, hat darüber eine Art violetner Haube gezogen.

Den Frauenzimmern, welche Mäntel haben, fließen dieselben von den Schultern in die Luft. Man muß also annehmen, daß sie diesen Augenblick gekommen, oder an einen öffentlichen Ort gestellet sind. Im ersten Gemälde strömt dem Frauenzimmer, das zur Rechten abjagt, ihr rother Schlender, über welchen sie einen blauen Mantel gezogen hat, hoch in die Luft, wodurch das Kind, welches Herkules in der Nähe dahin hebt, sehr erhoben, und das Gemälde überhaupt angefüllt und verschönert wird. Dies hat hier wohl seine guten Ursachen; aber außer dem ist es nicht überflüssig, nachdem man die Hauptsache eines solchen Gemäldes übersehen, seine Aufmerksamkeit auch auf solche scheinende Nebendinge zu richten, wodurch man lernet, nichts ohne Ursache zu thun. Es scheinet, einige Künstler haben die Regel, daß einem Maler und Dichter von jeher alles erlaubt gewesen, unrichtig verstanden, und sie glauben, es sey alles gut vollendet, wenn es nur gut gemalt ist. Daher lassen

sie die Mäntel mitten in geschlossenen Zimmern rechts und links in die Luft flattern, und einem kleinen dünnen Wölkchen, oder dem Köpfchen eines Genius muthen sie zu, große schwere Leiber durch die Lüfte zu tragen.

Eine arme Mutter kämmt ihrem Sohne den Kopf. Dieses und das folgende Gemälde ist von Barth. Murillo: beide sind auf Leinwand gemalt und 4 Fuß, 5¼ Zoll hoch; 3 Fuß 6 Zoll breit.

So sehr ich die Gemälde schätze, deren ich eben erwähnt habe, in meinem Zimmer möchte ich sie nicht sehen, und tausendmal lieber wären mir die kleinen, stillen, lieblichen Scenen, wobei das Herz, wie das müde Auge von einem guten Glase erfrischet und so leicht entlassen wird. Ich will mir die Freude machen, mit diesen nach ihrem Inhalte, und zumal im Vergleiche mit den vorhergehenden unwichtigen Begebenheiten des häuslichen Lebens zu beschließen, und will die friedfertige Hütte besuchen.

Beim ersten Anblicke will man, wenn man eben eines von einem großen Inhalte gesehen hat, eines solchen, das, wie das gegenwärtige, so wenig aus sich macht, kaum achten; aber so bald man es nun doch ansieht, sieht man es wieder und wieder an, findet daran verschiedene Dinge ganz artig, und zuletzt ruft man aus: Vortrefflich und herrlich in seiner Art!

Ein kleines, enges, armes Zimmer, worin ein irdener Wasserkrug, und dann noch einer, ein kleinerer, von welchem der Lack schon häufig gefallen ist, das ganze Hausgeräthe sind, wozu noch ein hölzerner Stuhl und ein solcher Fußschemel kömmt, worauf ein Rocken, oder ein hölzerner Stiel mit Haar zu sehen ist. Oben an der Wand ein räuchliches Lämpchen. Darin lebt und ernährt in unbemerkter Niedrigkeit ein fleißiges Weib und sorgfältige Mutter ihren heranwachsenden Sohn. Eine Wittwe vermuthlich, (weil kein Werkzeug männlicher Arbeit zu sehen ist), welche vom häuslichen Kummer und vieler Arbeit zu altern anfangt. Sie hat rauhe, breit gedrückte Hände und Finger, und die Freude scheint nicht ihre Gefährtin zu seyn. Und alles, was ihr angehört, ist ihr Sohn und ihr Rocken, womit sie sich und ihn ernährt. Den Rocken hat sie eben aus ihren Händen, und neben sich auf ein niedriges Stühlchen gelegt, und der Sohn, welcher auf der Erde sitzt, liegt ihr rückwärts im Schooße. Hierin liegt der Inhalt ihrer Sorgen und ihrer Geschäfte, und so oft sie eines stehen läßt, unternimmt sie das andere. Ein überaus rührender Anblick, wenn man seine Vorstellung zu fassen weiß! Ich wünschte mir zum Gegengemälde das Bild eines Eroberers.

Der Bub ist eben herangewachsen, daß er sich seiner Füße zum Laufen bedienen kann, und ist noch zur Arbeit nicht fähig. Die Gasse, so oft er entwischen kann, und die Spiele seines Gleichen, sind nun seine Welt. Sein Gesicht ist vom Wind, Staub und Sonnenschein braun und gelblicht, und seine bloßen Füße, mit denen er durch die Straße schlenzt, sind es desgleichen. So ganz mit allen Sorgen unbekannt ist niemand außer ihm; er weiß nichts, und fragt nichts darnach, was außer ihm vorgeht, und hat noch nie daran gedacht, daß er bettelarm ist. Er trägt gelblichte Beinkleider und ein kothfarbiges Jäckel, das er mit einem Knopf in der Mitte geschlossen hat. Das Hemd oben am Halse ist offen, und bei dem Ermel schlampt es herunter, und ist ganz dem ähnlich, der es trägt. So lehnt und liegt er mit dem Rücken in dem Schooße seiner Mutter, die ihn eben aufgefangen, und, um ihn ruhig zu erhalten, mit einem kleinen Laiblein Brod beschenket hat. Daran hat er bereits nach allen Kräften gebissen, und pampft mit dem rechten Kinne, daß ihm der Backen schwillt. Ein kleiner Mops will davon haben; er springt mit den vordern Pfötchen auf den rechten Schenkel des Bubens, und blöckt mit aller Gierigkeit nach dem Brode. Die Mutter nimmt an der ihr gewöhnlichen und unbedeutenden Sache nicht den geringsten Antheil, und sie fährt fort, den Kopf, den sie säubern will, fest zu halten; sohin dreht der kleine Schelm seine schwarzen Augen nach dem Hündchen seitwärts hinab, und indem er mit der linken Hand das Brod an sich drückt, streckt er die Rechte, mit einiger verstellter Verwunderung über das Begehren von sich. Hab nichts! sagt er. Was willst dann? Es ist nichts da, sagt er wieder. Und dabei hat er das Maul so voll, daß er es kaum bewegen kann, und praßt mit doppeltem Vergnügen, nachdem er einen Bettler bekommen hat.

Ich komme zur Mutter zurück. Sie hat ein schlechtes, weißes, abgetragenes Leiblein um den Oberleib, eine weiße leinene Haube, darüber ein Haupttuch, und sitzt in den Hemdermeln zugegen, welche da und da ganz

schliffig und durchsichtig sind. In Vergleich mit dem Kinde, das sich um nichts bekümmert, und volle runde Backen hat, macht ihr gefaltetes Angesicht und ihre Miene voll Sorgfalt, ihr Hinabwelken im Herbste des Lebens, einen bewegenden Abstand. Und so treu und fromm ist sie; noch trägt sie an einem Finger ihrer linken Hand einen wiewohl sehr ärmlichen Ring, vermuthlich ihren Brautring, und an der linken Seite ihres Leibleins hängt an einem Schnürchen ein Ablaßpfenning, der nie von ihrer Seite kömmt.

Der kleine Fruchthändler und das Mädchen.

Das Mädchen sitzt auf einem Rasen, und neben ihr zur Linken steht in einiger Vertiefung der Knabe, der verschiedene Früchte verkauft, welche er in einem Korbe vor sich hingestellt hat. Davon hat sich das Mädchen welche herausgenommen, ein paar Trauben und zwei Kitten, und hat selbe auf die Erde gelegt, und geht nun eben damit um, sie zu bezahlen, wenn anders ihr Geld dazu hinreicht.

Ein züchtiges, naives, unschuldiges Ding, das einem Thränen auspressen möchte, wenn man betrachtet, daß es so arm ist. Sie hat ihre Haare säuberlich, aber ohne die strenge Aengstlichkeit, so daß hie und da die kurzen Härchen, weil sie mit keiner Salbe gestrichen sind, abfallen; hat aber doch, dem Winde zum Spiel, ein paar Enden von einem blaßgelben Bande darein geflochten, das einst roth gewesen seyn mag. Sie ist so häuslich und aufmerksam, daß sie zum Sitzen den rothen Ueberrock aufgenommen hat, um ihn ja nicht durch Falten, die er dadurch bekommen möchte, zu verderben. Dadurch sieht man ein kleines Beutelchen, das an einem kleinen Schnürlein den blauen Rock hinabhängt. Es ist ganz ausgeleert, und enthielt ohne Zweifel die ganze Summe, die sie seit langer Zeit sich gesparet hat. Sie hat sich manches abgedarbt, um sie zusammen zu kriegen, und trug, ehe sie davon ausgab, lieber geflickte Strümpfe, und zerrissene Schuhe, wie sie dann eben einen solchen am rechten Fuße hat, an welchem wahrlich die fünf bloßen Zehen zu sehen sind. Aber den schönen Trauben zu widerstehen, das thue, wer da kann. Wenn indessen das Geld nur auch zureicht! Ich fürchte, sie habe selbiges schon öfters gezählet, und es will nicht mehrer werden. Sie zählt es eben wieder mit ihrer Rechten in die Linke, und wenn sie sich nun das vorige Mal nicht geirrt hat! wenn es nun noch nicht mehrer ist!

Der Schalk von Buben lächelt mit verschmitzter Arglist auf das Geld, so daß das Mädchen darüber roth und ängstig werden möchte. Die Art, womit er seine Haube über das rechte Ohr nach der Seite geworfen hat, und überhaupt sein gieriges, krämerisches Aussehen läßt nichts Gutes, und am allerwenigsten hoffen, daß er mitleidig seyn werde. Er gibts nicht wohlfeiler; da hilft nichts; er will's nicht geben. Dann sehe ichs vor, was geschehen wird: das Mädchen wird weinen.

Die Scene geht auf einem offenen Platze an einem alten Gebäude vor, auf welchem Moos und kleine Gesträuche hervorwachsen.

Ueber die Gemälde in der Augustiner=Kirche zu München.

Es finden sich in dieser Kirche große Altarblätter vom Tintoret, Peter Candito, Rottenhammer, Rubens, Fischer, Faistenauer ꝛc. und dieselbe ward sowohl wegen der Menge, als der Schönheit der vorhandenen Gemälde von jeher die Kunstkammer genannt. Wenn dies nicht zu viel gesagt ist, und es ist vielmehr ganz dem Werthe der Sachen gemäß; so glaube ich der Kunst keinen gleichgültigen Dienst zu leisten, wenn ich durch eine Beschreibung ihres Inhaltes, so wie dieser vor dem Geiste des malenden Dichters stand, mich bemühe, sowohl unsere gewöhnliche Aufmerksamkeit für selbe zu ermuntern, als vielleicht mehr dann Einem jungen Künstler zum Nachdenken über den wichtigsten, über den ersten und letzten Theil der Kunst, nämlich über Erfindung und Darstellung, Muth und Lust zu machen. Diese heiße Begierde, etwas Vollkommenes ins Leben zu bringen, ist es, was vollkommene Dinge schafft, was den Bemühungen um sie alle Beschwernisse benimmt, und die Fesseln der eingeschränkten Nachahmung zerbricht. Wo dieser Trieb in der Seele schlummert, da erwacht er beim Anblicke jener Quelle, aus der jeder schöpfen kann. Man würde nicht immer von Manieren, welche erreicht zu haben man sich glücklich schätzt, reden, wenn man früh mit der kühnen Freiheit, welche unbekümmert um die Einrichtungen anderer, sich selbst ihre eigenen wählt, vertraut und gewöhnt worden wäre, alles aus eigener Lust zu entwerfen, und sich an jedem Dinge zu üben.

Wenn ich zuweilen so nachdrücklich, als ich konnte, gewünscht habe, daß die Künstler überhaupt nicht nur etwas in seiner Art Gutes und Vortreffliches, sondern zugleich etwas Edles, etwas das die Seele nicht bloß ergötzt, sondern auch die Sinne erhöhet und veredelt, darstellen möchten; so wünschte ich das immer am sehnlichsten bei den Kunstwerken in Tempeln. Die Kunst hat keine nähere, keine würdigere Gelegenheit, den edelsten und besten Endzweck, dessen sie fähig ist, zu befördern, als eben hier; und hätten jene Alten, deren die Größten eben so gute philosophische Dichter als Künstler waren, die Wahl der heutigen gehabt: welche Denkmäler würden sie uns hinterlassen haben? So viele Gemälde und Vorstellungen in Kirchen: so viele Beispiele und Aufmunterungen zu großen und tugendhaften Gesinnungen, und zum lebendigen Gefühle der allgemeinen werkthätigen Liebe. Was es dann auch an Gestalten, Physiognomien, Bewegungen und Zusammensetzungen Schönes und Edles gibt, läßt sich hier vereinigen.

Was ich hier nun weiter anmerken will, kann keinem der wackern Künstler, deren Werke ich beschreiben werde, zum Nachtheile gereichen. Man weiß, daß derjenige, welcher das Gemälde bezahlt, auch gewöhnlich seinen Gedanken selbst angibt, und den Maler nicht selten, (wenn ich nicht zu viel sage) für den Handwerker ansieht, der ihn ausarbeiten soll, wo dann der Fall nicht unmöglich ist, daß die Arbeit ein Meisterstück, aber der Inhalt derselben der Einfall eines mit dem Geiste der Kunst ganz unbekannten Mannes sey. Man kann daher nicht immer, und nur, wenn der Künstler reich und mächtig genug ist, um sein eigener Herr zu seyn, bestimmen, ob die Erfindung von des Künstlers Einsicht gekommen sey. Diejenigen, welche ein Altarblatt bestellten, worauf ein Heiliger gemalt werden sollte, scheinen allein auf die Verehrung desselben gezielet zu haben, und waren oft zufrieden, wenn er nur zum Vorschein kam, ohne sich eben um eine gewähltere Handlung, welche der rührendsten Vorstellung fähig wäre, oder um den besten Augenblick zu bekümmern. Man dachte, scheint es, gar nicht daran, das Bessere, oder nur etwas zu wählen, und wählte das Nächste; daher erblickt man die Heiligen, mit dem Kleide, das ihnen auf Er=

den zukam, angethan, gewöhnlich schon als Patronen im Himmel oder auch auf der Bühne ihrer Marter, wohin ich freilich auch z. B. einen heil. Stephan, wie er den geöffneten Himmel sieht, oder für seine Peiniger bittet, hinbringen, aber nicht immer geneigt seyn würde, jeden andern dahin zu stellen, bei welchem die Vorstellung bloß ein Gemälde des physischen Leidens ist. Ich wollte seine Marter in einiger Entfernung ihm zubereiten, und ihn selbst in einer vorgehenden Handlung, wodurch er vielleicht jene sich zuzog, erscheinen lassen. Auch bei andern Heiligen wollte ich das öfters beobachten, und mir immer eine ihrer schönsten Handlungen aussuchen, um dadurch desto allgemeinere Nachahmung ins Leben zu verbreiten. Für jede große Pflicht des Lebens wäre hier der Held, dessen Beispiel hinreißen würde, in jedem schweren Kampfe das großmüthige Opfer und Muster für den, welchem unaufhörlich Muth und Ermunterung nöthig ist.

Hierüber kann ein Künstler nicht oft genug mit sich selbst, und guten Schriftstellern und Künstlern zu Rathe gehen, um den großen Geschmack des Schönsten und Würdigsten daraus zu erlernen, und mit der Philosophie, und den einfachen Regeln, worin alle guten Künste zusammen kommen, bekannt zu machen. Vieles soll man, wie der alte Meister sagt, den Augen entrücken, und Medea soll ihre Kinder nicht vor unserm Angesichte tödten.

Ein gutes Gemälde stellt einen Augenblick, aus einer Handlung entronnen, vor. Wie man also immer denjenigen, welcher die größte Wirkung thut, wählen soll: so soll man auch niemanden erscheinen lassen, der nicht zur Handlung gehört. Wenn die Sache nicht selbst spricht, wenn sie die Augen des Wanderers nicht selbst schon nach sich zieht, was soll es dann helfen, Zuschauer dahin zu malen?

Nichts ist hierbei lehrreicher und angenehmer, als Vergleichungen anstellen, und diese kann man nirgends häufiger und nützlicher finden, als bei den Vorstellungen geistlicher Geschichten. Hier sieht man den Reichthum, die Stärke und Mannigfaltigkeit der Einbildungskraft großer Seelen, deren jede den nämlichen Gegenstand auf eine verschiedene und eigene Weise angelegt und ausgeführt hat. In den hiesigen Kirchen sind viele Gemälde des nämlichen Inhalts; aber anders ist die Himmelfahrt Mariä in der Frauenstiftskirche von Peter Candito, anders ist sie auf dem Bürgersaale von Knoll behandelt; in beiden ist sie mit Wahrheit, aber mit veränderter Anlage ausgeführt worden.

Bemühe dich bei der Betrachtung dieser Gemälde, die Absicht, warum beide Künstler so entworfen haben, zu erforschen, und von der Verbindung jeglicher Figuren und Theile eine Ursache zu finden; dann werden sich dir die Geheimnisse der Kunst bald entwickeln, und wo du bisher vielleicht nichts gesehen hast, reiche Quellen des Nachdenkens sich dir aufschließen. Sieh, wie die Charaktere der Apostel beschaffen, und in welchen von beiden selbe gemäßiget, und etwa ganz gemeiner Natur, oder ob sie über alles Gewöhnliche erhoben, und ganz im Zustande begeisterter Wesen sind; dann wirst du die Ursache jeder Stellung und Bewegung, nicht etwa aus der bequemern Stelle, worin jede Figur sich befindet, sondern aus der innern Fassung herleiten, welche einem jeden gegeben ist. Bemühe dich, dir vom Eindringen der Freude in das ganze Wesen einer verklärten Seele, und von mehr als allem Irdischen einen Begriff zu machen, und betrachte dann, wie der Künstler dieses nach unsern Vorstellungen heftige Gefühl neuer mächtiger Empfindungen, mit der Schönheit, welche die Mäßigung und Ruhe liebet, verbunden, und was er sich zu wagen getrauet, und was er behutsam unterlassen hat. —

Dieß ist der Weg, auf welchem ich unsere jungen Künstler so selten wandeln sehe; daher wissen viele nicht, warum sie nicht so viele Personen als nur immer auf der Leinwand Platz haben, dahin setzen, und aus welchem Grunde sie eine Stellung der andern vorziehen sollen. Wenn nur an Mantel und Haaren zu erkennen ist, wer z. B. Petrus sey, und wenn dann noch wider die Zeichnung kein grober Fehler begangen, ob dann das Geringste, woraus man seine Gestalt von jeder andern wegkennen möchte, vorhanden ist, das ist gänzlich nicht ihre Sorge; daher tritt aber die Kunst so langsam aus der Werkstatt, und wer nicht zur Zunft gehört, bekümmert sich wenig, was darin vorgeht.

Wenn wir Beschreibungen griechischer und späterer Gemälde hätten, würden wir bald den nämlichen, und noch einen größern Unterschied, als der in Büchern ist, wahrnehmen. Wir würden sehen, wie sie Idee und Anordnung immer für die Hauptsache hielten, und eben darum nicht minder glücklich waren, sich der Mittel zu bemächtigen; wie sie mit veredelter

Einbildungskraft entwarfen, und mit großer Vernunft ausführten, und wie sie sich bestrebten, in ihren Tempeln, in ihren Rathsstuben, auf ihren Schaubühnen, in ihren Schriften ꝛc. im Grunde immer das nämliche zu bewirken. Ob einige Gemälde bloß zur eingeführten Zierde und Schau ausgestellt bleiben, oder ob sie zugegen seyn sollen, etwas anzudeuten und einzuflößen, das läßt sich fühlen, so bald man sie beschreibt, so bald man den Veranlassungen nachsinnt, woraus jede Figur ihre gegenwärtige Lage, diese ihre Bewegung und Verbindung mit andern erhalten hat. Ich habe in den folgenden Beschreibungen diese Absicht einiger Maßen zu erreichen gesucht, und will mich freuen, wenn verständige Männer der Meinung seyn sollten, daß diese geringe Mühe nicht ganz vergeblich gewesen.

I. Christus am Kreuz von Tintoretti.

Dieses Gemälde, welches sich auf dem Hochaltare befindet, ist auf Leinwand gemalt, und 31 Schuh hoch, und 19 breit.

Es ist der Augenblick gewählt, wo der Erlöser zum rechten Schächer sprach: Wahrlich, ich sage es dir, heut wirst du im Paradiese mit mir seyn. Die Figuren sind alle in Lebensgröße.

Ueber Golgatha und Jerusalem, und die Welt hängt und schreckt ein grauser Gewitterhimmel. Oben heulet der Sturm, und von unten herauf erschüttert ein Getöse, das nie gehört ward, alle Naturen und die Gebeine der Todten. Die Todten erwachen hie und da mit allem Erstaunen, und schweben zwischen Werden und Wiedervergehen beim ersten Anblicke des Lichtes. Der ganze Erdkreis bebet im Entsetzen und Erwarten dessen, was kommen wird.

Das versammelte Volk ist bereits vom Berge der Stadt zugeflohen. Nahe bei dieser sieht man Reiter und Fußgänger, Soldaten und Bürger, und Mann und Weib, vom Schrecken Gottes gejagt, in einem schrecklichen Gedränge durcheinander stürzen. Die Rosse der Heerführer sind wild und scheu geworden, und reißen mit ihren Reitern davon. Sie schnauben Dampf aus den flammenden Nasenlöchern, und sträuben ihre Mähnen, und suchen ihres Mannes sich loszumachen. An dem Hügel herab hat eines sich aufgebäumt, und da der Reiter es meistern will, stürzt er rücklings herunter. Jenem ist die Sturmhaube bereits voran geflogen, und er fällt mit dem Kopfe unter sich gekehrt, und indem er noch eben mit dem einen Schenkel aus dem Sattel schlottert, zur Erde, daß das Hirn ihm zerschmettern möchte. Unten am Kreuze ruft eine von den Töchtern Jerusalems mit gegen Himmel empor gerichteten Händen, aus allem Jammer und Todesangst ihrer Seele. Und in Bewegung und Zerknirschung befindet sich alles in den Höhen und tiefsten Klüften. Durch zerrissene blutgestreifte Wolken fällt ein trübes Licht, wie dämmernde Schatten, fürchterlich.

Unten am hohen Kreuze hängt zwischen den zwei Missethätern Christus, indem zum Menschenheile sein Blut fließt. Der ihm zur Rechten hängt, ein großer stattlicher Mann, noch in voller Kraft seines Alters, mit einem Gesichte, dem mans ankennt, er sey nicht verhärtet im Verbrechen, sey mehr verführt und hingerissen zur Sünde, als geleitet vom ruchlosen Herzen geworden; dieser hat bereits sich mit seinem Mitsünder über die Unschuld und Hoheit des Erlösers besprochen, und ihn wegen seiner Verhärtung bestrafet; und sieht nun voll von Vertrauen, und von süßester Freude und Trost erfüllt, hinab nach Jesu. Er bestrebt sich: (schöner läßt sich das nicht beschreiben, als es Klopstock gethan hat).

„Und nun kehrt er sich ganz zum Gottversöhner, bestrebt sich
„Gegen ihn tief sich hin zu neigen. Ihm fließen die Wunden
„Heftiger, als er es thut; allein er achtet des Blutes nicht;
„Nicht der öffneren Wunden; er neigt zum Versöhner sich nieder,
„Ruft: Ach, Herr, wenn du zu deiner Herrlichkeit eingehst,
„Dann erinner dich meiner! Mit göttlich strahlendem Lächeln
„Sah dem erschütterten Sünder der sterbende Mittler ins Antlitz:
„Heut, ich sag es dir, wirst du im Paradiese mit mir seyn!
„Und er vernahm mit heiligem Schauer die Worte des Lebens.
„Ganz empfand er sie, ganz war seine Seele durchdrungen;
„Und vor Seligkeit zittert er laut. —

Dieß wird, glaube ich, niemanden, der das Gemälde selbst ansieht, entgehen, das Gefühl des gegenwärtigen, stärkenden Trostes, und

das Vergessen des nahen Todes bei dem Mörder, der Gnade fand, und das Auge voll Gottheit und Stärkung, mit welchem der Gottmensch ihn ansieht. Jener wird sein Auge nicht wegwenden, bis es ihm brechen wird.

Der Verbrecher zur linken Hand kehret verwildert von beiden sich weg, ein versteinerter Sünder.

Nicht weit vom Kreuze, herab den Hügel, erblickt man Maria, wie sie, betäubt vom Leiden, in die Arme einer ihrer Gespielinnen fließt, welche mit den Freunden Jesu zugegen sind, ihre Schmerzen mit ihr, wo möglich, zu theilen.

Oben vom hohen Himmel schaut, und hält die Welt, welche sinken will, schaut mit allen Engeln umgeben, auf den Sohn Gott Vater herunter. Und seine Rechte streckt sich zum Segen aus. —

Und dieß ist das erste herrliche Gemälde, über das in der That jedermann in Verwunderung geräth, der es zum erstenmal anblickt. Das Hauptlicht in demselben fällt auf Christum, dessen schöner Körper mit aller Verklärtheit des göttlichen Dulders erscheinet. Dieser Altar stehet gerade nach Osten.

II. Ueber die Auferweckung Lazari, von Augustin Heindl.

Dieses Gemälde befindet sich in der sogenannten Becken-Kapelle, welche auf der Epistelseite die erste ist. Es ist an der Wand südwärts zu sehen, und es mag beiläufig 12 Fuß hoch, und nicht viel weniger breit seyn. Es sind auf demselben bei dreißig Figuren, worunter 23 sichtbare Köpfe sind.

Die Juden, die mit Christo zum Grabe gingen, und unter sich sprachen: Konnte, der den Blinden die Augen aufthat, nicht verschaffen, daß auch dieser nicht stürbe? — haben sich hier zusammengedrängt, mit der heißesten Erwartung, was Christus thun würde. Sie wußten, er habe ihn so lieb gehabt; aber Lazarus lag schon vier Tage im Grabe.

Christus steht allmächtig und mit einer Miene voll Mitleid, auf dem geöffneten, schönen Grabe, leget seine Linke auf das Herz, und seine Rechte strecket er über den Todten zum Segen aus. Und diesen Augenblick erwacht Lazarus ins Leben.

Auf seinem Gesichte und seinem ganzen Körper ruht noch die Verwesung und die Zerstörung des Todes. So, wie er eben anfängt, den ersten Odem zu ziehen, und auf einmal wieder hier ist, wieder unter seinen Freunden, so nahe bei Christus ist, scheint er dessen nicht gleich mächtig zu seyn. Er ist noch wie schwebend zwischen tausend dunkeln Gefühlen, und ganz von einem Freudenschrecken erschüttert. Er hat den Mund geöffnet, zum Preisen, zum Dankrufen, reden will er, und redet nicht.

Unter den Juden sind einige, wie versteinert; es ist ihnen dunkel vor den Augen geworden, und sie wissen nicht, wie sie das sehen, was sie mit ihren Augen erblicken. Ehrfurcht und heiliges Entsetzen wurzelt sie in die Erde. Andere, die mit lebendigerm Glauben, daß Christus die Auferstehung und das Leben sey, schon hieher kamen, blieben sich gegenwärtiger, und glühen vor Freude und Liebe, und Dank gegen den Meister. — Diese Vorstellung ist durchgehends schön behandelt, wie sie dann des größten Ausdrucks fähig ist.

III. Die heil. Dreifaltigkeit, von Rubens.

Das Ganze mag etwa 12 bis 16 Schuh hoch, und 6 bis 8 breit seyn; die Figuren sind in Lebensgröße. Beim Anblicke dieses Gemäldes wird wohl niemand, auch wenn er kein gelehrter Kenner ist, anstehen, es für das Schönste in dieser Kirche zu halten, um dahin immer wieder, und wieder zurück zu kommen. Es ist darin so alles erquickend, und am rechten Orte beisammen, daß, wo man hinblickt, man immer das Ganze, und immer in neuerer Schönheit, wie eben von sanfter Gluth geschmolzen, zu sehen bekömmt. Zusammensetzung und Stellungen haben ganz und gar nichts Ungewöhnliches, sondern, wie man diese Vorstellung immer zu sehen bekömmt, sitzt Gott Vater an der Seite des göttlichen Sohnes; seine Linke läßt er, wie sie selbst willig hinabsinkt, auf einer Wolke liegen, und seine Rechte, worin er den Scepter hält, auf den Schooße. Ein goldgelber Mantel flattert in kleinen Brüchen rund um ihn, und bis an den Fuß, welchen man unten bei der Weltkugel, worauf er ihn stützt, hervor kommen sieht

Alles ist groß und still, gleich der geebneten Fläche des besänftigten Weltmeeres; aber eben diese Ruhe verbreitet über ihn das göttliche Ansehen, das in seinem ganzen Wesen, und vornehmlich aus seinem göttlichen Angesichte strahlt. Dieß übertrifft weit die gesunde, kräftige Farbe eines wohlbehaltenen Greises, und an den großen Zügen desselben, so wie überhaupt aus dem Baue des ganzen Kopfes und Nackens erkennt man eine gewaltige Stärke. Haar und Bart, und Augenbraunen sitzen so kräftig und voll um sein Haupt, daß man gleich sieht, wie viel er könne, und was er mit seinem Wink vermöge. Dennoch verursacht sein Anblick keine Furcht, sondern Vaterhuld und Majestät sind wie zusammen geflossen. So hat er diesen Blick gegen den göttlichen Sohn gewendet, welcher in seiner Rechten das Kreuz hält, und die Linke hernieder beugt, als wäre er eben in einem Gespräche mit dem Vater begriffen. Es ist seltsam, wie man hier, wie es Anfangs scheinet, im Gewöhnlichen sieht, was man gewöhnlich nicht zu sehen bekömmt, etwas Außerordentliches, das Ehrfurcht und Andacht einflößt, je länger mans ansieht. —

IV. Die heil. Ursula und Cordula, von Peter Candit.

(Diese, so wie die folgenden Gemälde, sind an Größe fast alle gleich).

Die zwei Martyrinnen stehen, mit den Instrumenten ihrer Marter, an beiden Seiten des Gemäldes in Lebensgröße zugegen. Die heil. Ursula auf der Evangelienseite hält in der Rechten zwei Pfeile, und in der Linken einen Lorbeerzweig. Desgleichen hält auch die heil. Cordula einen Zweig in der Linken; und indem sie die Rechte mit sehr vieler Anmuth auf das Herz legt, hebt sie ihr Haupt und Auge gegen Himmel, von welchem herab Christus der Herr den Segen gibt. Zwischen den beiden großen Figuren erblickt man in der Ferne die Hunnen, wie sie die eilf tausend Jungfrauen erschlagen. In der Mitte derselben erscheint die heil. Ursula von neuem, mit der Krone auf dem Haupte.

V. Der heil. Bischof Nikolaus, von Pfalach.

Auf diesem Gemälde sieht man oben den heil. Nikolaus in seinem völligen Bischofsornate, mit vielen Engeln oder Genien umgeben, von denen einige ihm den Stab, andere die Bischofshaube, und wieder andere das Buch mit drei Aepfeln halten. Unten ist die schöne Begebenheit mit den drei adelichen armen Töchtern gemalt, welche dieser, vorzüglich wegen seinen Wohlthaten bekannte Heilige, aussteuerte, indem er heimlich in ihre Zimmer Geld geworfen. Die Figuren sind länger als einen Fuß, und die Anordnung ist sehr artig. Man sieht die drei Mädchen bei dem Lichte eines Kohlenfeuers, das in einer Ecke brennt, in einem sehr armen Zimmer, welches indessen, wie ihre häusliche Kleidung, sehr rein und nett ist, eben mit wirthschaftlicher Arbeit beschäftigt. Im Hintertheile des Zimmers spinnt eine, indeß eine andere weiter heraus mit ungemeiner Emsigkeit nähet. Sie haben ein sehr züchtiges, jungfräuliches Ansehen, und wollen gerne ihrer Hände nicht schonen Tag und Nacht, und sich gern mit Wenigem behelfen, um sich bei Ehren zu erhalten. Dieß ist sehr rührend, und wird es noch mehr durch die Gegenwart des Vaters, der ihnen durch angstvolle Geberden seine Verlegenheit zu erkennen gibt, und sich wohl gar dabei solcher Vorstellungen bedienet, welche ihre Seelen verwunden. Auf der Seite sieht man den heiligen Nikolaus (auch hier mit dem Bischofsmantel und Mütze gekleidet) sich zum Fenster herein lehnen, und die Gabe in der Hand halten.

VI. Die Verklärung Christi auf Tabor, von Fischer.

Ich brauche nicht zu sagen, daß hier die Apostel Petrus, Jakobus und Johannes die Hauptpersonen sind; denn die übrigen, zumal Christus, liegen da zu sehr außer aller Kunst, sind zu unerreichbar. Jesus ist bereits über dem Berge Tabor erhoben, und mit dem Lichtkleide umgeben, und neben ihm sind bereits auch schon Moses und Elias erschienen. Die

Apostel befinden sich im ersten Freudenschrecken über die Stimme aus der Wolke: „Dieß ist mein geliebter Sohn ꝛc.“

Die größte Wirkung machte dieß Wort auf Petrus. Der Schrecken hat ihn zurückgestürzt. Er streckt beide Hände noch aus, wie ein Mensch, der sich dessen, was ihm begegnen soll, noch unbewußt ist; schreien, danken, anbeten, Jubel rufen will er, und die Worte versagen ihm. Es ist zu viel für ihn, in dieser Herrlichkeit, dieser Glückseligkeit Fülle. Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig, Gott! bebet er mit stammelndem Munde.

Ruhiger und inniger empfinden, ihm gegenüber, die himmlische Erscheinung Jakobus und Johannes. Jener hat die Arme auseinander gebreitet, ist ganz durchdrungen von Ergebenheit und den heißen Gefühlen des Gebets und eifernder Ehrfurcht. Mein Herr, ruft er, mein Herr und mein Gott! Die schönste Figur ist nach meinem Gefühle Johannes; ein noch jüngerer stattlicher Mann in der vollen Kraft der Jahre. Er ist die ruhigste, und doch die feurigste Person im Gemälde. Ihn setzt diese Erscheinung nicht außer sich, und mit Vorgefühlen dieser Art war er längst bekannt. Wenn ihm gleich des Glanzes zu viel ist, so will er doch desselben, so viel sein irdisches Aug kann, genießen; er hebt die linke Hand vor die Augen, und richtet seinen Blick mit verschlingender Schärfe dahin. Sein ganzes Gesicht ist entflammt, und er ist nicht auf Erden; er ist höhern Freuden entflogen. — Die Gewänder dieser Apostel sind die gewöhnlichen.

VII. Der heil. Wolfgang, Veit und Georg, von Passetti aus Verona.

Diese drei Heiligen befinden sich in Lebensgröße auf einem Gemälde, und zwar ohne die geringste Verbindung unter sich. Jede Figur ist für sich ein besonders Gemälde.

In der Mitte derselben befindet sich der heil. Martyrer Veit bis auf den entblößten Oberleib in dem Kessel, unter welchem kein Feuer zu sehen ist. Er stellet auch die erste Person dieses Gemäldes vor; denn nach ihm richten die Engel, welche sich in der Höhe befinden, ihre Blicke voll Ermunterung und Mitleid, so, daß man annehmen muß, der Heilige leide wirklich die Marter. Er ringet seine ausgestreckten flehenden Hände gegen den Himmel empor mit einem Gesichte ganz lebendigen Glaubens, über dessen Stärkung und Erwartung der nahenden Glückseligkeit er die Qualen kaum zu fühlen scheint. Von der Rechten zur Linken hängt ihm eine grüne Schärpe den Leib herab, wodurch das Nackte sehr vortheilhaft erhoben wird.

Ihm zur Rechten befindet sich der heilige Bischof Wolfgang, mit seinem Kirchenornate, nämlich dem feierlichen Mantel und der Bischofsmütze bekleidet. Er sitzet in der bequemsten Stellung, stützet sich mit dem rechten Ellenbogen an der Seite auf, und legt seine linke Hand darüber zurück, wobei sich, indem er rechts gegen Himmel sieht, der Körper etwas wenden muß. Es ist eine große, sehr prächtige Figur, voll Würde und Vaterwesen, mit einer Gestalt, an der man unter jeder andern Kleidung einen Mann von großem Verstande erkennen würde.

Zur Linken stehet der heilige Ritter Georg, mit einer Pantomine, wodurch er zu erkennen gibt, wie sehr er für die Ehre Gottes eifere. Er hält ein großes Ritterschwert in seiner Linken, und greift mit der Rechten nach dem Hefte desselben mit einer großen Kraft, welche auch in seinem schönen, rüstigen, hinangezogenen Körper zu erkennen ist, um damit anzudeuten, daß er selbiges unerschrocken bei Silena zum wohlthätigen Dienste gebrauchet; auch nachher, da es wider ihn gezogen werden sollte, nicht gefürchtet habe. Uebrigens ist die Gruppe, womit das ganze vereiniget ist, mit vielem Verstande entworfen, und wie zu Einem Stücke gemacht.

Auf der Nord- und in dieser Kirche auf der Evangelien-Seite befindet sich:

I. Ein schönes Altarblatt, von Peter Candit.

Die heil. Anna und Maria sitzen auf einer Bank; jene hält (zwischen ihnen beiden) das Jesukindlein, welches aufrecht steht; und Maria hat mit ihren beiden Händen das linke Aermlein des göttlichen Kindes ergriffen, und küßt es mit einer unbeschreiblichen Andacht und Inbrunst. Eine stille liebliche Scene ganz herzlicher, himmlischer Wonne und Zärtlichkeit.

So, wie hier die Mutter Anna gebildet ist, stelle ich mir in Gedanken jene tugendsame Frau vor, die, wem sie bescheret ist, viel edler, dann die köstlichsten Perlen, ist. — Sie ist, wie eines Kaufmannes Schiff, das seine Nahrung von Ferne bringet. — Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. In Wahrheit, ein Gesicht voll Erfahrung und häuslichen Ansehens, und nun ihr frommes, zufriedenes Lächeln, das auf ihren heitern Zügen, wie das Erquicken eines ganz unbewölkten Sommerabendes, erscheinet. Maria ist voll Ehrfurcht und himmlischer Demuth; es ist der Welterlöser, dessen Hand sie jetzt küßt; es ist der Herr, und siehe, sie ist seine Dienerin. Ihr bleiches Angesicht verkündiget ein Herz ganz von flammender Liebe und stillem Kummer über das Werden in der Zukunft; deren Geschichte, ihr so klar bekannt, ist erfüllet. Doch hier sehe jeder selbst, der Augen hat, und ein Herz hat, das stärkende, mit sich selbst aussöhnende Wohlthun einer solchen Vorstellung zu empfinden.

Wäre die Kunst durch Talent und Geschick mein Antheil geworden: in stillen Begeisterungen wollte ich meinen Geist dann geübt haben, bis die Gestalt mir erschienen wäre, bei deren erstem Anblicke die junge bleiche Römerin, wiewohl sie in in ihrem Leben die schönsten Gestalten gesehen hatte, bewundernd still stand und ausrief:

— — — Sag, o sage, wer bist du? Wie du auch seyest, noch nie habe ich diese Hoheit gesehen.

Es sollen hier nicht nur die schönsten Theile vereinigt seyn, um des Ausdrucks der geistigsten Eigenschaften fähig zu seyn, sondern die Empfindungen, welche darauf erscheinen, sollen der Inbegriff alles dessen seyn, was das erste irdische weibliche Wesen vom Großen und Guten in sich fassen kann. Ich wünschte, daß hierüber einmal etwas gesagt würde, das die Maler nach dem Theile der Philosophie führte, der ihnen vorzüglich mangelt. Eine hohe unumschränkte Liebe und Wohlwollen gegen das ganze Menschengeschlecht, ein besänftigtes Wesen, von allen beleidigenden Merkmalen ungestümerer Leidenschaften befreiet, eine durch reife Betrachtung, Beleuchtung und Fertigkeiten in Ausübung des Guten gebildete Natur soll auch in den Gestalten der Heiligen das Ziel des Ausdruckes seyn, welchen zu erreichen, jeder, der so etwas unternimmt, sich bestreben soll; allein dazu gehört viel voraus, was man bei tausend gezeichneten akademischen Figuren, und bei Ovids Verwandlungen, dem gewöhnlichen Buche, das die wenigen Künstler, welche lesen, in die Hände nehmen, niemals lernen wird.

Ich komme nun wieder zu meinem Gemälde, das nun freilich, so geendet, auch schon sehr herrlich seyn würde; aber noch ist der heil. Mutter Anna zur Rechten die heil. Elisabeth zu sehen, welche in ihrem linken Arme ein Brodkörbchen hält, und mit der Rechten einem Bettler Allmosen ertheilet. Auch stehen hinter der schönen Gruppe der heil. Personen drei Engel in Lebensgröße, welche Andacht und Ergebenheit ausdrücken.

II. Der h. Thomas von Villa Nova, von Feistenauer.

Der Heilige trat in den Orden des heil. Augustinus, und ward zum Erzbischofe zu Valenza erwählet. So bald er als Erzbischof vorgestellet worden, war das erste, was er that, daß er die Gefangenen in eigener Person besuchte, ihnen den thätigsten Beistand versprach, und die finstern elenden Kerker erweitern ließ. Es gezieme sich nicht, waren seine Worte, daß man Gefangene so unbarmherzig behandle. Am nämlichen Tage schickte er ein Geschenk von etlichen tausend Kronen, welches ihm das Domkapitel machte, nach einem Spitale. Er lebte überaus mäßig und streng, und was ihm angehörte, verwendete er auf verlassene Waisen, Findlinge, Hausarme und arme Handwerker. Mit einem Worte, er war ein Herr, wie deren etliche jedes Land glücklich machen würden. Und was dann damals war, das bitten die Figuren auf dem Gemälde, daß es wieder seyn möchte.

Auf einer Seite schleppen zwei Kerl einen todtkranken Bettler nach dem Spital, einer hat ihn bei den Schultern, der andere bei den Füßen unter den Knien gefasset, so daß der ganze entblößte Körper zusammen und hinabgekrümmt wird. Er strenget seine letzten Kräfte an, sein Haupt empor zu heben, und mit brechenden Augen um Hilfe zu rufen. — Auf der andern Seite befindet sich ein halb nackter, äußerst dürftiger Mann, mit Krücken unter den Schultern, und hinter diesem hebt

eine Mutter, mit einem Gesichte voll Angst und Schmerz, ihr nacktes Kind vor sich empor zu dem wohlthätigen Heiligen, der oben, als Bischof gekleidet, in den Lüften auf einer leichten Wolke erscheinet, welche viele Genii umflattern. Sein Schweben im Freien ist sehr ungezwungen und leicht.

III. Maria, genannt vom Troste, von Rotthammer.

Maria erscheint oben mit vielen Heiligen umgeben, und unten umgibt den h. Augustin eine zahlreiche Menge von Heiligen seines Ordens. Von vielen siehet man nur die Gesichter, welche indessen, besonders die der Nonnen, die auf der einen Seite beisammen stehen, sehr charakteristisch sind.

IV. Die heil. Catharina, von Rotthammer.

Sie war eine adeliche Jungfrau, berühmt wegen hoher Gaben des Geistes, und ward der Religion wegen enthauptet. Auf dem Gemälde ist die Vorstellung dieses letzten Zeitpunktes gewählet.

Sie knieet in der Mitte desselben auf einem hohen Gerüste, und erwartet den tödtlichen Streich, vermöge dem in dem folgenden Augenblicke der Kopf auf das Blutgerüst fallen wird. Sie ist mit einem schönfarbigen rothen Kleide angezogen, und über die Schultern entblößt. Die Hände sind ihr auf den Rücken, aber kein Tuch vor die Augen gebunden, und man kann ihr ins Gesicht sehen. Sie beuget ihren Kopf seitwärts, und ein wenig nach der Erde, so, daß der Nachrichter des Streiches nicht fehlen kann. Die goldgelben Haare sind ihr theils in einen Knoten gewunden, theils fallen sie seitwärts den Nacken hinab. Ihr Gesicht ist nicht entstellt, und nur eine kleine Bläße erscheinet wie ein leichter Hauch über ihrem schönen Gesichte, und ihren süßen Augen, welche geweint zu haben scheinen. Da sie neben dem Nachrichter die einzige Person auf der Bühne, und in dieser grausamen Erwartung des tödtlichen Beiles ist, das jener eben mit aller Kraft niederschlägt; so ist dieser Anblick überaus schauderhaft.

Um die Bühne ist alles mit heidnischem Volke zu Pferd und zu Fuß besetzt; darunter sehen einige sehr stolz, andere sehr nachdenkend hin, und ein Jüngling wendet sein Angesicht weg, und bedeckt mit seinen Händen die Augen.

V. Der h. Nikolaus von Tolentin, und St. Sebastian, von Ulrich Lott.

Vor diesem Gemälde stand ich oft viele Stunden, ehe ich noch wissen konnte, was ein Gemälde sey. Hier ist etwas, so anziehender, leidender Natur, daß man das Gemälde nie ansehen kann, ohne dabei zu verweilen, ein Bauernbube, der das Fieber hat.— Doch ich will ehe die andern Personen vorausschicken. Es war so leicht nicht, hier eine gute Einrichtung zu treffen, da der Gegenstand so bald Eckel erwecken kann. Es sind fünf kranke Personen, welche die Hilfe der Heiligen anrufen, die in der Höhe zu sehen sind. An der einen Seite sitzet auf der Erde ein wohlgebildetes, aber sehr blasses, und vermuthlich an einer langwierigen Krankheit leidendes Weib. Sie sieht nicht empor, sondern strecket die blaßgelben Hände vor sich aus, welche ihr über die Kniee sinken, wo sie selbe wieder zusammen hält. Sie scheinet von innerm Uebel ganz kalt zu seyn, erwartet aber getrost mit andern, daß sie genesen werde. — Hinter ihr steht und ruft ein kranker Bauersmann mit lautem Schreien, wozu er beide Arme gegen die Höhe strecket, nach den Heiligen, und das, wie man aus seinem Eifer siehet, mit dem lebendigsten Vertrauen. Vor ihm knieet ein anderer armer, älternder, nackter Mann, stützt sich in dieser Stellung mit zurück nach der Erde gedrehten Händen, und seine Andacht ist sehr herzlich, mit der er den Heiligen klaget, daß er verlassen und elend sey. Auf der einen Seite hinter dem genannten Knaben liegt einer auf der Erde zusammen gefallen; er drehet den Kopf gegen die Höhe mit einem Blicke, der den letzten seiner Nöthen gleichet. Aber nun der Bauernknabe! Er hat eben das Fieber, und ein Tolentinbrod in der Hand, dessen Genuß ihn heilen sollte. Er hält vorn die Arme, seinen Hut unter dem linken, be

der Brust zusammen, blickt andächtiglichst nach dem Brode in seiner Hand, und ziehet seinen ganzen Körper ein, um sich des Frostes zu erwehren. Er steht, die Schultern ein Bischen hinauf, und den Kopf gegen das Herz gezogen, ganz gebeugt da, und seine Kniee und Beine, an welchen die Kleider faltern, schlottern und wanken ihm. Er hat den Mund dem Brode entgegen geöffnet, hält die Hand, worin er es faßt, fester mit der andern, und thut sehr kümmerlich, daß er es zum Munde führe. Er schnattert vor Kälte, daß ihm die Zähne klappern. Schon sind ihm die Beine eingefallen, und die Haupthaare dünne geworden. Er hat ein kurzes graulichtes Jöppel an, und schmieget und zieht sich in selbiges hinein überall grämlich und armselig. Man kann ihm sein Mitleid nicht versagen, und blicket oft, wenn man schon vorüber ist, dahin wieder zurück, als wollte man sich nach ihm umsehen, ob er sich noch nicht besser befinde.

VI. Der h. Hieronymus, von Saraceno.

Der fast ganz nackte Hieronymus sitzt in seiner Zelle, und zu seinen Füßen ruhet ein Löwe, neben welchem ein Todtenkopf liegt. Er hat ein aufgeschlagenes Buch auf seinem rechten Knie gestützet, und erklärt, und lehret als ein Mann, der in langer Einsamkeit dem künftigen Auftönen der Posaune zum Weltgerichte nachdachte, Worte der ernsten Ewigkeit. Neben und hinter ihm stehet auf seinen Stab gelehnet der h. Einsiedler Anton, und ihm zur Linken die h. Büßerin Magdalena, in einer noch ganz wohlgehaltenen Gestalt. Sie legt ihre flachen Hände auf dem Herzen zusammen, hier im Gemälde nicht so fast aus Zerknirschung, als um ihr Oberkleid, welches (zumal auf eine Büßerin) zu frei hinabfallen möchte, fest zu halten; eine sonst gar nicht ungewöhnliche Erscheinung der Magdalena auf Gemälden, welche freilich sehr malerisch, aber, wie mir deucht, so eben nicht die anständigste ist; doch was erlaubt man sich auf der Leinwand nicht? Da müssen gewiß alle Scharfrichter entblößt erscheinen; und wer sich nur ein Bischen auf das Nackte verstehet, ziehet, wo es ihm nur einfällt, seinen gemalten Leuten die Kleider aus.

In der Tiefe dieses Gemäldes, und bereits in einiger Entfernung sieht man, ganz von den vorigen Personen abgesondert, den heiligen Franziscus von Assis, wie er von einer Begeisterung hingerissen, seine offenen, ausgebreiteten Arme, (die Hände, als wolle er die fünf Wundmale empfangen, flach hinauf gekehret), gegen Himmel wendet.

Nun sind noch zwei große Gemälde übrig, welche ich zuletzt versparet habe, weil sie, historisch betrachtet, die Hauptgemälde, auch an Personen die reichsten sind. Sie haben etwa 8 Fuß in der Höhe, und bis 16 in der Länge oder Breite. Beide sind von Fischer gemalt, und sie befinden sich auf den beiden Seiten zwischen der hintern Kirchenthüre.

VII. Der heilige Johann, der Evangelist,

wie ihn zu Rom Kaiser Domitian zwinget, einen Becher voll des schärfsten Giftes zu trinken.

Es ist öffentlicher Gerichtstag, und die Bekenner Christi werden bereits durch verschiedene Martern gequälet; da, wo Domitian selbst zu Gericht sitzt, sieht man vornehmlich drei, welche vor seinen Augen durch das Gift sterben sollten. Nicht weit von ihm steht ein zerstümmelter Götze, zu dessen Anbetung man sie vermuthlich noch einmal hatte bewegen wollen.

Von den dreien hat einer das schnellwirkende Gift bereits getrunken. Er ist rückwärts zur Erde gesunken, und ist ganz dem Tode nahe, wenn er ihn nicht schon bestanden hat. Zwei Kerls beschäftigen sich mit ihm; und so, wie sie ihn eben auf die Erde niederlassen, und die Stricke, mit denen er gebunden war, abnehmen, schwanket ihm der Kopf etwas rückwärts, und die linke Hand kommt auf dem Herzen zu liegen. Man ist gewisser Maßen froh, den, der ausgelitten hat, zu sehen, wenn man die Augen auf den heftet, welcher, nicht weit von ihm, das Gift wirklich trinkt.

Er ist bis auf die Hälfte des Leibes entblößt, und die Hände sind ihm auf den Rücken gebunden, wo sie einer festhält. Der, welcher ihm das Gift in einem Becher reichet, hat ihn mit seiner Linken bei den Haaren ergriffen, und, indem er ihm den Kopf zurückzerret, gießet er ihm das Gift langsam und mit grausamer

Sorgfalt ein, daß kein Tropfen seitwärts rinnen möge, und in den Mund sieht er ihm hinein, um zu sehen, wie jeder Tropfen gegen das Herz rinnet. Er beuget sich hierüber, und betrachtet jede Bewegung auf seinem Angesichte, und jede Zuckung des sich nahenden Todes. Den Martyrer scheinet das Gefühl des Giftes bereits ergriffen zu haben. Die Todesblässe senket sich auf sein Angesicht, und auf seine Augen, welche zu erstarren anfangen, und allgemach das Sonnenlicht verlieren. Schon zittert seine Seele auf den bleichen Lippen, und der leidet mehr, der ihn theilnehmend ansieht.

Dieß ist Johannes, welcher erst seine beiden Freunde sterben sehen, und hiemit die Schrecken der Marter peinlicher fühlen soll. Er wird beiderseits von zwei Kerlen, die ihm durch die Arme greifen, so in ihrer Mitte gehalten, daß er seinen Blick auf den Sterbenden heften muß. Er stehet noch in seiner schönen langen Kleidung da, die man ihm nun bald abnehmen wird, wenn die Reihe an ihn kömmt. In der linken Hand hält er den Giftbecher, und die Rechte streckt er über selbigen, oder auch über den Leidenden zum Segen aus, als nach welchem er mit einem zärtlichen Mitleiden hinsieht. In seiner simpeln Gestalt herrschet viel Ansehen und Einfalt des Herzens, und brennende Liebe, und sein Wort muß der noch halten, dem Himmel und Erde vergehen.

Er ist dem Wütherich gegenüber gestellt, und dieser beuget sich ein wenig herunter, voll Grimm und Erstaunen über die standhafte Art, wie er die Kämpfer dem Tode entgegen gehen siehet. Die neben und um ihn stehen, drücken mehr und weniger ihres Tyrannes Bewegungen aus. Diese Figuren sind alle in Lebensgröße.

Auf der andern Seite des Gemäldes siehet man tief in die Stadt auf einen Platz, wo ein anderes Gericht gehalten wird. Es ist hier eine große Menge Volkes versammelt, und die Richter erscheinen zu Pferd. Der h. Martyrer sitzt in einem Kessel, und faltet seine Hände gegen Himmel.

Auf diesem ganzen Gemälde sind bei 18 größere Figuren zu sehen, und die Verrichtung einer jeden ist bedeutend, und mit großem Verstande behandelt.

VIII. Die Enthauptung des h. Johannes, des Täufers.

Als Herodes die Tochter der Herodias, seines Bruders Weibes, tanzen sah, versprach er ihr mit einem Eide zu geben, was sie fordern würde. Und wie sie dann schon von ihrer Mutter unterrichtet war, sprach sie: Gib mir her auf einer Schüssel das Haupt Johannis, des Täufers. Und der König ward traurig; doch um des Eides willen, und derer, die bei Tische zugegen waren, befahl er, es ihr zu geben. Also schickte er hin und enthauptete den Johannes im Kerker. Also brachte man das Haupt in einer Schüssel, und gab es dem Mägdlein, und sie brachte es ihrer Mutter.

Diese Geschichte hat der Künstler in zwei Vorstellungen buchstäblich ausgeführt. Auf einer Seite des Gemäldes sieht man den Kerker, worin Johannes diesen Augenblick enthauptet worden. Der Rumpf seines Körpers sinkt (beide Arme voran) eben vorwärts auf die Erde, und hinter ihm stehen zwei Henkersknechte, deren einer noch den Strick hält, womit dem Heiligen die Hände auf den Rücken gebunden sind. Vor ihnen stehet der Scharfrichter mit dem abwärts gekehrten und blutigen Schwerdte in der Rechten, und mit der Linken hat er das Haupt bei den Haaren ergriffen, und setzt es so der Prinzessin, welche mit einem Gefolge von Frauenzimmern zugegen ist, auf den Teller; er ist ganz erhitzt von dem, was er verrichten mußte, und sein Aug ist hervorquillend und gräßlich. Auf den Gesichtern derer, welche das Mägdlein begleiten, ist hie und da Mitleid und Entsetzen zu sehen; sie selbst aber scheinet für nichts anderes, als für Putz und Ueppigkeit Gefühl zu haben. Sie blicket dem Scharfrichter nicht ohne Dreistigkeit ins Gesicht, und erwartet von ihm, was sie zu fordern hieher gekommen war. Bei dieser Vorstellung sind bei 18 Figuren in Lebensgröße.

Den einen und größern Theil des Gemäldes nimmt die zweite Vorstellung ein. Man siehet den Speisesaal, und im Grunde an der Tafel den König, und an seiner linken Seite die Herodias, und um sie herum die gegenwärtigen Gäste. Um den Tisch stehen einige Wachen, und ein Paar Pagen tragen Speisen. — Diesen Augenblick tritt das Mägdlein, mit dem Haupte des Johannes auf dem

Teller, zum Saale herein. Es ist ein schrecklicher, gräßlicher, aber für den Künstler ein herrlicher Augenblick. Der ganze Saal ist in Bewegung.

Herodes fährt erschrocken zusammen, wobei er, indem er inwendig erschüttert wird, die Hände auseinander wirft. So war ihr denn doch Ernst, denkt er, und hat noch immer gewünscht, daß ihre Bitte sie gereuen möchte; denn er achtete den Johannes hoch. An ihn schmieget und klammert sich mit beiden Händen das feige, wollüstige Weib, und weiß nicht, wo sie vor Angst sich verbergen soll. Sie ist ganz bleich vor Entsetzen, und scheint sich zu weigern, daß man das Haupt näher bringe. Das Betragen der Anwesenden ist mit vieler Einsicht und Menschenkenntniß erfunden und geordnet. Ein Paar scheinen ohne sonderliche Bewegung zu seyn, Leute, voll blinder Ehrfurcht, welche nichts für Unrecht halten, was sich ihr Herr als recht erlaubet. Nächst dem Könige aber sitzt einer, dessen finsterer, ernsthafter Blick diese That nicht so heimlich beurtheilet: ein anderer, am vordern Theile der Tafel, scheint als ein kluger Hofmann, unter einer heitern Miene, (denn er sitzt dem Fürsten gegenüber) einen tiefen Ernst zu verbergen. Und so ist keine Person, welche nicht zur Sache mithält, in dem Gemälde zugegen, und der erfinderische Geist des Fischers leuchtet überall hervor. Einen guten Kontrast zum Ganzen machen zwei noch sehr junge Pagen, deren einer den Schlepp der Prinzessin nachträgt, und der andere mit einem Hund spielet, über welchen er sich vorwärts hinein legt. Sie bekümmern sich um die ganze Begebenheit nicht einen Augenblick, und lachen einander recht herzlich an. Man sieht es jenem an, daß er nachtreppeln würde, es möchte zum Himmel oder zur Hölle gehen. Ein dritter, schon reifer an Jahren, trägt eben ein Gerücht zur Tafel, und blicket ganz durchdrungen von Wehmuth und Entsetzen nach dem Teller hin; und ein anderer, der ein Körbchen wegträgt, ist ganz zerschlagenen Gemüths; er hänget den Kopf nach der Seite herab, und des Schreckens und der Betrübniß ist ihm zu viel auf einmal geworden.

Etwas für die Künstler.

Hier haben Sie den Abdruck von Mechels Grabmahl des Marschalls von Sachsen, das in Straßburg aufgerichtet worden. Ich weiß nicht, ob der Abdruck treu ist; denn, wahrlich! um das Ding reise ich nicht nach Straßburg. Der Meißel des Künstlers mag so vortrefflich seyn, als er will, so kann ich die Komposition ohne Eckel nicht ansehen. Daß doch die Franzosen nie mehr die edle Einfalt fühlen können! Wie wunderbar komponirt nicht die Natur! Hätte der edle Feldherr ganz allein gestanden mit dem ruhigen Schritt in den Sarg, so würde kein fühlendes Herz ohne Thränen, ohne Erhebung ihn haben sehen können. Was in aller Welt soll aber nun da die Madam Gallia zur Linken mit dem kleinen Buben; der Tod Bettuche mit dem offnen Maul; der gebundne Adler, und die andern Wappenzeichen, die die französische Prahlerei so geschmacklos dahinlegt? Und wer am Ende, lieber B. wer kann den weinenden Herkules ertragen? Herkules, der im ganzen Glanz seiner Unsterblichkeit kommen, mit offnem Arm dem Helden entgegen gehen, sich freuen mußte, seinen Sohn zu sich aufzunehmen, und mit ihm die ewige Jugend zu zeben! — Ich wundre mich nicht, daß hie und da ein Künstler, der sein ganzes Leben hingebracht hat, seiner Faust Geschick zu geben, sich hinreißen läßt, eine Komposition zu machen, in der er Figuren auf Figuren häuft, um seine geschickte Faust zu zeigen, und daß er darüber die Wirkung des Ganzen vergißt; aber daß die Nation nun um das Werk herumsteht, und, anstatt zu sagen: Wie künstlich! ausruft: Wie sublim poetisch! Das würde mich wundern, wenn wenigstens nicht die Franzosen schon so lang dafür bekannt wä-

ren, Empfindung zu heucheln. — Da steht denn nun wieder ein Werk, das die Kunst und die Fühllosigkeit, die Größe und die Schwäche unsrer Zeit beweist. — Noch was, B. ist mir bei dem Werk eingefallen. Man sagt, die Statue sähe dem Marschall ähnlich. Sein Gesicht ist aber nicht erhaben; wenigstens dünkt michs. Was glauben Sie? Sollten die Statuen, um den Eindruck zu veredeln, nicht ein bischen lügen dürfen? Ist selbst der ruhige Blick, das einzige Gute, was ich an der Statue sehe, nicht vielleicht eine Lüge? — Einige bemerken, daß der Held einen Sprung in den Sarg thun muß, weil der Deckel die untersten Stufen deckt. Das verzeihe ich dem Künstler lieber, als die weinenden, frostigen Allegorien, die ein für allemal nichts taugen, wo die Sache von selbst spricht. Wer kennt den Marschall nicht? Wer weiß nicht, daß Frankreich um ihn zu weinen Ursache hat? Wer braucht die Wappenzeichen, um sich seiner Thaten zu erinnern? Und der Herkules — Schadet die Figur des Mannes, der alles allein that, nicht am Ende dem, dem so viel Tausende helfen, mehr als sie ihm nützt? Zwar ein weinender Herkules schadet niemand. —

Geschichte

des

dreissigjährigen Krieges.

Erster Band.

Geschichte des dreissigjährigen Krieges.

Inhalt.

§ I.

Vorgänge des dreißigjährigen Krieges. Einige protestantische Fürsten bemächtigten sich geistlicher Fürstenthümer und Stifter, mit welchen Sitz und Stimme auf den Reichstagen verbunden waren. Die katholischen Fürsten sprachen ihnen das Recht dazu ab, indem sie behaupteten, daß geistliche Stiftungen, welche von Katholiken gegründet worden wären, auch nur von solchen in Besitz und Genuß genommen werden könnten. Jene verwarfen diesen und ähnliche Grundsätze, stellten nebst einer Menge anderer Beschwerden die Behauptung auf, daß auf Reichstagen die Mehrheit der Stimmen (diese war nämlich auf Seite der Katholiken) eben nicht entscheidend seyn müßte, und vereinigten sich auf den Fall, daß die katholischen Fürsten Gewalt brauchen sollten, in einen Fürstenbund oder Union zu Ahausen (Aschhausen) am Odenwald im Fränkischen im J. 1608. Das Haupt der Union war der Churfürst von der Pfalz, Friedrich der Vierte.

Die katholischen Fürsten waren darüber äußerst beunruhigt; und da sie fürchteten, daß ihnen von den Protestanten durch die Einziehung katholischer Stifter nach und nach nicht nur die Mehrheit der Stimmen auf Reichstagen, sondern zuletzt wohl gar alles Ansehen entrissen werden, und ein höchst bedenkliches Uebergewicht erwachsen möchte; so traten ebenfalls unter ihnen einige, wozu sich mit der Zeit mehrere gesellten, in ein Bündniß oder Liga zu München 1609. Das Haupt dieser Liga, oder dieses Fürstenbundes war der Herzog von Bayern, Maximilian der Erste.

Die Union sowohl, als die Liga standen mit dem Kaiser und dem Erzhause Oesterreich nicht in der geringsten Verbindung.

§. II.

Bald darauf entstanden in Böhmen große Unruhen. Die Protestanten in Böhmen nämlich hatten im Jahre 1609 vom König (und Kaiser) Rudolph dem Zweiten unter andern Dingen auch die Erlaubniß, Kirchen zu bauen erhalten, und einige protestantische Unterthanen des Erzbischofs von Prag und des Abts zu Braunau hatten auf dem Grund und Boden dieser Herren Kirchen für sich zu bauen angefangen. Die Grundherren widersetzten sich und behaupteten, daß die vom Könige Rudolph ertheilte Freiheit sich allein auf die königlichen Krongüter erstrecken könnte. Die Protestanten behaupteten entgegen, daß die ihnen ertheilte Freiheit keine Beschränkung enthalte, und daß noch überdieß alle geistlichen Güter Krongüter seyen. Der Nachfolger Rudolphs, der König (und Kaiser) Mathias mußte entscheiden; er entschied für die Behauptung der katholischen Geistlichkeit, und entfernte sich, da er befürchtete, daß es Unruhen abgeben möchte, nach Wien. Die Unruhen begannen. Böhmische Herren mißhandelten gröblich einige Personen, welche der König als Statthalter zurückgelassen hatte, und griffen zu den Waffen.

§. III.

Der beleidigte König starb 1619; ihm folgte Erzherzog Ferdinand, ein der katholischen Religion mit flammendem Eifer ergebener Fürst, der bereits ganz Steyermark, Kärnthen und Krain, wo er bisher regierte, genöthigt hatte, sich zur katholischen Religion zu bekennen. Die protestantischen Stände in Böhmen, Schlesien, Mähren, der Lausitz, in Unter- und Oberösterreich, dann in Ungarn versagten ihm die Huldigung. Die protestantischen Stände von Böhmen eröffneten den Krieg, und ihre Truppen stürzten unter der Anführung des Grafen Heinrich Mathäus von Thurn bis vor die Mauern Wiens, wo ein glückliches Ereigniß den Ferdinand uoch rettete. Sie verwarfen mit Unmuth alle Bedingnisse, mittels deren sie Ferdinand zu gewinnen suchte, und wählten den Churfürsten von der Pfalz, Friedrich den Fünften, zu ihrem Könige den 26. Aug. 1619.

§. IV.

Die deutschen Churfürsten, die Fürsten der Union, der König von England und die vernünftigsten und ansehnlichsten Männer widerriethen dem jungen Churfürsten die Annahme der böhmischen Krone; allein Friedrich ließ sich zu Prag krönen den 4. Nov. 1619.

§. V.

Aber das Glück lächelte den neuen König nur einen Augenblick an, um sich von ihm auf immer zu entfernen. Die von auswärtigen Staaten erwartete Unterstützung erschien nicht. Zwei Heere, welche aus Böhmen und Ungarn bis vor Wien drangen, mußten ohne Erfolg wieder abziehen. Die böhmisch-ständischen Gesandten, welche zur Wahl

eines neuen Kaisers nach Frankfurt gekommen waren, mußten sich, statt die böhmische Wahlstimme ausüben zu dürfen, was ihre Absicht war, am Wahltag sogar aus der Stadt entfernen und König Ferdinand, wider welchen sie alles in Bewegung zu setzen gesucht hatten, wurde den 28. August 1619 zum Kaiser gewählt. Dieser neue Kaiser schloß sogleich mit dem, damals wichtigsten deutschen Fürsten, dem Herzoge Maximilian von Bayern (zu München den 8. October 1619) ein Bündniß, vermöge dessen dieser Herzog versprach, dem Kaiser wider alle seine Feinde beizustehen. Diesem Herzog stand die ganze Macht der Liga zu Diensten, welche vortrefflich gerüstet und bei jedem Aufruf bereit stand.

§. VI.

In ganz andern Umständen, ohne vereinten Zweck und Muth befanden sich die Fürsten der Union. Die Zumuthung, für den Churfürsten von der Pfalz zur Behauptung der böhmischen Krone sich verwenden zu sollen, mißfiel ihnen, theils, weil sie für sich keine Vortheile, theils weil sie vielmehr für die lutherische Religion in der Rücksicht, daß der neue König von Böhmen ein Calvinist war, viele Gefahren zu sehen glaubten. Sie versammelten sich zwar mit einer Armee bei Ulm, allein da sie darüber von dem Oberhaupt des katholischen Fürstenbundes, dem Herzoge Maximilian von Bayern, welcher ebenfalls mit einer Armee ausrückte, zur Rede gestellt wurden, erklärten sie sich in einem feierlichen Vertrag den 13. Juni 1620, unter andern, daß sie dem Churfürsten von der Pfalz in der böhmischen Sache nicht beistehen, sondern ihn hierin gleichwohl seinem Schicksal überlassen wollten. Auch Gabriel Bethlen von Siebenbürgen zog sich zurück.

§. VII.

Sogleich nach dem Abschluß des Ulmer-Vertrags eilte der Herzog Maximilian von Bayern nach Oberösterreich; und nachdem ihm die Stände gehuldigt hatten, eilte er nach Böhmen, wo indeß der neue König Friederich wider sein gegebenes Wort eine sogenannte Religionsreinigung nach calvinischen Grundsätzen vorgenommen, und sich die Katholiken und Protestanten in Böhmen gleich abgeneigt gemacht hatte. Nach einem während einer höchst ungünstigen Witterung und eines gänzlichen Mangels an Lebensmitteln fortgesetzten Marsche kam es am 8. Nov. 1620 am weißen Berg vor Prag zu einer Schlacht, welche in einer Stunde entschied. Das vereinigte Heer der Bayern und Oesterreicher erfocht einen vollkommnen Sieg.

Friedrich floh. Die Bürger von Prag, die Stände Böhmens huldigten. Maximilian ließ zu Prag den Tilly mit einer verhältnißmäßigen Besatzung zurück, und traf den 25. Novemb. 1620 wieder zu München ein.

Indeß hatte der Churfürst von Sachsen die Lausitzer, Graf Bucquoi die Mährer, denen darauf auch die Schlesier folgten, zur Huldigung für Kaiser Ferdinand zurückgebracht. Nachdem dieser Kaiser noch überdieß (wider alles Vermuthen) eine schreckliche Züchtigung an den vormaligen böhmischen Rebellen vorgenommen hatte: so schien jede Veranlassung des böhmischen Krieges entfernet, und der ganze Krieg geendigt zu seyn.

§. VIII.

Aber der Churfürst Friedrich wollte die Fortsetzung des Krieges: er ernannte nunmehr den Grafen von Mansfeld zu seinem obersten Feldherrn, und rief die Fürsten der Union, die gesammten protestantischen Fürsten in Deutschland, die Höfe von Frankreich, England, Dänemark, Schweden, den Fürsten von Siebenbürgen zu seinem Beistand auf.

Der kaiserliche Hof setzte seinem Gegner die Entschlossenheit entgegen, ihn nicht bloß zu besiegen, sondern auf immer zu entwaffnen. Kaiser Ferdinand erklärte ihn und seine vornehmsten Anhänger den 22. Jäner 1621 in die Reichsacht, und aller Würden und Länder verlustig.

Sämmtliche Freunde Friedrichs widersprachen der Acht, und griffen zum Theil unverzüglich zu den Waffen; aber schon gleich der erste, der auftrat, Gabriel Bethlen zog sich mittels eines Vertrags mit dem Kaiser noch im Jahre 1621 zurück. Mansfeld zog nach der Rheinpfalz. Die unirten Fürsten entsagten sogar ihrer Union. Auch die Fürsten des niedersächsischen Kreises legten ihre Waffen in dem Augenblicke, da sie dieselben ergriffen, auf eine vom Kaiser geschehene Abmahnung, wieder bei Seite. Die ganze Rheinpfalz (die drei Hauptstädte Heidelberg, Mannheim und Frankenthal ausgenommen) wurde unter der Anführung des Spinola von den spanisch-niederländischen Truppen in Besitz genommen.

§. IX.

Indeß war Mansfeld, Friedrichs Oberfeldherr, in der Rheinpfalz angekommen, um was verloren war, wieder zu erobern, und den Sachen überhaupt eine andere Wendung zu geben. Selbst der Churfürst Friedrich fand sich ganz unvermuthet in Person bei ihm ein. Für ihn und seine vollkommene Wiedereinsetzung traten überdieß zwei andere Kriegshelden mit ansehnlichen rüstigen Heeren, der Markgraf Georg Friedrich von Badendurlach, und Christian Prinz von Braunschweig auf den Kampfplatz. Der bayerische Oberfeldherr Tilly rückte nach den Rheingegenden jenen Armeen entgegen; schlug bei Wimpfen den 6. Mai 1622 den Markgrafen, und den 20. Juni darauf bei Höchst den Plünderer, Prinzen Christian, und suchte nunmehr das Heer des Grafen von Mansfeld, welcher sich (nachdem er erst einige Raubzüge vorgenommen hatte) nach Elsaß zurückzog, auf. Schon erwartete man eine entscheidende Schlacht, als der Churfürst Friedrich sich dem Kaiser Ferdinand dem Zweiten, mit dem uneingeschränktesten Vertrauen auf seine Gnade und Versöhnung, und auf sein Versprechen, die Sache gütlich und gesetzlich ausgleichen zu lassen, in die Arme warf; er entließ den Mansfeld und den Herzog Christian mit ihren Heeren, entließ, bis auf wenige städtische Besatzungen, seine eignen Truppen, und verließ sogar seine Stammländer in der Absicht, eine vollkommene Unterwerfung und Ergebenheit zu bezeigen. Aller Krieg schien jetzt wieder geendigt zu seyn.

§. X.

Die Aussöhnung, mit welcher sich der geächtete Churfürst Friedrich von der Pfalz geschmeichelt hatte, daß sie auf einem nach Brüssel angeordneten Zusammentritt erfolgen würde, erfolgte nicht; vielmehr setzte Tilly den Krieg mit allem Eifer fort,

und brachte Heidelberg und Mannheim in seine Gewalt. Kaiser Ferdinand aber sprach auf einer von ihm nach Regensburg beschiednen Chur- und Fürstenversammlung aus eigner Macht dem Friedrich von der Pfalz die Churwürde auf ewige Zeiten ab, und übertrug dieselbe dem Herzog Maximilian von Bayern, im Jener 1623.

§. XI.

Indeß hatten sich Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig, nachdem sie vom Churfürsten Maximilian, dem sie ihre Dienste anboten, nicht angenommen wurden, erst auf einige Monate in die Bestallung der Holländer, und da sie von diesen verabschiedet wurden, an die Gränzen des niedersächsischen Kreises begeben. Diese Erscheinung zog zuerst die Fortsetzung des Kriegs, und in der Folge eine unübersehbare Reihe neuer Kriege nach sich. Die Nachricht davon, welche noch während der Chur- und Fürstenversammlung zu Regensburg ankam, beunruhigte die daselbst anwesenden Stände der Liga, indem sie fürchteten, daß sich die niedersächsischen Stände mit jenen beiden Feldherrn (und andern Mächten) vereinigen, und neuerdings für die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen Friedrich fechten möchten. Tilly erhielt Befehl, alle Möglichkeiten von Gefahren in ihren Keimen zu unterdrücken, und den Christian und Mansfeld unverzüglich aufzusuchen. Tilly schlug den Christian den 6. Aug. 1623 bei Stadtloo im Münsterischen aufs Haupt. Mansfeld entließ sein Heer, und Bethlen Gabor legte die Waffen bei Seite. Der ganze Krieg schien jetzt abermal sein Ende erreicht zu haben, und es war nichts mehr übrig, als daß Tilly mit seiner Armee von den niedersächsischen Gränzen sich entferne; aber Tilly blieb.

§. XII.

Die Könige von England, Frankreich, und andere, welche bisher aus besondern Rücksichten sich um die Vorfälle in Deutschland gar nicht, oder nicht mit Ernst bekümmert hatten, änderten jetzt plötzlich ihre Systeme, und kamen in Bewegung.

Die vornehmsten und vertrautesten Fürsten der Liga erklärten sich in einer im April 1624 zu Augsburg gehaltenen Versammlung, daß bei den unvermutheten neuen Vorgängen der Krieg noch nicht geendigt, daß aber demselben der Friede unendlich vorzuziehen, und daß zur Mitwirkung für denselben vor allen Dingen der Kaiser zu ersuchen sey.

Dieser hatte durch sein Verfahren mit den Protestanten seiner Erbländer bei den deutschen Protestanten überhaupt alles Zutrauen verloren. Sie fürchteten, daß er sie alle, wenn er sie nur erst besiegt hätte, auf eine gleiche Art behandeln, und daß er ihnen besonders alle seit dem Religionsfrieden eingezogenen Stifter wieder abnehmen würde, und zogen in stillschweigender Uebereinstimmung einem unverbürgten Frieden den Krieg vor. Die auswärtigen Höfe von halb Europa unterstützten diese Gesinnungen, und Frankreich, England, Venedig, Savoyen, dann die Könige von Dänemark und Schweden faßten das Vorhaben, die spanischösterreichische Macht zu bekriegen. Auch Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig erschienen wieder. Ein schreckliches Ungewitter drohte von allen Seiten wider den Tilly zusammen zu stürzen; aber Tilly blieb stehen.

Vor allen Königen und Fürsten trat jetzt König Christian der Vierte von Dänemark, als Herzog von Holstein, zuerst auf den Kampfplatz; er ließ sich zum Obersten des niedersächsischen Kreises wählen, und vereinigte seine dänischen Truppen mit den deutschen niedersächsischen Truppen.

Als er heranrückte, stellte ihn Tilly über seine Absichten zur Rede. Der König verlangte, Tilly sollte, um zu zeigen, daß er keinen Krieg wolle, mit seinen Truppen nach Hause ziehen. Tilly stellte an den König ebendieselbe Forderung. Die Vortruppen der Armeen näherten sich indeß, und drängten sich einander in Gefechten, die nichts entschieden.

Noch war von keinem Theil eine förmliche Kriegserklärung erfolgt, und man trat noch vielmehr zusammen, um zu berathschlagen, wie der Ausbruch eines neuen Krieges verhindert werden könnte; als unvermuthet eine neue Armee, eine zweite unmittelbar kaiserliche Armee, und an ihrer Spitze Waldstein, der fürchterlichste aller Heerführer, heranzog. Im Herbst 1625.

Die Begebenheiten, welche sich während des Zeitraumes von 1618 bis 1648 in Deutschland, und wegen Deutschland in Europa, zutrugen, gehören bei weitem unter die wichtigsten, und eben darum lehrreichsten Gegenstände der deutschen und europäischen Geschichte. Die Veranlassungen eines Krieges, wie vor demselben nie einer war, wie wahrscheinlich nie wieder einer entstehen wird, die Art und die Hülfsmittel, mit denen dieser Krieg geführt, die Eigenschaften der Feldherren, von welchen er unterhalten und fortgesetzt, die kühnen Entwürfe und Vorhaben von Königen, Fürsten und ihren Rathgebern, und die schauerlichen Kämpfe einer wohlangelegten und menschlichen, oder einer verschlagenen, niedrigen und grausamen Politik, die Folgen endlich aller dieser Dinge auf den Verband der europäischen Staaten, auf die Religion und Sitten, auf Wissenschaften und Künste, auf den Wohlstand und die Industrie der Völker, auf die Selbstständigkeit und die Macht ihrer Regenten, alles ist groß, unterrichtend, warnend oder aufmunternd und anziehend, alles, wo man hinsieht, beschäftiget unser Nachdenken, und liefert tausend vortreffliche Beispiele und Räthschläge für ähnliche Fälle, welche, im Großen und Kleinen, unaufhörlich wieder zurück kommen.

Die dreißigjährige Dauer dieses Krieges hatte verschiedene Ursachen, welche durch das abwechselnde Glück desselben veranlaßt wurden, zum Grunde. Bald suchte der Besiegte in der Hoffnung, das Verlorne wieder zu erhalten, Freunde, die sich nicht weniger eine Hoffnung machten, sich für ihre Hülfleistung reichlich bezahlt machen zu können; bald glaubte der Sieger, solche Vortheile und ein solches Uebergewicht erlangt zu haben, bei welchem er sich stark genug, und (was man in günstigen Lagen nicht selten für Eines hält) hinlänglich berechtigt zu seyn glaubte, alte oft längst erloschene Vorrechte wieder hervor zu suchen, oder (vermöge der alles verschlingenden Grundsätze oder Vorspiegelungen von unvermeidlichen Erfordernissen des großen Wohls der Staaten, oder vom Drang der Umstände) ganz neue Gebäude und Verfassungen aufzustellen.

Die erste Rüstung, welche dem deutschen Vaterlande mit einem fürchterlichen Kriege drohte, verzog sich noch glücklich, so zu sagen, aus Furcht vor sich selbst. Die Union der deutschen Protestanten, welche sich zehen Jahre hindurch auf Reichstagen ein bedeutendes Ansehen gab, zog sich in dem Augenblicke, da sie endlich mit Entschlossenheit hätte handeln sollen, zurück, und hoffte mit mehr mildem, als klugem Sinn, sich über die Vorrechte, um welche es sich stritt, mit ihren Mitständen gütlich vergleichen zu können.

Der Krieg, welcher über die Krone von Böhmen entstand, war eine Privatsache zwischen dem Erzhause Oesterreich, und dem Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Ueber die Rechtmäßigkeit dieses Krieges, als ihn der damalige Erzherzog (und Kaiser) Ferdinand II. unternahm, war in Deutschland niemand, der uneingenommen blieb, zweifelhaft, und man muß von der Sache mit ganz irrigen Vorstellungen erfüllt, oder von einer ganz mißverstandenen Vaterlandsliebe beseelt seyn, wenn man es dem Haupte der Liga, Maximilian von Bayern, als ein gräßliches Versehen anrechnet, die Gelegenheit, sein Stammhaus mit einem Königreich zu vergrößern, nicht benutzt, und seinen Vetter Friedrich nicht mit allen Kräften unterstützt zu haben. Mit der Behauptung der Krone Böhmens, wenn

der Churfürst Friedrich selbe durchgesetzt hätte, würde ferner nicht nur die Stimmenmehrheit der katholischen Churfürsten aufgehört, sondern alle katholischen Fürsten in Deutschland würden sich die Gefahr zugezogen haben, mit dem Verfall des kaiserlichen Erzhauses und des kaiserlichen Ansehens alles Gleichgewicht gegen die protestantischen Fürsten, und in kurzer Zeit wohl gar ihre Länder zu verlieren. Wer einmal eine überlegene Macht, über welche keine Einrede etwas vermag, besitzt, bedient sich, wie die Geschichte lehrt, in der Regel, seiner Macht. Das haben dann auch im gegentheiligen Falle die Protestanten von dem Augenblicke an erfahren, als Kaiser Ferdinand über sie jenes Uebergewicht, nach welchem sie in einer glücklichen Lage, mit gleicher Begierde, gestrebt haben würden, erhielt.

Noch ehe König Ferdinand dahin gekommen war, mit dem Tone eines unumschränkten Gebieters sprechen zu können, handelte er schon mit dem Geiste eines solchen; er begnügte sich nicht, seinen Gegner aus Böhmen vertrieben zu haben; er setzte nicht nur den Krieg selbst in den Stammländern Friedrichs fort (wozu ihn freilich die fortgesetzten Aeußerungen Friedrichs und seiner Freunde, welche nicht abließen, von der Wiedereroberung Böhmens zu sprechen, aufmunterten); sondern er behandelte ihn als Reichsvasallen, ächtete ihn als einen solchen, und nahm ihm in Bezug auf seine Acht, ohne Beiziehung und Einwilligung der versammelten Reichsstände seine Stammländer und die Churwürde ab, ihm und seinen Kindern und Stammvettern, welche nichts verbrochen hatten.

Dieses ausserordentliche Verfahren verschaffte dem Friedrich in und ausser Deutschland ausserordentliche Freunde, und die Absichten, die Bündnisse dieser Freunde unter sich, die Bewegungen einiger derselben im nördlichen Deutschland gaben dem Kaiser Ferdinand II. die schönste Veranlassung, die ursprünglichen Ursachen des Krieges für fortdauernd, und mithin die Fortsetzung des Krieges seiner Seits für Nothwehr zu erklären, und die nördlichen deutschen Länder zu überfallen. Da Ferdinand auch hier von gebeugten Fürsten umgeben, allein noch aufrecht stand, sprach und handelte er als unumschränkter Gebieter und Herr; er benutzte (was an seiner Stelle die meisten seiner Widersacher gethan haben würden) die Umstände, und trat in die Fußstapfen des fränkischen Carl und des sächsischen Otto, und andrer, welche (weil es ihnen glückte) die Nachwelt angestaunt und die Großen genannt hat; er wurde beschuldigt, daß er unter dem Vorwand, Zeit zu gewinnen, und den Gang der Geschäfte zu beschleunigen, die allgemeinen Reichsversammlungen eingehen lasse, und daß er zur Entscheidung der wichtigsten Reichsgegenstände nur einzelne, von ihm abhängige, oder ihm ganz und gar ergebene Reichsstände berufe; daß er nach seinem Belieben Fürsten schaffe, und Fürsten (wie die Herzoge von Mecklenburg) ungehört entsetze; daß er im Fall eines beschlossenen Machtvollzuges nicht durch Reichsfürsten, sondern unmittelbar durch seine Haussoldaten den Vollzug ins Werk setze, und daß mittels seiner Hausmacht das Reich nicht nur ganz von seiner persönlichen Willkühr abhängig gemacht, sondern daß ebendemselben Reich sogar zugemuthet werde, für eben jene Truppen, durch welche es vernichtet werden sollte, den Sold zu bezahlen. Alle deutsche Fürsten, alle Reichslehen, große und kleine, alle Religionsfreiheit befände sich, hieß es, in der Hand des Kaisers.

Diese Erscheinung setzte alle jene auswärtigen Höfe in Bewegung, welche allein in der Freiheit von Deutschland, das ist, in der gesetzmäßigen Selbstständigkeit der Reichsstände, in ihrer bestimmten Unabhängigkeit von der Herrschaft des Kaisers, ihre Sicherheit sahen; welche sich erinnerten, daß Deutschlands Macht in jenen Zeiten, da sie unter den Ottonen und den ersten fränkischen Kaisern unter Einem Herrn stand, und vereinigt wirkte, für alle europäischen Königreiche die weit umher gebietende Herrscherin war. Niemand beherzigte diese Wahrheit mehr, als der größte Minister, welcher damals lebte, der Cardinal Richelieu; er sah in der eben genannten Freiheit Deutschlands die Sicherheit Frankreichs, und er unternahm alles, um in Deutschland das Beginnen einer Verfassung zu zernichten, durch welche in Frankreich die Könige, indem sie durch wohlgenutzte Zufälle die vornehmsten französischen Reichslehen an ihre Krone brachten, und diese erblich machten, mächtige Herren geworden sind.

Mehrere Ursachen vereinigten sich, daß der dreißigjährige Krieg mit einer Wuth und

Raserei geführt wurde, von welcher man in Deutschland bis dahin kein Beispiel hatte. Schon der Umstand, daß die Soldaten aller Theile unmittelbar für die Religion zu fechten glaubten, trug dazu bei, ihr Benehmen gegen ihren Gegner härter zu machen. Aber damals waren nicht nur die Sitten der gemeinen Leute ohne Vergleich roher und gefühlloser, als jetzt, sondern die Begriffe und Gefühle selbst derjenigen, bei denen man einige Empfindungen wenigstens für den Wohlstand voraus zu setzen berechtigt ist, waren es; wie man denn z. B. nicht ohne Erstaunen und Entsetzen lesen kann, daß man bei der peinlichen Exekution zu Prag 1621 dem berühmten Professor der Arzneikunst, Kanzler und Rektor der Universität Jessenius vor der Hinrichtung die Zunge aus dem Hals gerissen, oder daß man einem Diener des Bürgermeisters die Zunge eine Stunde lang an den Galgen (wovon derselbe sterben mußte) angenagelt habe. Während des dreißigjährigen Krieges focht zuletzt eine ganz eigene Art von Soldaten; Schaaren nämlich von solchen Leuten, welche, da sie um alles gekommen waren, um ihre Weiber und Kinder, um ihr Haus und um ihr Vaterland, betäubt von Schmerzen, Grimm und Wuth mit einer Lanze auf der Schulter herumirrten, und auf den Wink eines Jeden, der ihnen eine Löhnung versprach, in Biß und Riß sich stürzten. Das Entsetzlichste dabei war, daß die Löhnung nicht selten in nichts anderem bestand, als geradezu in der Freiheit, sich selbe durch Raub und Mord gleichwohl selbst zu verschaffen. Die bitterste Noth und die Verzweiflung machten, daß am Ende wohl auch Hausväter und Söhne einst unbescholtener Familien dem Raubgesindel sich beigesellten, und daß sie an andern eben die Mißhandlungen, durch welche sie zu Grund gerichtet wurden, verübten. Daher es dann auch kam, daß, wenn solche Truppen zu tausenden niedergemetzelt wurden, sogleich wieder eben so viele neue tausende sich einstellten. Es war eine lautere Vertilgung und Ausrottung. Ganz Deutschland stand oft von einem Ende zum andern in Brand, und von der deutschen Volksmenge blieb zuletzt kaum der dritte Theil noch übrig. Der Ackerbau, der Handel, Künste und Gewerbe wurden zerstört; und wo einst gutbestellte Aecker und Felder blühten, da entstanden gräßliche Wälder, von Wölfen und Bären bewohnt. Manche Dinge, welche damals fielen, sind bis diese Stunde nicht wieder empor gekommen, und man hat Mühe, den historischen Nachrichten vom ehemaligen Wohlstand mancher Gewerbszweige Glauben beizumessen, und in den Ruinen und den kärglich vorhandenen Fußstapfen die weltgepriesenen Herrlichkeiten glücklicherer Voraltern zu erkennen.

Sonst lehren uns auch die Abwechslungen des Glückes, mit welchen bald diese, bald jene Feldherren begünstigt wurden, was im Kriege der Zufall, die Kunst und Geschicklichkeit, was die Gegenwart des Geistes und schnelle Einfälle durchsetzen; oder was Unwissenheit, Schwächlichkeit des Geistes, Eigendünkel, Einbildung und Voreiligkeit verderben. Die Feldzüge und Schlachten, welche im dreißigjährigen Kriege vorfielen, müßten, wenn die Ursachen, warum sie gewonnen oder verloren worden, genau angegeben würden, ein Buch für die Nachwelt, so lange sie Waffen führen wird, seyn. Auch werden ächte Schilderungen der großen Feldherren und Staatsmänner, welche auf die Vorfälle und Veränderungen der Dinge den vorzüglichsten Einfluß hatten, für jeden Staatsmann und Feldherrn ein vortreffliches Handbuch seyn.

Geschichte des dreissigjährigen Krieges.

§. I.

Als sich seit dem Jahre 1517 einige Deutsche von der katholischen Kirche und deren Oberhaupt, dem römischen Pabste, trennten, erklärte Kaiser Carl V. die Anhänger der neuen, im Wesentlichen von der katholischen Religion abweichenden Lehren, und zumal den Urheber derselben, Martin Luther, auf einem im J. 1521 zu Worms gehaltenen Reichstage in die Acht, und erließ darüber ein besonderes Edikt, welches aber so wenig zum Vollzug kam, daß, als auf einem andern, im Jahre 1529 zu Speyer gehaltenen Reichstage durch die Mehrheit der Stimmen, welche sich auf der Seite der katholischen Reichsstände befand, die lutherische Lehre wiederholt verboten wurde, die dieser Lehre ergebenen Stände sogleich eine Protestation wider den von den Katholischen bewirkten Reichstagsschluß einlegten. Ein geschärfteres Edikt, das Kaiser Carl V. auf einem Reichstag zu Augsburg 1530 wider die neuen Lehren erließ, hatte die Folge, daß die wider solche Beschlüsse ein für allemal protestirenden Stände noch im nämlichen Jahre zu Schmalkalden in der Grafschaft Henneberg, ein Schutzbündniß unter sich errichteten, und mithin die erste Trennung von ihren (katholischen) Mitständen begannen. Die von Kaiser Carl V. im Jahre 1531, bloß mit Beiziehung der Churfürsten veranlaßte Wahl seines Bruders Ferdinand zum römischen Könige brachte jene protestirenden Stände vollends auf den Einfall, sich um Unterstützung wider eigenmächtige Unternehmungen des Kaisers an die Höfe von Frankreich und England zu wenden, welchen jede Gelegenheit, sich ein bedeutendes Ansehen in Deutschland geben, und dieses durch seine Veruneinigung schwächen zu können, ganz willkommen war. Der Kaiser fand sich auch bald darauf, (1532 zu Nürnberg) genöthigt, einen (den ersten) Religionsfrieden zu bewilligen, dessen Hauptinhalt war, daß die Protestanten, bis zur Entscheidung der nächsten allgemeinen Kirchenversammlung, keine weitere Neuerung vornehmen sollten. So wie aber den Protestanten die Zumuthung, ein Urtheil der römisch katholischen Geistlichkeit in Glaubenssachen erkennen zu sollen, eben so unerträglich war, als dem Kaiser und den katholischen Fürsten der Gedanke an eine gänzliche Freistellung: so kam es zwischen diesen letztern, und den schmalkaldischen Verbündeten bald zu einem offenen Kriege, in welchem der Kaiser einige Zeit siegte, und sogleich den gebietenden Ton eines Siegers anstimmte, bald darauf aber vom widrigen Glücke überfallen wurde, und, was er nicht versagen konnte, wieder bewilligte. Vermöge eines zu Passau 1552 geschlossenen Vertrages wurde endlich auf einem, im Jahre 1555 zu Augsburg versammelten Reichstag auf ewige Zeiten ein Religionsfriede festgesetzt, im Wesentlichen des Inhalts, daß den Bekennern der lutherischen Lehre eine vollkommene Gewissensfreiheit, und mit ihr jedes bürgerliche, den Katholiken zukommende Recht, dann auch der ungekränkte Besitz der (ehmals katholischen) Kirchengüter, welche von ihnen, vor dem Vertrage zu Passau, eingezogen worden wären, eingeräumt; ferner, daß zwar allen Reichsunterthanen, welche sich von der Religion ihres Landesfürsten trennen wollten, mit ihrem Hab und Gut auszuwandern erlaubt, ein katholischer Geistlicher aber, wenn er die katholische Religion verlassen wollte, zugleich auch seine Präbende, nämlich ein Bischof sein Bisthum, ein Domherr sein Kanonikat, ein Pfarrer seine Pfarr zu verlassen schuldig seyn sollte. Wider diesen letzten Artikel und Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum) welchen, auf Bitten der katholischen geistlichen Reichsfürsten, Kaiser Ferdinand eingeschaltet hatte, legten die protestantischen Reichsstände nicht nur eine ausdrückliche Verwahrung ein, sondern sie hielten sich so wenig an denselben, daß sie von Zeit zu Zeit katholische Stifte, mit welchen nicht nur große Einkünfte, sondern beträchtliche Reichsländer, Würden und Stimmen verbunden waren, an sich brachten, und dabei fuhren sie ununterbrochen fort, auf allen Reichstagen, welche

von den Kaisern Ferdinand I., Maximilian II., Rudolph II. und Mathias zusammenberufen wurden, wider jenen Vorbehalt ihre Einwendungen zu wiederholen, und überhaupt auf eine neue Erklärung des augsburgischen Religionsfriedens zu dringen. In denjenigen Ländern und Reichsstädten, in welchen vor dem Religionsfrieden die Landesfürsten, oder Bürger und Magistrate zur neuen Lehre sich bekannt hatten, wurden (gemäß einer, in der Natur der Sache gegründeten Folge) die Bekenner der neuen Lehre vorzugsweise begünstigt, und entgegen die katholischen Unterthanen und Einwohner unaufhörlich verhöhnt, gekränkt, geneckt und hintangesetzt, oder zur Auswanderung gezwungen.

Die katholischen Fürsten und Stände waren und blieben nicht weniger wachsam, und wo sie konnten, thätig; und, indem sie auf dem Grundsatz, „daß Bisthümer, Kanonikate, Kirchen und milde Stiftungen, als nachdem solche von Katholiken nur für Bekenner des katholischen Glaubens gestiftet, erbaut, begütert, und von diesen seit Jahrhunderten hergebracht, und im rechtlichen Schutz der Reichsverfassung gegründet wären, allein den Katholiken gesetzlich zuständen", unerschütterlich beharrten, so lehnten sie alle Zudringlichkeiten der Protestanten standhaft von sich ab; und wo es in ihrer Macht stand, einem zumal geistlichen Reichsstand, welcher die katholische Religion verließ, und geistliche Stiftungen für sich oder seine Glaubensgenossen einzog, oder sich, ungeachtet der veränderten Religion, bei denselben, und den damit vereinigten Würden und Vorrechten behaupten wollte, die eingezogenen geistlichen Güter, Kirchen und Präbenden abzunehmen, so versäumten sie keine Gelegenheit, unter einer gegebnen Vollmacht, und dem Schutze des Kaisers, ihre Ansprüche hervorzunehmen, und den Bekennern ihrer, der altkatholischen, Religion, alles, was ihr entrückt worden seyn mochte, wieder einzuräumen. Dieses war, unter vielen andern, besonders der Fall mit dem Erzbischofe und Churfürsten von Cöln, Gebhard, welcher wegen seiner Religionsveränderung entsetzt, und an seine Stelle ein katholischer Nachfolger hergestellt worden war, was vielleicht von den protestantischen Fürsten und Ständen, nachdem es für sie äußerst erwünscht seyn mußte, die Zahl nicht katholischer Churfürsten um einen vermehrt zu sehen, nicht so ganz ruhig zugelassen worden seyn dürfte, wenn nicht wieder selbst in der Religion, zu welcher sich Gebhard bekannte, ein Umstand, der ihnen viel Bedenken verursachte, enthalten gewesen wäre.

Jener Gebhard nämlich ergriff nicht die von Luther aufgestellte, sondern die von einem Franzosen, Calvin, auf die Bahn gebrachte Religion, welche zwar von dem allen nicht katholischen Deutschen gemeinschaftlichen Grundsatze, daß in Glaubensdingen jeder sich nach seinen Begriffen und Einsichten reformiren könne, ausgegangen, aber gleichwohl im Jahre 1555, da zu Augsburg der Religionsfriede errichtet wurde, in Deutschland noch wenig bekannt, oder ausgebreitet, mithin in jenem Frieden nicht miteingeschlossen worden war. Was die Katholiken den Protestanten zur Last legten, daß sie noch nach jenem Frieden katholische Kirchengüter an sich rissen, darüber mußten im Falle, wenn abermals eine neue Religion in deutschen Landen geduldet werden sollte, nunmehr auch die Protestanten in Sorgen stehen, und gewärtig seyn, daß auch ihnen von den neuen Reformirern Kirchen und geistliche Güter entwendet, und daß protestantische Glaubensgenossen mißhandelt, und wider ihr Gewissen genöthiget werden möchten, fremden Glaubensformeln zu huldigen; ein Fall der in kurzer Zeit auch nur zu bald eintraf, und frommen protestantischen Fürsten ein solcher Greuel war, daß sie nicht selten in die Nothwendigkeit versetzt zu seyn glaubten, mit katholischen Fürsten wider jene neuen Reformirer gemeinschaftlich zu handeln, und sich mittels ihrer Mithülfe wider Neuerungen zu verwahren. Aber die Klugheit, mit welcher sogleich der erste, der calvinischen, oder reformirten Religion ergebene Reichsstand, der Churfürst Friederich III. von der Rheinpfalz auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 öffentlich auftrat, das Ansehen und die Macht des churpfälzischen Hauses, die rastlose und sinnreiche Thätigkeit, und die inständigen, unaufhörlichen Betheurungen der Prinzen dieses Hauses, daß man katholischer und zumal österreichischer Seits im ganzen Ernste alles dahin anlege, nicht bloß nur die calvinische, sondern auch die lutherische Religion zu unterdrücken, verschafften denselben bald bei verschiednen, dieser letztern Religion ergebnen, Fürsten und Reichsständen ein günstiges Gehör, woraus allmälig gleiche Sorgen, gleiche Angelegenheiten und Vereinigungen, gleiche Beschwerden, Vorschläge und Forderungen entstanden, woraus verbrüderte Zusammenstimmungen und endlich im J. 1608

eine Union und förmlicher Fürstenbund hervorging, welcher, wenn gleich nicht alle protestantische Fürsten und Reichsstände mit ihm vereinigt waren, doch schon an sich sehr mächtig, dann bei dem Geist der Schwärmerei, welcher seine Maschine trieb, ungemein kräftig, und vollends durch Einwirkungen und Unterstützungen auswärtiger Höfe, vorzüglich des französischen im höchsten Grade ernsthaft werden mußte. Der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz war das Haupt dieser Union.

Die gemeinschaftliche, allgemeine Absicht der lutherischen und calvinischen Stände, welche jener Union beitraten, war, sich in einer unbedingten Religionsfreiheit, einer solchen Freiheit, die sich nicht bloß auf ein, von jedem fremden Einfluß unabhängiges Gewissen eines jeden Mitglieds, sondern auch auf bürgerliche und politische Rechte erstrecken sollte, zu behaupten, dergestalt, daß ein katholischer Fürstbischof die katholische Religion mit einer andern verwechseln, und dennoch wie zuvor, alle seinem Bisthum zuständige Vortheile, Nutzungen und reichsständige Gerechtsame behalten, zwar nicht mehr die Verrichtungen eines katholischen Bischofes fortsetzen, aber diese durch einen andern verrichten lassen, und sich im ungetheilten Genuß der Einkünfte sollte befinden können. Um so mehr sollte es einzelnen Kapitularen der Chorstifter, oder gesammten Kapiteln frei stehen, die katholische Religion zu verändern, sich zu verheirathen, und doch dabei im Besitz und Genuß der ursprünglich für katholische Geistliche errichteten Stifter zu verbleiben. Ferner sollten nichtkatholische Stände die Freiheit haben, ihre katholischen Unterthanen zu reformiren, die katholischen Kirchengebäude, Klöster und Stiftungen mit andern Religionsverwandten zu theilen, oder diesen vollends einzuräumen, was mit den Grundsätzen, welche man protestantischer Seits aufstellte, daß die Gewissensfreiheit ungekränkt seyn müsse, freilich ganz und gar nicht vereinbar, aber mit der Selbstsüchtigkeit und den Hausvortheilen der Fürsten desto enger verbunden war. Ueberhaupt waren die Folgen und Aussichten, welche die nichtkatholischen Fürsten bei einer unbedingten Freistellung der Religion, mit der unverrückten Beibehaltung aller reichsständischen Gerechtsamen in der Zukunft sich darstellten, unendlich erfreulich; denn mit jedem Uebertritt eines katholischen Fürstbischofes zur protestantischen oder reformirten Religion mußte für diese auf den Reichstagen eine vermehrte Reichsstimme erwachsen; und hätte ein Erzbischof und Churfürst von Mainz, Trier, oder Cöln den Einfall bekommen, von der katholischen Religion auszutreten, so hätte sich auf der nichtkatholischen Seite die Mehrheit der Churstimmen, und mit dieser der Fall ergeben, daß zum Kaiser ein protestantischer Fürst gewählt worden seyn möchte, welcher dann seine Religionsverwandten mit eben dem Eifer, mit welchem der katholische Kaiser die Katholiken schützte, unterstützt, und der bis dahin bestandnen Reichsverfassung eine ganz veränderte Gestalt verschafft haben dürfte.

Sollte nun aber jene, höchst wichtige Freistellung in ihrem völligen Umfange errungen, gesetzlich befestigt, und im ganzen deutschen Reich verallgemeinet werden: so mußte man sich vor allen Dingen derjenigen höchsten Gewalt, von deren förmlicher Entscheidung oder stillschweigender Bewilligung alles abhieng, wie immer, bemächtigen. Seit der Entstehung der Reformation sahen die deutschen Reichsstände bei ihren allgemeinen Versammlungen auf eine Eigenschaft ihrer Mitstände, von der man ehmals nichts wußte, nämlich — auf die Religion. Die katholischen Stände wachten mit reger Eifersucht dafür, daß protestantischen Ständen nichts, was ihre Religion begünstigte, eingeräumt werden möchte. Mit einer gleichen Sorgfalt beeiferten sich diese, und nahmen List und Trotz zu Hülfe, sich in Reichssachen ein bedeutendes Gewicht und Ansehen zu verschaffen. Sie drangen auch unablässig darauf, daß die Beisitzer bei dem Reichskammergericht, und so auch bei dem Reichshofrath sowohl von Katholiken, als Protestanten in gleicher Zahl gewählt werden sollten; aber der für sie unabwendbare, und ihnen höchst fürchterliche Umstand blieb noch immer unverrückt, der Umstand nämlich, daß auf Reichstagen, deren Abschieden sich jeder Reichsstand fügen sollte, die Zahl der katholischen Stimmengeber jene der Protestanten bei weitem übertraf. Weil hier nun schlechterdings, zumal wenn deutsche Fürstbischöfe, gemäß der Behauptung der Katholischen, stets und immer treue Anhänger der katholischen Religion bleiben, oder ihre Bisthümer verlassen müßten, keine Hoffnung zu einer einsmaligen Abänderung vorhanden war: so blieb den unirten Fürsten, nachdem sie nun einmal fest entschlossen waren, ihre Absichten durchzusetzen, nichts übrig, als die Reichsverfassung selbst anzugreifen, und die Mehrheit der Stimmen für eben nicht verbindlich

zu erklären, was bereits im Jahre 1597 bei einer Versammlung jener Fürsten in Vortrag kam. Zu gleicher Zeit suchten sie ihre Stimmen dadurch, daß sich Prinzen eben desselben Hauses in ihre Stammgüter nutznießlich vertheilten, zu vervielfältigen, und überhaupt gewann es das Ansehen, daß die unirten Herren sich kein Bedenken machen würden, nicht bloß solche Sachen, welche mit ihren Religionen in einigem Verband standen, oder zur Beförderung derselben dienten, in ihren Schutz zu nehmen, sondern auch in ganz profanen Streitigkeiten, wenn ihre Glaubensgenossen darein verwickelt würden, als Entscheider aufzutreten, so bald sie sich mächtig genug sehen würden, als solche erscheinen zu können. Keine bis dahin bestandene Reichsverfassung, kein Reichsfriede, oder Reichsschluß dürfte ferner eines sichern Bestandes sich zu erfreuen gehabt, und zuletzt dürften die katholischen Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands vollends die Oberherrlichkeit über ihre Stände und Unterthanen verloren haben, so bald es diesen eingefallen wäre, lutherisch oder calvinisch zu werden, dann katholische Stifter, Pfarren, Klöster an sich zu ziehen, und mit dem Beistand der unirten Fürsten, welchen zu leisten diese nie ermangelt haben würden, zu drohen. Aussichten und Hoffnungen solcher Art mögen es auch gewesen seyn, wodurch endlich auch protestantische Fürsten sich verleiten ließen, sich mit den Calvinisten, ungeachtet ihrer Abneigung wider dieselben, zu verbinden, und ihre Vortheile mit den Vortheilen derselben für unzertrennlich zu halten. Was übrigens den Ernst und Eifer, mit welchem die Unirten zu Werke gingen, betrifft: so stand ihnen bereits durch ihre gemeinschaftlichen Mitwirkungen eine zahlreiche und wohlausgerüstete Armee zu Gebot, und zwar eine Armee, welche mit einem unendlichen Groll, Haß und Verachtung gegen die Katholiken erfüllt war.

So sahen und betrachteten die Katholiken das Thun und Treiben der nichtkatholischen Herren, und die Vorgänge und Erscheinungen wurden ihnen endlich zu wichtig, als daß sie nicht auch ihrer Seits auf gemeinschaftliche Gegenanstalten hätten denken sollen. Nicht nur geistliche Fürsten, welche sich im Fall, daß die Union die Oberhand erhalten sollte, ihr Schicksal leicht vorher sagen konnten, sondern auch die weltlichen, welche in jenem Fall fürchten mußten, statt des Kaisers die Union zu ihrem Oberhaupt zu bekommen, wurden äußerst besorgt, und dachten auf ein gemeinschaftliches Verständniß, dessen Zweck im allgemeinen dahin gerichtet seyn sollte, den feierlich errichteten Religionsfrieden vom J. 1555 zu beschützen, und die deutsche Reichsverfassung bei ihrer gesetzlichen Kraft und Verbindlichkeit zu erhalten. Der Herzog Maximilian I. von Bayern machte mit einer solchen Anstalt den Anfang, indem er im J. 1609 mit einigen gleichgesinnten Fürsten in seiner Residenzstadt München eine Liga oder ein Bündniß, dessen Mitglieder sich mit dem Fortschritt der Zeit und den Gefahren vermehrten, errichtete. Dieses Bündniß wurde keineswegs für die Hausangelegenheiten des Erzhauses Oesterreich errichtet, und es ist daher ein recht häßlicher Irrthum, (von dem man wenigstens zu einer Zeit, in welcher man von so vielen andern Vorurtheilen zurückgekommen seyn will, zurückkommen soll) wenn man in öffentlichen Schriften noch immer fortfährt, den bayerischen Herzog und Anführer der Liga als einen blinden Diener des Erzhauses Oesterreich und der Geistlichkeit zu schildern. Die verbündeten Fürsten der Liga richteten zuerst ihre Absicht allein auf die Erhaltung des gesetzlichen Ansehens des Kaisers, mit welchem ihre eigne Erhaltung und die Sicherheit ihrer reichsständischen Rechte innigst verbunden war. Man müßte, sagten sie sich, entweder alles aufgeben, allen Reichsverband auflösen, und das deutsche Reich in einen Zustand ohne Gesetz, Kraft und Sicherheit verfallen lassen, oder man müßte sich mit aller Anstrengung dahin verwenden, daß die Beschlüsse der Reichstage geachtet, der Religions- und Profanfriede gehalten, daß ein Reichsoberhaupt mit dem, ihm durch die Gesetze bestimmten Ansehen anerkannt, und seinen von der Mehrheit der Stimmen gebilligten Verfügungen nachgelebt würde. Daß der Kaiser zugleich Erzherzog von Oesterreich, und Besitzer mächtiger Erbländer sey, wußte Maximilian wohl, und daher schloß er seinen Fürstenbund ohne Vorwissen des Kaisers, und mit einer vollkommnen Unabhängigkeit von Oesterreich, mit dessen Prinzen er und seine Bundesgenossen schon gar nicht einmal in Verbindung stehen, sondern dergestalt für sich selbstständig bleiben wollten, daß eine Entschließung, ob und wann sie sich unmittelbar mit der Macht des Kaisers vereinigen, oder wann sie für die Aufrechthaltung des kaiserlichen Ansehens sich verwenden sollten, stets von ihrem durchaus freien Gutbefinden abhangen, und daß sie auch

in dem Fall geeignete Maßregeln sollten nehmen können, da sich das kaiserliche Erzhaus einer triumphirenden Uebermacht nähern, und sich einfallen lassen sollte, nach einer höhern Gewalt, als mit den Gerechtsamen der Reichsstände verträglich wäre, zu streben. Vermöge solcher Hinsichten weigerte sich auch Maximilian bald nach der Entstehung seines Fürstenbundes, mit den Kräften desselben den Kaiser zu unterstützen, als dieser ihn im J. 1610, da zwei damals protestantische Fürsten sich im Besitz der jülichschen Lande mit Glück behaupteten, ersuchte, jenem Fürsten die Besitzungen zu entreißen, indem man dem Kaiser die Absicht unterlegte, daß er selbst gesinnt sey, seine Erbstaaten mit jenen Ländern zu vermehren. Wenn übrigens in der Folge und bei dem glückwechselnden Fortlauf der Dinge manche Sachen eine andere Wendung nahmen, wenn manche nützliche Dienste, welche Maximilian dem Erzhause Oesterreich leistete, den Erfolg nicht hatten, den er zu erwarten berechtigt war: so sind im Kriege, wo tausend unvorhergesehene Zufälle, und Ereignisse die Entwicklung des Streites beherrschen, mißliche Schicksale und Erfahrungen keineswegs auch stets Beweise unkluger Maßregeln, und es bleibt schon überhaupt nichts unzuverläßiger und gewagter, als wenn man in Staatssachen Ausgänge von Unternehmungen, oder auch selbst Handlungen unmittelbar dazu benutzt, die geheimen Absichten, und den Zweck des Handelnden zu bestimmen.

Das Beispiel des Herzogs von Bayern veranlaßte auch andere süddeutsche katholische Fürsten, auf eine ähnliche Vereinigung bedacht zu seyn, und noch im nämlichen Jahre, da zu München die Liga entstand, traten die drei geistlichen Churfürsten am Rhein mit mehreren rheinländischen Fürsten zusammen, und errichteten einen Bund unter sich, über welchen anfangs der mainzische Churfürst, Johann Schweickard, das Direktorium übernahm. Dieser rheinländische Fürstenbund legte mit dem oberländischen gleiche Absichten zum Grunde, und stand, wiewohl er eine eigene Kasse, so wie ein eignes Oberhaupt hatte, mit den oberländischen Herren in einem gemeinschaftlichen Einverständniß, welches sich an diese, so wie die Gefahr zunahm, immer enger anschloß, und zuletzt sich derselben, oder vielmehr ihrem Anführer, dem Herzog Maximilian mit einem unumschränkten Zutrauen überließ. So wurde bei einer Zusammenkunft der rheinländischen Herren zu Oberwesel im Jäner 1619, bei welcher sie ihren Bund auf sechs weitere Jahre erneuerten, und ihre wechselseitigen Anlagen bestimmten, beschlossen, daß ihr Kriegsoberster mit dem rheinländischen Bundesheer allenthalben dem oberländischen Bundesobersten, dem Herzog von Bayern nämlich, untergeordnet seyn, und daß bei allen Unternehmungen bevor dessen Einwilligung eingeholt werden sollte. Maximilian hatte sich auf alle Fälle bereits seit vielen Jahren in seinem eignen Lande vortrefflich vorbereitet, stand mit voller Macht ausgerüstet da, und sah auf die Anstalten und Bewegungen der unirten Fürsten mit einem Ernst hin, bei welchem es diese schwerlich gewagt haben dürften, ihre Forderungen mit einer offenbaren Kriegserklärung durchsetzen zu wollen. Auch sind die eigentlichen Veranlassungen und ersten Vorfälle des dreißigjährigen Krieges, wiewohl sie von Protestanten kamen, keineswegs von der Union gekommen.

§. II.

Die Protestanten in Böhmen nämlich hatten, was freilich an ihrer Stelle auch andere Religionsverwandte gethan haben würden, jede Gelegenheit benutzt, für die freie Ausübung ihrer Gottesdienste, und für eine ungehinderte Vermehrung ihrer Glaubensgenossen eine dauerhafte Sicherheit, ja wo möglich, gleiche Rechte mit den Katholiken zu erhalten, und unter den Regierungen ihrer Könige (und deutschen Kaiser) Rudolphs II. und Mathias konnte es nicht fehlen, daß sich die erwünschtesten Gelegenheiten häufig darboten. Kaiser Rudolph wurde von seinem Bruder Mathias, dieser von seinem Anverwandten, Ferdinand, dergestalt in die Enge getrieben, daß sich jene beiden Herren in die Nothwendigkeit versetzt sahen, wider ihre innere Neigung ihren protestantischen Ständen und Unterthanen, um sich ihrer Treue und Anhänglichkeit zu versichern, solche Bewilligungen, an welche sie, außer dem Fall ihrer Beklemmung, schwerlich gedacht haben dürften, feierlich auszustellen, und der König (und Kaiser) Rudolph stellte denselben im J. 1609 einen, von ihm allein unterschriebnen, mit dem großen Siegel bekräftigten Majestätsbrief aus, worin unter anderm vorkam: „Keine der beiden sub una und sub utraque, (nämlich die, welche das heil. Abendmahl unter einer, und die, welche es unter beiden Gestalten empfiengen, unter den ersten

wurden allein die Katholiken verstanden, unter den letztern wollten auch die Protestanten verstanden seyn) in Böhmen sich befindenden Religionen sollte die andere, wie schon in der Landesordnung 1532 befohlen, des Glaubens halber schänden oder lästern, sondern sie sollten vielmehr Freundschaft gegen einander halten. Denen sub utraque werde die böhmische Confession, bis zur gänzlichen Vereinigung der christlichen Religions-Parteien gelassen, und die Uebung derselben allen drei Ständen freigestellt. Das untere Consistorium sammt der Universität zu Prag sollte denen sub utraque wieder eingeräumt werden, und sie gewisse Personen als Defensoren derselben zu ernennen, der König aber zu bestätigen haben. Auch stehe denen sub utraque frei, nach Befinden noch mehrere Kirchen und Schulen zu bauen, und darin ihre Religion ungehindert auszuüben; wie sie dann fernerhin niemand in Ansehung der Begräbnisse auf den Gottes-Aeckern, des Läutens dabei u. s. w. zu bedrängen sich unterstehen solle. Gegen diesen Brief sollte aber keine andere Verordnung, sie möge ausgehen von wem sie wolle, gültig, und wer etwas dagegen unternehme, als ein Feind des allgemeinen Friedens zu bestrafen seyn."

Nachdem dieser Majestätsbrief auf dem Rathhause zu Prag öffentlich gelesen, und in die Landtafel eingetragen worden, traten die Vornehmsten beider Religionen in der Landtagsstube zusammen, und machten auch unter sich eine Vereinigung dahin: „daß die Katholischen sich den Majestätsbrief gefallen lassen; daß hingegen dieselben im Geringsten nicht durch die sub utraque in Ausübung ihrer Religion gestört werden sollen; daß jeder Herr auf seinen eignen Herrschaften, so wie auch insbesondere der Kaiser in den seinigen, Priester sub utraque, so er es nöthig finde, von dem Erzbischof geweihet, einsetzen könne. So hätten auch die Prager, und andere Städte des Reichs das Recht, sich Priester sub utraque, noch nach der alten Art vom Erzbischof geweihet, zu halten. Das Begräbniß und Läuten dabei belangend, solle Keiner von der einen Religion in einer Kirche oder Pfarre der andern ohne Erlaubniß des Collators oder geistlichen Vorstehers der Pfarre begraben werden dürfen, die dahin Zehend- oder Zinspflichtigen ausgenommen, bei denen es keiner Erlaubniß bedürfe. Wo aber die sub utraque in den königlichen Städten, oder Herrschaften, noch keine Kirchen oder Begräbnißorte hätten, möchten sie sich solche anlegen. Wegen der Kirchen, die im Streit befangen, sollen die, die jetzt im Besitz sind, von welcher Partei sie seyen, auch darin ferner, bis zu Austrag der Sache, ruhig verbleiben. Schließlich werde dieses alles auch vom Kaiser bestätigt, und sollen hievon, als von dem Majestätsbrief, beiden Theilen besiegelte Abschriften zur Nachricht mitgetheilt werden."

König Mathias, als er im J. 1611 seinen Bruder Rudolph von der böhmischen Regierung vollends verdrängte, sagte den Ständen von Böhmen die Bestätigung aller ihnen in politischen und Religionssachen ertheilten Freiheiten, Verträge und Verbündnisse, namentlich auch vom J. 1609 feierlich zu, und König Ferdinand stellte bei seiner Krönung zum böhmischen König im J. 1617 wegen der nämlichen Bestätigung nicht weniger einen Revers aus. Allein schon im J. 1618 brachten bei einem zu Prag versammelten Landtage sämmtliche Unterthanen aller Stände sub utraque eine Klage vor, daß der, ihnen An. 1609 ertheilte Majestätsbrief nicht gehalten werde, indem sowohl der Erzbischof von Prag denen zu Kloster Grab, welche sich zu den Böhmen sub utraque bekannt, und dann vollends die böhmische Confession angenommen hätten, als auch der Abt von Braunau in der Stadt dieses Namens den dortigen Protestanten den auf ihre Kosten unternommenen Kirchenbau, unter dem Vorwand, daß die in beiden Orten sich befindenden Protestanten ihre Unterthanen seyen, einzustellen zugemuthet hätten; und die böhmischen Stände, nachdem sie vom Kaiser keine Antwort erhielten, befahlen den besagten protestantischen Gemeinden, sich durch keine Befehle schrecken zu lassen, und den Bau fortzusetzen. Die protestantischen Stände behaupteten nämlich, die Freiheit, Kirchen zu bauen sey sämmtlichen protestantischen Böhmen im Majestätsbrief und in der Vereinigungsurkunde vom J. 1609 unbedingt bewilliget worden, indem, wenn gleich darin nur „von königlichen Gütern und Herrschaften eine namentliche Meldung vorkäme, unter solchen alle im Königreich Böhmen vorhandene geistliche Güter zu verstehen seyen. Die katholische Geistlichkeit verwarf diese Auslegung ein- für allemal und im J. 1618 mußte der König (und Kaiser) Mathias eine bestimmte Entscheidung geben. Mathias entschied nach dem Sinne der katholischen Geistlichkeit, und der Erzbischof von Prag sowohl, als der Abt zu Braunau

erreichten ihren Zweck, und bemächtigten sich der neuerbauten Kirchen. Die Einwendungen und Klagen der protestantischen Unterthanen wurden von ihren Grundherren nicht mehr gehört; aber diese Klagen wurden desto mehr von andern protestantischen böhmischen Gemeinden beherziget, und als eine gemeinschaftliche Angelegenheit sämmtlicher Protestanten vorgestellt. Ihre Prediger verbreiteten auf den Kanzeln die nachtheiligsten Gerüchte über Gefahren, welche der protestantischen Religion bevorstehen sollten, und eine Flut von Flugschriften, welche in ganz Böhmen vertheilt wurden, erhitzte die Gemüther durch Schmähungen wider den kaiserlichen Hof, und wider die Katholiken überhaupt, welchen man nichts geringeres Schuld gab, als die feste Absicht, alles Protestantische auszurotten. Bald wurde aller Wohlstand, alle Ehrfurcht gegen den kaiserlichen Hof bei Seite gesetzt, und es kam endlich so weit, daß von einigen böhmischen Großen einige kaiserliche Statthalter auf dem Schloß zu Prag gröblich mißhandelt, daß sämmtliche entsetzt, und an ihrer Stelle dreißig protestantische Direktoren, welche das Königreich indeß verwalten sollten, aufgestellt wurden. Ganz Böhmen (die Städte Budweiß, Krumau und Pilsen, deren Einwohner größtentheils katholisch waren, ausgenommen) erklärte sich für einen allgemeinen Aufstand. Tausende ergriffen die Waffen, welche das Glück anfangs begünstigte. Einige ihrer Truppen waren bereits in Oesterreich vorgedrungen, und bedrohten Wien, als Kaiser Mathias den 20. März 1619 mit Tod abging. Das Glück ihrer ersten Unternehmungen machte sie übermüthig, und in ihrem Vorhaben unbeugsam, und dieß um so mehr, als sie sich eines Theils Hoffnung machten, von den unirten Fürsten und andern ihnen geneigten, oder wenigstens dem Hause Oesterreich abgeneigten Mächten jede Unterstützung erwarten zu dürfen, und anderer Seits fürchteten, von dem Nachfolger des Mathias allen nur erdenklichen Nachtheil, ja ihr gänzliches Verderben erwarten zu müssen.

§. III.

Dieser Nachfolger war Ferdinand, welchen sie, wie oben vorkam, im J. 1617 noch bei Lebzeiten des Königs (und Kaisers) Mathias, der ihn an Kindes Statt annahm, zu ihrem König gewählt, und gekrönt hatten. Ferdinand (den 9. Juli 1578 zu Grätz geboren) war ein Enkel Kaiser Ferdinands I., ein Sohn des Erzherzogs Carl von Innerösterreich (Steyrmark, Kärnthen und Krain) dann der Maria, einer Tochter Herzog Alberts V., und Schwester Wilhelms V. von Bayern, und wurde im zwölften Jahr seines Alters, nämlich nach dem im J. 1590 erfolgten Tode seines Vaters, von seiner frommen Mutter an ihren Bruder (er war Mitvormund) geschickt, welcher ihn sogleich nach der hohen Schule Ingolstadt führen, und daselbst einige Jahre ganz nach seinen Grundsätzen und Absichten erziehen ließ. Die bayerischen Herzoge, welchen die Erhaltung der katholischen Religion in Süddeutschland vorzüglich zuzuschreiben ist, hatten sichs vom ersten Augenblick, da unter den Deutschen eine Verschiedenheit von Religionsmeinungen begann, zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, in ihrem Lande keine andere, als allein die katholische Religion zu dulden, indem sie (außer ihrer Vorliebe zu dieser Religion) die täglichen Erfahrungen andrer Länder, in welchen die in Religionsdingen verschieden denkenden Unterthanen unaufhörliche Unruhen verursachten, vor sich sahen, und ferner nicht den geringsten Begriff davon hatten, wie ein Land mit Einer Religion, mit Einer Denkungsart nicht eben so bevölkert, wirthschaftlich, arbeitsam, erfinderisch und reich seyn könne, als ein Land mit verschiedenen Religionen. Ferdinand handelte, als er im J. 1596 die Regierung seiner Länder übernahm, ganz nach jenen und ähnlichen, ihm in Bayern eingeflößten Grundsätzen, und folgte dem Beispiel, mit welchem ihm hierin die Beherrscher anderer österreichischen Länder vorleuchteten, mit einer Unerschrockenheit und einem Eifer, bei dem er selbst ihr Muster wurde; wovon wir dann auch so viel nachholen müssen, als nöthig seyn wird, um uns die Vorfälle, in welche Ferdinand eintrat, erklären zu können. Als in Oesterreich die Protestanten sich sehr vermehrt, und vorzüglich viele Herren und Ritter die augsburgische Confession angenommen hatten; so ertheilte ihnen Kaiser Maximilian II. im J. 1568 und 1569 für ihre Personen und Hausgenossen die Freiheit, sich in ihren Häusern und Schlössern protestantische Prediger halten zu dürfen. In Wien, wo den protestantischen Herren und Rittern das Landschafthaus für ihren Gottesdienst angewiesen worden war, entstanden darüber große Unannehmlichkeiten, und Kaiser Rudolph II.

nahm jene Freiheit zurück; sein Bruder und Statthalter zu Wien und in Oesterreich aber (Kaiser Rudolph II. hatte seine gewöhnliche Residenz in Prag genommen) Erzherzog Ernest ging noch weiter; indem er ein allgemeines Reformationsdekret ausgehen ließ, vermöge dessen den Unterthanen aller erzherzoglichen Städte und Märkte befohlen wurde, nicht nur die protestantischen Prediger und Schullehrer, wo sich welche fänden, unverzüglich zu entlassen, und dann sich selbst, entweder zur katholischen Religion zu bekennen, oder binnen einer bestimmten Zeit die österreichischen Erblande zu räumen. Die protestantischen Unterthanen erklärten aber die ihnen vom Kaiser Maximilian ertheilte Religionsfreiheit für ein Recht, die Aufhebung derselben für eine unstatthafte Gewaltthätigkeit, und leisteten jenem Edikte in solchen Städten und Gemeinden, wo sie sich auf ihr Ansehen oder ihre Anzahl verlassen zu können glaubten, keine Folge. Sie ließen es dabei stets auf das äußerste ankommen, und weigerten sich z. B. schlechterdings, ihre Landesherren mit außerordentlichen Hülfleistungen zu unterstützen, ehe sie ihnen die Religionsfreiheit wieder zugesagt hätten. Dies geschah dann auch von Zeit zu Zeit; und wiewohl es, wie bei den Inneröstterreichischen, stets nur für ihre Personen, und keineswegs für ihre Erben und Nachkommen geschah: so dürfte doch auch diesen letztern die nämliche Freiheit nicht verweigert worden seyn, wenn sich ihre Voreltern mit gehöriger Ruhe und Klugheit darauf verstanden hätten, in der Stille für sich zu bleiben, was sie zu seyn wünschten; allein sie suchten mit dem eifersüchtigsten Bestreben Katholiken an sich zu ziehen, bauten, was die Oberösterreicher thaten, in der Nähe erzherzoglicher Städte und Flecken lutherische Kirchen, und die protestantischen Landstände ließen sich sogar beigehen, die Katholiken von allen landschaftlichen Bedienungen auszuschließen. Sie hielten, was z. B. in Wien geschah, heimliche Zusammenkünfte und Unterredungen, und machten Plane, deren Folgen den Katholiken nicht verborgen blieben, und welche sie ebenfalls veranlaßten, auf thätige Gegenanstalten bedacht zu seyn. Die Nation fing täglich mehr an, sich in erhitzte Parteien zu trennen, und die Regierung fand für nothwendig, das Religionswesen wieder in den Stand zurück zu setzen, bei welchem sich seit mehr, als einem Jahrtausend, von dieser Seite alles in der ungestörtesten Ruhe befunden hatte. Der Statthalter Ernest errichtete in Wien eine eigene Stadtgarde, welche die geheimen Versammlungen der Protestanten beobachten, und sie zerstören sollte, verbannte unkatholische Bücher aus den Buchläden, unkatholische Lehrer von der Universität, und übertrug die Entscheidung geistlicher Händel, welche bis dahin der niederösterreichischen Regierung überlassen war, den aus lauter Katholiken zusammengesetzten geheimen und Reichshofräthen; ja, da alle Bemühungen, die Protestanten zu ermüden, gerade einen entgegengesetzten Erfolg hatten; so wurde im Jahre 1590 eine ordentliche katholische Gegenreformation, über deren Einleitung und Behandlung der berühmte Klesel gestellt wurde, errichtet. Das von einer ruhigen Klugheit eben nicht gebilligte Benehmen dieser Gegenreformation verursachte bald hier und da auf dem Lande betrübte Unruhen, welche, wie im Hundrucksviertel in Oberösterreich, wo viele tausend Bauern aufstanden, ernsthaft genug geworden, aber doch anfänglich so ziemlich wieder beigelegt worden sind. Die schlimmste Folge von Zusammenrottungen des gemeinen Volks ist immer diese, daß sie dem Volke eine muthwillige Neigung zur Wiederholung derselben einflößen, und es glauben machen, daß es die Macht habe, etwas, das ihm nach seinem Sinne bewilligt werden sollte, und nicht bewilligt wird, durch seine Menge zu ertrotzen. Der Kaiser hatte den Bauern, welche den eben erwähnten Aufstand erregt hatten, eine förmliche Untersuchung ihrer Beschwerden, welche theils die vorgeblichen Erpressungen ihrer Gutsherren und der Beamten, theils Religionsbedrückungen zum Gegenstande hatten, bewilligt, und in solcher Hinsicht zu Prag eine eigne Kommission angeordnet. Da diese Kommission in der kurzen Zeit, wie es die Bauern verlangten, nicht entschied: so kamen erst die Bauern des oberösterreichischen Mühlviertels auf den einhellig ausgeführten Einfall, nach den Städten und Märkten keine Lebensmittel weiter zu führen, und da der Kaiser zu gleicher Zeit wegen der Gefahren eines türkischen Einfalls genöthigt wurde, eine Aushebung von Soldaten, und die in solchen Fällen gewöhnlichen Rüstgelder zu bestimmen, rotteten sich 1597 sogleich wieder erst die Bauern im Mühl- und dann in andern Vierteln zusammen, und standen in einer Masse von mehr als zwanzig tausend Mann da, welche schlechterdings alles nach ihrem Kopfe gerichtet haben wollten, ka-

tholische Pfarren mit ihren Pastoren besetzten, und herrschaftliche Schlösser plünderten. Man errichtete in der Eile eine wohlbewehrte Mannschaft, bemächtigte sich überall und an einem Tage der Anführer, zerstreute die Menge, setzte alles wieder in den vorigen Stand, und dämpfte auch dießmal noch mit vielem Glücke eine Empörung, welche bereits in das dritte Jahr angehalten hatte. Mit der angefangenen Gegenreformation wurde indeß auf das thätigste fortgefahren.

Ungleich rascher und verfänglicher war der Erzherzog Ferdinand sogleich beim Antritte seiner Regierung 1596 im (innerösterreichischen) Steyermark, Kärnthen und Krain zu Werk gegangen, wiewohl ihm gerade in seinen Landen alle Umstände riethen, recht sehr behutsam zu gehen. Die meisten Stände der drei Provinzen waren protestantisch, ja selbst die Minister, welche er zu Gräz vorfand, waren es, und in dieser seiner Residenzstadt befanden sich (seine unmittelbaren Hofbedienten abgerechtet) nur noch drei katholische Personen. So waren, mehr und weniger, sämmtliche Städte, Flecken und Dorfschaften der drei Länder bestellt. Ferdinand bemerkte mit einem mit dem lebhaftesten Unmuth vermischten Erstaunen, daß nicht mehr er, sondern die Mehrheit der protestantischen Landstände Herr im Lande, und daß diesen jeder, mit der Religion gefärbte Vorwand hinlänglich sey, ihm ihre Herrschaft auf eine unerträgliche Art fühlen zu lassen, wie sie dann eigenmächtig Gesandte auf den Reichstag geschickt, mit Fürsten und Reichsständen Unterhandlungen gepflogen, und sich bereits wie selbstständig betragen hatten; er wußte, daß die von seinem Vater ertheilte Religionsfreiheit allein den Personen der damaligen Stände ertheilt worden sey, und erinnerte sich an das Benehmen des Herzogs von Bayern und andrer Reichsfürsten, welche, weil sie standhaft erklärt hatten, welcher Religion ihre Unterthanen zugethan seyn sollten, wenn sie ihre Unterthanen bleiben wollten, eine ungestörte Ruhe, und die unumschränkteste Achtung in ihren Ländern genossen; er erklärte demnach, daß jeder Unterthan zur katholischen Religion sich bekennen, oder das Land räumen müßte: (die vom Herrn und Ritterstand ausgenommen, die für ihre Personen, doch ohne Uebung ihrer Religion, im Lande bleiben durften) und nachdem er sich vorerst in eine zweckmäßige Verfassung gesetzt hatte, fing er im Jahre 1598 Ort für Ort zu reformiren an, und mit Güte und Ernst ward ohne Blutvergießen binnen wenigen Jahren seine Absicht erreicht.

In Ober= und Unterösterreich wurde ebendieselbe Absicht, die Stände und Unterthanen wieder auf Eine Religion zurück zu führen, desto weniger erreicht, und Mathias, nachdem er im J. 1608 den österreichischen, so wie den böhmischen Ständen, in der Absicht, seinen Bruder, den Kaiser Rudolph zu stürzen, alle nur erdenkliche Versprechungen gemacht hatte, wurde sogleich im darauf gefolgten Jahre, durch Zeitumstände genöthigt, mittelst einer feierlichen Urkunde zu erklären, „daß den Herren und Ständen die freie Ausübung ihrer Religion in ihren Schlössern, Dörfern und Festungen, wiewohl in Städten nur in Privathäusern, gestattet; daß ihnen zu ihren Gotesdiensten drei Kirchen eingeräumt; daß die Rathsherren und andere Staatsbeamten von den Religionsverwandten beider Theile bestellt werden, die Erbämter aber in ihrer vorigen Verfassung bleiben sollten; daß ferner in den Städten die Besetzung der öffentlichen Aemter bloß auf dem Magistrat und der Bürgerschaft, und nicht auf der Einwilligung oder Genehmigung des Hofes beruhen; daß in denselben künftig keine Kirche gesperrt, sondern jeder Partei die ihrigen ungestört gelassen werden; daß endlich den Bürgern die Freiheit, ihre Prediger zu bestellen, und diesen die Freiheit, Kranke zu besuchen, und denselben das Abendmal zu reichen gestattet seyn soll."

Wenn nun gleich diese Freiheiten darum, weil sie in Zeiten der Noth bewilligt worden waren, nicht weniger feierliche, von einem Kaiser gegebne Freiheiten waren und blieben: so wurden sie gleichwohl schon im J. 1614 wieder größtentheils zurückgenommen, und den Städten und Flecken die freie Religionsübung eingestellt; allein die Zeit der Noth kehrte im J. 1618, da die, im Aufstande begriffnen protestantischen Böhmen nach Oesterreich rückten, wieder, und zwar dringender, als jemals zurück. Der Kaiser Mathias, der sich damals in Wien befand, schrieb nach dieser Hauptstadt unverzüglich einen Landtag der österreichischen Stände aus, und verlangte ihren Beistand wider die Böhmen. Nun waren diese Stände, von welchen der größte Theil protestantisch gesinnt war, nicht weniger bereits ebenfalls von den Böhmen ersucht worden, sich mit ihnen zur gemeinsamen Beschützung der protestanti=

schen Religion zu vereinigen, waren aber nicht nur noch nicht entschlossen, es ihrer Religion wegen mit den Böhmen zu halten; sondern sie waren vielmehr so ehrlich und gutmüthig, dem Kaiser das Einladungsschreiben der Böhmen zu zeigen; nur verlangten sie eine neue Bestätigung der ihnen im Jahre 1609 zugestandenen Religionsfreiheit, und vom Kaiser erhielten sie zwar keine alles erschöpfende, aber dann doch eine beruhigende Verbescheidung; allein von ihren katholischen Mitständen, von welchen sie eine bestimmte Erklärung verlangten, daß auch sie miteinstimmen, und vor allen Dingen das versprochne, unpartheiische, zur Untersuchung ihrer Beschwerden anzuordnende Gericht befördern helfen wollten, konnten sie so wenig eine befriedigende Antwort erhalten, daß sie Anstand nahmen, in dieser zweifelhaften Lage ihrer Religionsangelegenheiten sich auf einem Landtag zu versammeln, und für eine Kriegsanstalt wider die Böhmen zu stimmen, bei deren Unterdrückung sie desto mehr für sich selbst neue Bedrückungen fürchten zu müssen glaubten; ja, da die Gefahr von der einen oder andern Seite in die Mitte genommen zu werden, stündlich größer wurde, versammelten sich die Stände Oberösterreichs eigenmächtig zu Linz, und fingen zu gleicher Zeit an, den kaiserlichen Truppen die Zufuhr zu sperren, und gegen Passau und Bayern an verschiednen Orten Schanzen und Verhaue zu errichten. Die nämliche Geschichte ergab sich auch in Mähren, und die auf einem Landtage versammelten protestantischen Stände wollten nichts vom Abstimmen hören, weil die katholischen von einer bestimmten Zusicherung ihrer Religionsfreiheiten ebenfalls nichts hören wollten. Auch die Schlesier und Lausitzer waren wie die Böhmen und die protestantischen Stände der Mähren gesinnt; und damit ja das Maß der traurigsten Unglücksfälle und Verwirrungen voll werden möchte: so entstanden auch in Ungarn und Siebenbürgen, wo ebenfalls der größte Theil der Einwohner protestantisch war, nicht weniger schreckliche Unruhen. Unter dem Kaiser Mathias hatte ein gewisser Gabriel Bethlen, oder Bethlen Gabor sich zum Fürsten von Siebenbürgen aufgeworfen, und unter den Schutz der Türken begeben. Nun trug zwar selbst der Großsultan Achmet, nachdem er eben damals von Seite der Perser und Araber genug zu thun fand, dem Kaiser Mathias im Jahre 1615 einen für diesen, eben so unverhofften, als vortheilhaften, zwanzigjährigen Waffenstillstand an, und im Jahre 1617 verglich sich Kaiser Mathias auch mit dem Bethlen, als Fürsten von Siebenbürgen, dahin, daß er des Kaisers Hoheit, wegen einiger Gespannschaften erkennen, und ihm wider alle Feinde (den türkischen Kaiser ausgenommen) beistehen sollte. Allein Gabriel Bethlen war ein wüthender Calvinist, der sich ein eignes Geschäft daraus machte, die Katholiken zu unterdrücken, und ihre Priester auf das grausamste zu morden; er benutzte das Mißvergnügen der in Ungarn herrschenden protestantischen Partei, schlug mit ihrer Hülfe in mehrern blutigen Gefechten die unbeträchtlichen, für den Kaiser streitenden katholischen Truppen, und bemächtigte sich in kurzer Zeit des Königreichs, wo ihn nachher die Mehrheit der Stimmen sogar zu ihrem Könige wählte. In diesen entsetzlichen Umständen trat Ferdinand im März 1619 als Regent von Ländern auf, worin seine Regierung niemand, als der damals unbeträchtliche und ohnmächtige Theil der Katholiken anerkennen wollte und man gab sich von allen Seiten um so mehr alle erdenkliche Mühe, ihn gleich anfangs niederzudrücken, und von aller Hülfe zu entblößen, je mehr man wußte, wie er beschaffen, daß er nämlich ein Mann von Verstand, Kenntniß und Muth, und von einer eben so rasch zu Werk gehenden, als unbeugsamen Entschlossenheit, und dabei ein der katholischen Religion, welche und keine andere er in seinen Landen zu sehen wünschte, mit dem flammendsten Eifer ergebener Fürst sey. Man fürchtete ihn, als einen Herrn von persönlicher Ueberlegenheit, der beim Ausbruche der Unruhen in Böhmen, statt bestürzt zu werden, vielmehr freudig und muthig wurde, und seinem Bruder Mathias, an den König von Spanien zu schreiben, zumuthete: „Gott habe die böhmischen Unruhen ohne Zweifel verhängt, um dem Kaiser endlich Gelegenheit zu geben, sich auf einmal von der Knechtschaft, darin er bisher gegen seine Unterthanen, sonderlich die Protestanten gestanden, zu erledigen, und sein ganzes landesherrliches Ansehen zu erlangen, dazu aber Gewalt gebraucht werden müßte, und in den eingezogenen Gütern der Rebellen der Kostenersatz gefunden werden könnte."

Ferdinand wandte sich zuerst an die Oesterreicher, und muthete ihnen zu, (denn sein Vetter, und nächster Erbe des Mathias, Erzherzog Albert hatte ihm das Land freiwillig

abgetreten) ihm zu huldigen; allein die niederösterreichischen Stände forderten vorerst, daß ihnen Ferdinand im voraus feierlich ihre Religionsfreiheit bestätigen, und dann ihren sonstigen Beschwerden abhelfen, und besonders die lästigen Einquartierungen seiner, meist aus Ausländern zusammengesetzten Truppen, zurück nehmen sollte. Die oberösterreichischen Stände bemächtigten sich nun gleich selbst des Regiments, wollten so lange, bis erst ihre Landesfreiheiten bestätiget worden wären, nichts von einer Huldigung wissen, beschwerten sich über eine an sie gestellte Zumuthung, daß sie fremden Völkern den Durchzug gestatten sollten, und verharrten, wie ihre niederösterreichischen Mitstände, unabweichlich auf ihrer Erklärung.

Bei den Böhmen lief die Sache ungleich stürmischer und schlimmer ab. Ferdinand hatte an denjenigen Herren, welche sein Bruder Mathias im Jahre 1617 bei seiner Abreise von Prag nach Wien als Statthalter aufstellte, einen Befehl erlassen, in ihren statthalterischen Verrichtungen fortzufahren, und übrigens allen Räthen und den vornehmsten Personen der Stadt Prag zu eröffnen, daß er (König Ferdinand) sich seines, vor seiner Erwählung und Krönung beeidigten Versprechens, binnen den ersten vier Wochen nach des Mathias Absterben alle Rechte und Freiheiten der böhmischen Nation zu bestätigen, und die Urkunde darüber dem Burggrafen zu Prag zuzuschicken, wohl erinnere, und daß er nicht säumen werde, jenes Versprechen pünktlichst zu erfüllen, wie auch Friede, Liebe und Einigkeit unter allen seinen Unterthanen herzustellen. Auch den zu Prag versammelten Personen aus allen dreien Ständen des Königreichs schrieb er: „Weil er, der König, nicht wenig Mißverstand, Zerrüttung und Kriegsverfassung im Königreiche Böhmen befinde, und derowegen begierig sey, allen solchen Mißverstand in friedlichen Stand zu setzen, als sollten sie aus ihrem Mittel gewisse Personen an seinen Hof nach Wien abfertigen, und durch sie ihre Nothdurft vorbringen lassen. Er sey bereit, alles sanftmüthig anzuhören, reiflich zu überlegen, und daran zu seyn, daß alles zu gutem Ende und friedlichem Stand gebracht werde. Er habe auch zu diesem Ende dem General Bucquoi befohlen, nichts Feindliches gegen die Stände und ihr Volk vorzunehmen; wie dann dieser solches auch den ständischen Offizieren bekannt machen werde."

Diese zuvorkommende, gefällige Erklärung des Ferdinand, und dann ein Blick auf die mißlichen Umstände, in welchen sich derselbe damals befand, ließen den Böhmen, wenn sie Versöhnung und den Frieden gewünscht hätten, nichts mehr zu wünschen übrig, und es kam nur auf sie an, den günstigen Zeitpunkt zu benutzen, sich ihre Freiheiten auf die feierlichste Art bestätigen, und durch die Bürgschaft vermittelnder Fürsten, und selbst der Union bekräftigen zu lassen; aber die böhmischen Direktoren würdigten ihn nicht einmal, zu antworten; sie boten den zwanzigsten Mann im ganzen Königreich auf, verbannten acht und zwanzig der angesehensten katholischen Herren, und erklärten drei und zwanzig andere aller Dienste unfähig. Auch die böhmischen Generale, welchen der österreichische General Bucquoy anzeigte, daß er Befehl zum Waffenstillstand habe, setzten nicht nur die Feindseligkeiten fort, sondern ihr erster Anführer, Graf Thurn, unternahm bald darauf einen Hauptversuch, welcher nichts geringeres zum Zweck hatte, als daß von ihm selbst die Hauptstadt Wien erobert, und Ferdinand aufgehoben werden sollte.

Thurn rückte mit einem Heer von sechzehntausend Mann nach Mähren, beredete den protestantischen Theil der Landstände, das bisherige gemeinschaftliche Oberhaupt der mährischen Stände, den Bischof zu Ollmüz, und Cardinal Grafen Dietrichstein, bei Seite zu setzen, die Städte Iglau, Ollmüz, Brünn u. a. zu öffnen, und mit ihm einen Vertheidigungsbund (sogleich nach demselben wurden an den meisten Orten die Rathsherrenstellen mit Protestanten besetzt, der protestantische Gottesdienst eingeführt, und die Jesuiten verjagt) zu errichten. Nach diesem glücklichen Anfang zog er nach Oesterreich, wo er vor dem Gränzstädtchen Laa (Laab) die Abgeordneten der österreichischen Protestanten sehr liebreich, die niederösterreichischen katholischen Stände aber mit Stolz und Trotz, und mit der Bedeutung empfing, daß er gekommen sey, seine Feinde zu verfolgen, und das Religionswesen in Ordnung zu bringen. Nichts widersetzte sich seinem Vordringen, und im Anfange des Juni 1619 stand er mit seinem Heere vor Wien. Diese Hauptstadt schien im ersten Augenblicke verloren zu seyn. Sie hatte keinen

Feind vermuthet, und war auf keine Belagerung vorbereitet. Sie verschloß zwar die Thore; aber auch diese, schon an sich nicht aushaltende Anstalt, welche höchstens dazu dienen konnte, den ersten Anlauf feindlicher Truppen zu verhindern, war vergeblich. Es war eine große Anzahl protestantischer Stände in der Stadt, welche mit dem Obergeneral Thurn ein vorgehendes Verständniß unterhalten, und ihm versprochen hatten, ihm ein oder mehrere Thore mit Hülfe ihres zahlreichen protestantischen Anhangs zu öffnen, welcher, da er um das Vorhaben wußte, sich bereits öffentlich verlauten ließ, daß man binnen wenigen Tagen den Ministern des Ferdinand die Köpfe vor die Füße legen, ihn selbst in ein Kloster sperren, und seine Söhne in der protestantischen Religion erziehen lassen würde. Die Eröffnung eines Thors sollte den 5. Juni vor sich gehen, und an diesem Tage traten bei sechzehen protestantische Herren ganz unvermuthet und mit Ungestüm in Ferdinands Zimmer, und forderten, daß er seine Einwilligung zu einem von ihnen mit den Böhmen zu errichtenden Bündniß, oder vielmehr Defensionswerk (welches, dem Vorgeben nach, zur Absicht haben sollte, die in Böhmen vorhandenen österreichischen Truppen zu einem bescheidnern Betragen zu vermögen) geben, und dieselbe unterschreiben sollte. Sie hatten mit Ferdinand bereits einige Tage darüber verhandelt, und drangen jetzt auf eine entscheidende Antwort. Während der Zeit, als sie bei ihm waren, hörte man unausgesetzt den Knall der Kanonen, mit welchen heftig nach der Stadt geschossen, und sogar die kaiserliche Burg nicht verschont wurde. Die Heftigkeit der Leute, welche im Zimmer waren, wurde mit jedem Augenblicke drohender, und einer der Anwesenden, Andrä Thonrädl, Herr von Obergassing in Niederösterreich, soll den Erzherzog und König Ferdinand sogar bei den Rockknöpfen ergriffen, und indem er dieselben umdrehte, ihm auf lateinisch die Worte: Ferdinandule! non subscribes? zugerufen haben. Die Gefahr hatte jetzt den höchsten Grad für Ferdinanden erreicht, der fest entschlossen war, nie seine Einwilligung in eine, seinen Grundsätzen und Absichten höchst nachtheilige Zumuthung zu geben, undin der grausamen Verlegenheit, worin er sich befand, weder Gegenwart des Geistes, noch seinen Muth verlor, und indem er sich ganz auf den Beistand des Himmels verließ, (man fand ihn die vorgegangenen Tage oft vor einem in seinem Zimmer befindlichen Crucifix knieend) die Entwicklung und den Ausgang der Sache mit festem Sinne abwartete. Schon war es an dem, daß die Herren gehen wollten, ihr Vorhaben, ein Thor zu öffnen, auszuführen, als plötzlich die ganze Burg vom Schall mehrerer Trompeten ertönte, und ein Herr von königlichen Kürassieren auf dem Burgplatze zum Vorschein kam. Die protestantischen Herren stürzten, von Furcht und Schrecken außer sich, wo sie konnten, davon. — Bald darauf zog sich auch der General Graf Thurn nach Böhmen zurück.

Jene Kürassiere bestanden aus fünfhundert Mann vom Regiment Dampier (jetzt Hohenzollern), waren auf Befehl des Grafen von Bucquoi von Krems die Donau hinabgeschifft, und unter der Anführung des Obersten Santilier, oder St. Hilaire, und eines böhmischen Baron Michael Heinrich Isterle, oder Hiserle, (Kommandanten von Krems) eben zur rechten Zeit angekommen. Da ihnen auch ein Regiment Fußvolk unmittelbar nachfolgte, so verloren die protestantisch gesinnten Einwohner von Wien in eben dem Grade allen Muth, in welchem sich bei den Katholiken Muth und Zutrauen auf ihre Sache einstellte. Fünfzehenhundert Bürger, an welche sich sechshundert Studenten anschlossen, stellten sich als Freiwillige. Man konnte auch so viel Volks, als man brauchte, in die nicht ganz eingeschlossene Stadt ziehen, und der Stadtkommandant Johann von Reiffenberg fand sich im Stande, es mit dem Grafen Thurn aufzunehmen. Thurns Rückzug wurde durch einen unglücklichen Vorfall der böhmisch-ständischen Armee veranlaßt. Der ebenfalls für die böhmischen Stände streitende Graf Ernest von Mansfeld nämlich, der die Stadt Pilsen erobert, und darin in Quartier gestanden hatte, zog nach der Stadt Budweiß, wo beide Heere (das königliche unter Graf Bucquoi, das ständische unter den Generalen Fels und Hohenlohe) sich einander gegenüber standen. Graf von Bucquoi zog dem Mansfeld, um dessen Vereinigung mit den ständischen Truppen zuvorzukommen, entgegen, und lieferte ihm bei dem Dorfe Großen Lasken den 10. Jun. 1619 ein Treffen, in welchem die Reiterei seines Gegners bis auf wenige, welche mit ihrem Anführer die Flucht ergriffen, niedergehauen, das Fußvolk aber sammt allem Geschütze, der Kriegskasse und der Kanzlei mit allen Papie-

ren gefangen wurde. Graf von Bucquoi bemächtigte sich hierauf einiger böhmischen Städte, und bedrohte, indem er von Zeit zu Zeit frische Truppen an sich zog, ganz Böhmen. Die Direktoren in Prag hatten demnach dem Grafen Thurn befohlen, eiligst nach Böhmen zu ziehen, und dem Grafen von Bucquoi sich zu widersetzen. Sie ließen auch zugleich ein allgemeines Aufgebot des fünften Manns durch das ganze Königreich Böhmen ergehen. Fehlgeschlagene Unternehmungen und Unglücksfälle, welche sonst für Menschen, die es noch in ihrer Gewalt haben, sich zu helfen, eine heilsame Besinnung herbeiführen, vermochten auf die protestantischen Böhmen, und zumal auf ihren Mann, Grafen Thurn, so wenig, daß sie durch dieselben vielmehr desto heftiger aufgebracht, und desto unversöhnlicher wurden. Ferdinand hatte dem Thurn, nachdem er von Wien abgezogen war, den Grafen von Waldstein (Wallenstein) obersten Hofmeister des Königreichs Böhmen, der einer der vielen böhmischen Herren war, welche Verstand genug besaßen, um alle Empörung zu verabscheuen, mit Friedensvorschlägen nachgeschickt, welche vortheilhaftere Anträge enthielten, als die Aufrührer bei dem günstigsten Waffenglück berechtigt waren zu hoffen. Ferdinand versprach ihnen die Bestätigung des von seinem Vorgänger, dem Könige (und Kaiser) Rudolph II. ausgestellten Majestätsbriefes, dann eine vollkommne Bestätigung der Verfügungen, (worunter auch die Vertreibung der Jesuiten war) welche die böhmischen Stände seit der Herabwürdigung der königlichen Statthalter, und der Aufstellung ständischer Direktoren zu treffen für gut befunden haben mochten; eine unbedingte Vergessenheit der an den königlichen Statthaltern Martiniz und Slawata verübten Mißhandlungen, und endlich die freie Anerkennung des freien Wahlrechts der böhmischen Stände. Diese Versicherungen und Zugeständnisse sollten nicht nur durch öffentliche, feierliche Instrumente bekräftiget, sondern durch den feierlichen Beitritt der Könige von Polen und Dänemark, dann der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, und des Herzogs von Bayern verbürget werden. Die königlichen Truppen sollten aus Böhmen in dem Augenblicke, da die Stände ihre Bereitwilligkeit, seinen Vorschlägen Gehör zu geben, unterzeichnet haben würden, abgeführt werden. Diese Anerbietungen voll reifer Klugheit, Großmuth und Mäßigung setzten die Welt in Erstaunen; aber die böhmisch-protestantischen Stände rührten sie nicht. Sie beantworteten das königliche Schreiben nicht einmal, und zwar aus dem sonderbaren Grunde, weil man es, falls man es beantworten wollte, freundlich beantworten müßte, was nun aber, indem Ferdinand ein unversöhnlicher Feind der protestantischen Religion wäre (ein Vorwurf, der bei dem damaligen Benehmen Ferdinands an wirklichen Unsinn gränzte) nicht Statt finden könnte. Auch ein Schreiben der Churfürsten, welche sich bereitwillig erklärten, die Misverständnisse der Stände und Königs Ferdinands auf einer ordentlichen Tagsatzung, bei welcher alle Theile erscheinen sollten, beilegen zu wollen, würdigten sie keiner Antwort; aber desto weitläufiger sagten sie der Welt, daß, und warum sie sich veranlaßt fänden, den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich ferner nicht weiter für ihren König zu halten, und dagegen eine neue Wahl vorzunehmen. Diese Ursachen, worunter z. B. vorkam, daß sie zur Erwählung Ferdinands zu ihrem König im Jahre 1617 gezwungen worden seyen, hatten so wenig Gewicht, und trugen so offenbar ein durchgehends erdichtetes Gepräge, daß jedermann sah, wie dieselben aus ihrem verkehrten Sinn und Willen, und keineswegs aus ihrer Ueberzeugung gekommen seyen. Dieß schreckte sie aber nicht im geringsten ab, ihr Vorhaben unverzüglich ins Werk zu setzen. Auf einem allgemeinen, für den 23. Juli nach Prag ausgeschriebnen Landtag aller Kronländer sollte zuerst ein allgemeines, gemeinschaftliches Vertheidigungswerk ihrer Religionsfreiheiten, und aller den Ständen zukömmlichen Vorrechte errichtet werden. Dieß geschah. Die Kronländer, nämlich Böhmen, Mähren, Schlesien, und die beiden Lausiz traten in eine aus hundert Artikeln bestehende Verbrüderung zusammen, welcher sogar die österreichischen Protestanten ober und unter der Ens beitraten; übrigens aber die Unvorsichtigkeit, daß jeder Theil abgesondert von dem andern auftrat, begingen. Nach diesen Vorgängen wurde durch eine feierliche Akte Böhmen für ein Wahlreich, und zugleich für unbesetzt erklärt. Bei den weitern Berathschlagungen, wie es mit der Regierung Böhmens künftig gehalten werden sollte, wurde der von einigen Anwesenden berührte Vorschlag einer Republik, als eine Regierungsform, welche, gemäß den ununterbrochenen Welterfahrungen, das Glück der Völker in die Länge nirgends befördert hätte,

sogleich verworfen, und man schritt vielmehr zur Bestimmung der Person, welcher die Krone sollte angeboten werden; und wiewohl diese von der herrschenden Partei, nämlich von den kalvinischgesinnten Böhmen, und den böhmischen Brüdern, welche letztere sich in vielen ihrer Religionssätze von den Utraquisten und Lutheranern unterschieden, und dem kalvinischen Wesen näher kamen, bereits noch bei den Lebzeit:n des Königs (und Kaisers) Mathias bestimmt worden, nämlich der Churfürst von der Pfalz, Friedrich V., dazu ausersehen war: so kamen jetzt doch auch noch andere Fürsten in Vorschlag, nach deren Zurückweisung man immer wieder auf jenen Churfürsten, (weil er der Direktor der unirten Fürsten, der Unterstützung des Königs Jakobs I. von England versichert, dann auch der Freundschaft der vereinigten Staaten gewärtig war) zurück kam. Gleichwohl erschien auf dem Wahltage selbst, welcher den 26. August 1619 angesetzt war, nur der kleinere Theil des Adels. Hundert und zwölf Barone und einige hundert Ritter wollten schlechterdings nichts von einer neuen Wahl wissen; aber, nachdem damals die Armee, welche Mansfeld in der Stadt vertheilt hatte, entschied: so waren die Stimmen der Anwesenden, nämlich sechs und dreißig aus dem Herrenstand (sieben fielen dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen zu) ein und neunzig aus dem Ritterstande, dann die offenbar erzwungenen Stimmen der königlichen Städte, allerdings mächtig genug, die neue Wahl, welche für den Churfürsten von der Pfalz entschied, durchzusetzen.

§. IV.

Es kam nun darauf an, zu was sich der Churfürst von der Rheinpfalz entschließen würde. Dieser Herr war damals drei und zwanzig Jahre alt, und besaß allerdings als Mensch und] Privatmann sehr liebenswürdige, aber (wie sein Benehmen zeigte,) als politischer Seher und Staatsmann desto weniger große Eigenschaften, und er hatte sogar, wenn er einmal Entschlüsse, so schief und verkehrt sie auch seyn mochten, gefaßt hatte, die Schwachheit, aus Furcht, für wankelmüthig gehalten zu werden, selten wieder davon abzugehen, und Eigensinn für Standhaftigkeit zu halten; er hatte sich die Krone von Böhmen längst gewünscht, und der Sache manchen Vorschub gethan; aber da sie ihm nun wirklich angetragen wurde, meldete sich dann doch in seinem Innersten eine Stimme, welche ihn verlegen und unentschlossen machte. Der gute Herr wandte sich unverzüglich an alle diejenigen, von denen er erwartete, daß sie ihm einen heilsamen Rath ertheilen, oder ihren Beistand versprechen würden; allein die Antworten fielen von allen Seiten wider seine Erwartung aus. Beinahe überall wiederholte man ihm, was ihm seine eignen (damals zu Frankfurt anwesenden) Gesandten in einem weitläufigen Schreiben, worin vierzehen Gründe wider die Annahme, und nur sechs für dieselbe vorkamen, bringendst vorstellten und baten: „wenigstens nichts in der Sache thun zu wollen, bis man die genaue Erklärung deßhalben von England und Holland, d. i. von dem Schwiegervater, und von dem Onkel des Churfürsten, erhalten habe. — Pfalz habe den König Ferdinand bei der Kaiserwahl als König von Böhmen neben sich sitzen lassen, und ihm wenigstens durch Beitritt zu den meisten Stimmen die Kaiserkrone mit zu gewilligt; man werde das ganze katholische Deutschland, ja Spanien und den Papst mehr als jemals gegen sich aufbringen; die Rechtmäßigkeit der Absetzung Ferdinands sey noch nicht erwiesen; auch sey Pfalz weder mit Geld, noch mit Mannschaft genugsam gerüstet, um mit Nachdruck die Krone annehmen zu können; man setze dabei seine Lande, auf welche der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zu Neuburg so schon ein Auge habe, ja Leib und Leben in Gefahr; auch sey ja seinem Hause die Nachfolge, wegen der von Böhmen verlangten Wahlfreiheit, nicht gesichert; Pfalz werde insonderheit bei Sachsen vielen Neid auf sich laden; auf Frankreich sey sich gar nicht zu verlassen; Savoyen (Carl Emanuel, Herzog von Savoyen, der wegen einiger Besitzungen in Italien, zumal des Herzogthums Mailand mit Spanien zerfallen war, hatte sich viele Mühe um die böhmische Krone gegeben) werde, bei nunmehr mißlungener, ihm selbst gemachter Hoffnung nichts mehr thun, und werde auch bei Venedig (es war im Plan, daß die Venetianer, die an ihr Gebiet gränzenden österreichischen Länder, als Kärnthen, Krain und Dalmatien angreifen sollten) hinderlich seyn; auch die Unirten würden, wenigstens in die Länge, schwerlich beistehen; es sey endlich schon gegen alles Herkommen, daß ein Churfürst zwei Churfürstenthümer habe, welches, so wie dieses, daß vier evangelische

Churstimmen würden, alle Katholische gewiß nicht zu leiden geneigt seyn dürften, also es zu einem allgemeinen Religionskrieg das Ansehen gewinne." Auch der Churfürst Johann Georg von Sachsen antwortete: „so viel scheine ihm außer Zweifel, daß, wenn die Gründe für und wider die Annehmung gehörig gegen einander abgewogen werden sollten, die abrathenden Gründe wohl den Vorzug behalten müßten." Der Herzog Maximilian von Bayern, an welchen Friedrich den Obersten und Landrichter zu Amberg, Grafen Reinhard zu Solms, nach München absandte, (mit dem Auftrag, dem Herzog zu melden, daß er sich wegen der Zusammenziehung mehrerer Truppen in der Oberpfalz und Böhmen keinen Verdacht sollte beibringen lassen, und dann um die Gesinnungen des Herzogs auszuforschen) schrieb den 24. Sept. ganz offenherzig, und auf eine überaus milde und feine Art, was er von der Sache denke, was er dabei für seinen lieben Vetter fürchte, und was er für die Ruhe von ganz Deutschland, ja von ganz Europa fürchten zu müssen glaube; und fügte am Ende bei, daß er im Falle, wenn auch sein Vetter der Krone sich unterfangen sollte, der gänzlichen Zuversicht bleibe, derselbe werde solche Maßregeln treffen, daß er und sein Land Bayern dabei in keine Gefahr, Schaden und Bedrückung gerathen möchten. *) Auch die sämmtlichen Mitchurfürsten erließen an Friedrich eine schriftliche Vorstellung, in welcher sie sagten: „Daß sie als Churfürsten nicht umhin könnten, ihn zu warnen, in was für eine gefährliche Sache er sich einließe, wenn er die böhmische Wahl annähme, welches sie zwar nicht hoffen wollten; er solle bedenken, wie sehr unsicher ein solcher Schritt in Ansehung der Moralität sowohl, als der Politik, sey u. s. w., was für eine Unruhe daraus im ganzen Reich entstehen werde; wie aus diesem allen ein solcher allgemeiner Krieg und Aufstand sich erheben, und begeben möchte, daß von dem schrecklichen Blutvergießen Land und Leute verderbt, und von dessen Verursachern die Historien, so lange die Welt stehet, zu reden haben würden; daß der Ausgang vielleicht viel zu spät zeigen werde, wie wenig er sich auf die, die jetzo sich etwan zum Beistand erböten, zu verlassen habe;" u. s. w. Diese Vorstellung, wiewohl sie zu spät ankam, dient zu einem Beweis, wie einhellig die Stimmen waren, welche sich über diese Angelegenheit selbst erhoben, oder verlangt wurden. Friedrich hatte bei der ersten Nachricht der für ihn ausgefallenen Wahl nichts angelegners gehabt, als diese den unirten Fürsten und Ständen zu eröffnen, und auf ihren Beifall und ihre Unterstützung hatte er um so zuversichtlicher gerechnet, als sie ihm durch einen Deputirten Glück wünschen ließen; allein als er seine Getreuen (auf den 2. Sept. 1619) nach Rotenburg versammelte, fand er sie gar sehr geändert; sie erinnerten, daß ihre Union oder Verbindung allein die Erhaltung ihrer Lande und Freiheiten, und nicht die Eroberung fremder Königreiche für einen Dritten zum Zweck habe, welcher noch überdieß nicht der lutherischen, sondern der calvinischen Religion ergeben wäre, deren Anhänger von jeher einen mörderischen Haß auf die Protestanten geworfen hätten, wie dann die nach dem Blut der Protestanten dürstenden, Verse, welche ein Calvinist an die Thüre des Pfalzgrafen Casimir geheftet hatte (o Casimire potens servos expelle Lutheri! igne, rota, ponto, funibus, ense neca!) stets im frischen Andenken blieben; sie äußerten auch sonst noch viele politische Bedenken, und mit Einem Wort, die meisten der ansehnlichen Mitglieder, als der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, der Landgraf Moriz von Hessen u. a., mißriethen die Annahme der Krone. Endlich gab auch der König Jakob I. von England nichts weniger, als eine befriedigende Antwort; und damit ja niemand, der ihm gut und aufrichtig rathen konnte, übrig blieb: so rieth ihm seine eigne Mutter, Louise Juliana (Tochter des Prinzen Wilhelm I. von Oranien) auf das inständigste davon ab. Aber alle diese Vorstellungen, Bitten und Ermahnungen waren in den Augen des von der neuen Königswürde ganz eingenommenen Friedrich nichts, als eben so viele Gelegenheiten, eine heroische Standhaftigkeit zu zeigen, und gleichsam ein Abentheuer, das seinen Ruhm unsterblich machen würde, zu einer Zeit, da jedermann vor demselben zurückbebte, allein zu

*) Gründliche Anzeig, was zwischen Churpfalz und Bayern in jeziger betrübten Böhemischen, und durch dieselb, fast im ganzen Heil. Röm. Reich, auch in den benachbarten Landen entstandener Vnruhe, eine zeitlang geschriben, gehandlet vnd tractiret worden. München gedruckt bei Anna Bergin, Wittib. Im J. 1621. Worinn viele zwischen Maximilian und Friedrich, vor und nach der böhmischen Königswahl gewechselte, höchst merkwürdige Schreiben vorkommen.

bestehen. Bei dieser Gemüthsstimmung vermochte sein calvinischer Hofprediger Abraham Schulz (Scultetus), welcher ihm sagte, daß er durch die Annahme der Krone die schönste Gelegenheit, welche aus den Händen zu lassen, sündhaft wäre, die reine Religion (wie sich gleich nachher zeigte, den Calvinismus) auszubreiten bekäme, mehr als Könige und Churfürsten; und als nun vollends seine Gemahlin Elisabeth um die Unterschrift bat: unterschrieb Friedrich zu Heidelberg 1619. Und die ersten Tage rauschten auch in dem bei solchen Vorfällen sich einfindenden, frohen Taumel vorüber. Wo der neugewählte König durchreiste, empfing ihn die gaffende Menge mit einem Jubel- und Freudengeschrei, und die Bürgermeister, und die Vorsteher, dann die Botschafter der Böhmen überschütteten ihn und seine Gemahlin mit hochtönenden Anreden von Lobsprüchen und Glückwünschen, unter deren ununterbrochener Fortsetzung er von der Rheinpfalz über Amberg und Waldsassen nach Prag zog, und den 4. Nov. in der Schloßkirche mit dem Pompe eines erhabenen Königs gekrönt wurde. Allen Königen der Christenheit und allen Fürsten des deutschen Reichs wurde durch ein weitläufiges Manifest (über dessen Behauptungen und Versicherungen Sachkenner lachten, und Männer von Verstand und Gefühl trauerten) dies hohe Ereigniß bekannt gemacht.

§. V.

Auch schien es sogar anfangs, als wenn die schlimmen Vorherkündigungen der Herren, welche ihn von der Annahme der Krone abzubringen gesucht hatten, noch so bald nicht eintreffen, oder vielmehr ganz vereitelt werden dürften. Zwar war der, ehmals gehoffte, Beistand der unirten Fürsten, dann der Kronen England, Frankreich, Dänemark und Schweden, des Herzogs von Savoyen, der Generalstaaten, der Republik Venedig, theils gar nicht wieder, theils nur in einer großen Entfernung zu hoffen; aber dafür rückten jetzt zu gleicher Zeit zwei zahlreiche Armeen nach Wien, der General Thurn nämlich mit einem ungefähr zwanzig tausend Mann starken, aus Böhmen und Mähren bestehenden Heer, und Gabriel Bethlen mit einer Armee von sechzig tausend Mann, worunter sich auch Türken und Tartaren befanden. Es gewann jetzt den Anschein, daß diese Unternehmung das Ende aller Dinge herbeiführen, daß die Stadt Wien unmöglich widerstehen, und daß der in derselben anwesende König Ferdinand schlechterdings genöthiget werden würde, sich alle Bedingnisse, welche ihm von den Böhmen, Mähren, Schlesiern, Lausitzern, Ungarn, Siebenbürgern und Oesterreichern vorgelegt würden, gefallen zu lassen. Aber dieser gewaltige, geräuschvolle Ueberfall wurde durch die unüberlegteste, leidenschaftlichste Art, mit welcher er von den Anführern unternommen wurde, in dem Augenblick, da er hätte ausgeführt werden sollen, zernichtet. Gabriel Bethlen hatte bei seinem Heranstürmen, so weit als seine unmenschlich wüthenden Truppen reichen konnten, alles flache Land verwüstet, und von allen Lebensmitteln entblößt, und besann sich erst jetzt, da er vor Wien angelangt war, daß er seine Armee nicht bloß anführen, sondern auch mit Proviant unterhalten müßte. Dazu hatte er sich durch seine unsinnigen Verwüstungen alle Möglichkeit benommen. Sogleich in den ersten Tagen stellte sich an den unentbehrlichsten Dingen ein Mangel, über welchen die Heere laut murrten, ein, und überdieß drohte ein anhaltendes Regen- und Schneewetter, alle Wege grundlos zu machen. Auch traf die Nachricht ein, daß sich der, dem Ferdinand mit der unbestechlichsten Treue ergebne, katholische, ungarische Graf Georg Humanay in Polen einige tausend Reuter angeworben und mit diesen bereits nach Ungarn unter einem glücklichen Erfolg gewendet habe. Dann stand der erfahrne General Bucquoi, welcher sich bei der der Stadt drohenden Gefahr aus Böhmen mit achtzehen tausend Mann eiligst zurückgezogen, und allein mit diesem mäßigen Korps den überlegnen Armeen vor den Donaubrücken zu Wien drei Tage einen allgemein bewunderten Widerstand gethan, sodann aber die Brücken hinter sich abgeworfen, und seinen Stand zunächst an der Stadt, und selbst in dieser genommen hatte, in Bereitschaft. Diese und noch mehrere ähnliche Umstände zwangen sowohl den Grafen Thurn, als den Gabriel Bethlen, von Wien eiligst abzuziehen, und vielmehr auf ihre eigne Sicherheit Bedacht zu nehmen.

Zur Zeit dieser Begebenheit hatten die Aussichten Ferdinands bereits wieder eine ganz andere, eine für ihn, und seine Angelegenheiten sehr erfreuliche Wendung genommen. Ferdinand war Kaiser geworden, und hatte nunmehr das Zeugniß und die Bestättigung der

Churfürstlichen Kollegium für sich, daß er nie aufgehört habe, König von Böhmen zu seyn. Es hatte nämlich der Churfürst Johann Schweikard von Mainz, als Reichserzkanzler sogleich nach dem Hintritte des Kaisers Mathias eine neue Kaiserwahl auf den 20. Juli 1619 nach Frankfurt ausgeschrieben, und auch den Ferdinand, als König von Böhmen und deutschen Churfürsten dazu berufen. Ferdinand erschien auch zu Frankfurt in Person, allein auch die böhmischen Stände erschienen durch Gesandte, welche den Auftrag hatten, dem Ferdinand die böhmische Wahlstimme abzusprechen, und an der Stelle desselben, als der, nach ihrer Behauptung nicht mehr König wäre, die Wahlstimme zu führen, wobei sie die Absicht und Hoffnung hatten, daß, wenn sie dießmal die böhmische Stimme führten, und die drei nicht katholischen Churfürsten von der Rheinpfalz, Sachsen und Brandenburg sich mit ihnen vereinigten, durch die Mehrheit der Stimmen ein protestantisch gesinnter Kaiser aufgestellt werden dürfte. Die Fürsten der Union unterstützten diesen Antrag, und zumal gab sich der Churfürst Friedrich von der Rheinpfalz alle Mühe, denselben durchzusetzen; allein die drei geistlichen Churfürsten, welche, wie sie sagten, nichts anders wußten, als daß König Ferdinand auf eine rechtmäßige Art zum König von Böhmen gewählt und gekrönt worden sey, nahmen auf die unzeitigen Einstreuungen keine Rücksicht, und auch die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg fanden nicht für gut, sich in die Sache einzulassen, und es wurde nicht einmal ein Aufschub des Wahltags, um welchen die böhmischen Stände, in der Meinung, sich während desselben um die Unterstützung mächtiger auswärtiger Höfe umsehen zu können, anhielten, bewilligt. Eben so wenig glückte eine andere Bemühung der Unirten Herren, daß, wenn ja doch ein katholischer Fürst zum Kaiser gewählt werden sollte, wenigstens ein anderer, als Ferdinand gewählt werden möchte, und diejenigen Fürsten, welche man zu bewegen suchte, daß sie sich als Mitbewerber um die Kaiserkrone melden sollten, machten theils unausführbare Forderungen an die Unirten, theils ließen sie sich, wie der Herzog Maximilian von Bayern, in den Vorschlag schlechterdings nicht ein. Die böhmischen ständischen Gesandten mußten, statt zur Wahl im geringsten beigezogen zu werden, vielmehr gleich andern fremden, die Stadt Frankfurt am Wahltag verlassen, an welchem dann auch die Stimmen der vier in Person anwesenden Churfürsten von Mainz, Trier, Cöln und Böhmen sich sogleich für den Ferdinand erklärten, die Gesandten der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg willig beitraten, und der churpfälzische Gesandte es nicht mehr schicklich fand, seine Stimme zu versagen. Den 28. August 1619 wurde demnach die feierliche Wahl, und den 9. Septem. die Krönung vollzogen. In der vorhergegangenen Wahlkapitulation wurden zu denjenigen, welche König Mathias beschworen, bei einigen Artikeln kleine Zusätze gemacht.

Zur nämlichen Zeit hatte sich König Ferdinand auch bereits des Beistandes eines mächtigen Freundes, auf dessen Aufrichtigkeit, Stärke, Kraft und Geschicklichkeit er sich vollkommen verlassen konnte, zu seinem, desto größern, Troste versichert, je geringer und unzuverläßiger die Unterstützung, welche er von seinen eignen Ländern zu hoffen hatte, war. Zwar hatte sich die ihm anverwandte spanische Linie zu gleichen Absichten mit ihm vereinigt, und auf ihre Kosten ein Heer von sechs tausend Mann zu Fuß, und tausend zu Pferd aus den Niederlanden, dann sieben tausend aus Italien zu schicken versprochen; zwar zeigte sich der Churfürst Georg von Sachsen (theils weil er bei der jülichischen Erbschaftssache noch immer mit der Unterstützung des kaiserlichen Hofes sich schmeichelte, theils weil er die Union, als deren Oberhaupt ein Calvinist, der neue König Friedrich nämlich, war, mißbilligte, auch weil er vielleicht dem Friedrich die böhmische Krone, welche ihm selbst gefallen haben würde, nicht gönnte) sehr geneigt, das Erzhaus ebenfalls zu unterstützen; zwar stand ihm selbst noch in seinen Erbländern einige Kriegsmacht zu Gebot, und dann hatte er auch Werbungen anbefohlen; allein der fortdauernde Bestand eines ergiebigen Heeres aus seinen Landen, worin damals die protestantisch gesinnten Unterthanen herrschten, war noch sehr ungewiß; der Churfürst von Sachsen setzte sich, wenn er dem katholischen Erzhause Oesterreich beitrat, der Gefahr aus, am Ende alle Lutheraner und Calvinisten wider sich zu reizen, und die Hülfe von Spanien befand sich noch in einer ziemlich weiten Entfernung. Ferdinand wandte sich demnach an seinen Jugendfreund und Schwager, den Herzog Maximilian I. von Bayern, mit welchem ihn die engste Freundschaft und gleiche Wünsche, Gesinnungen und Absichten auf die

Erhaltung der katholischen Religion und des Vaterlandes vereinigten. Maximilian unterließ nicht, dem König Ferdinand, welcher sowohl bei seiner Reise nach Frankfurt, als bei seiner Zurückkehr persönlich nach München gekommen war, die Anstände, Müheseligkeiten und Gefahren, welche er sich in dem Fall, daß er sich des Erzhauses Oesterreich annähme, unvermeidlich zuziehen würde, zu bemerken; erklärte sich aber (in der Beherzigung, daß es um die Erhaltung des einem deutschen Oberhaupte nöthigen Ansehens, welches bei der gänzlichen Zerstörung der österreichischen Hausmacht verschwinden müßte, um die Aufrechthaltung der gemeinen Rechte, selbst endlich um die Sicherheit der katholischen deutschen Reichsstände und ihrer Verhältnisse gegen andere Stände zu thun sey) gleichwohl, daß er sich „mit dem freien und absoluten Direktorio des katholischen Defensionswesens — beladen wolle;" unter den folgenden fünf Bedingnissen, daß

1) Seine Verbindlichkeit bloß in der allgemeinen Obliegenheit, dem Kaiser wider seine Feinde beizustehen, festgesetzt, und daß es demnach stets allein von ihm (dem Herzog) und seinem freien Entschlusse abhängig seyn soll, „wie er es nach beschaffenheit der zeit = läufft vnd vmbständen für nützlich vnd für anständig erachten, auch hierzu verordnete mitl vnnd glegenheit zulassen, vnd erdulden werden. — Es sollen auch Ihre Kays. Mayest. noch jemand anderer von deroselben Hauß, in keinerley weiß, oder ort solch Ihrer Frl. durchl. vberlaßne absolut vnd völlige Direktion weder selbsten verhindern, noch andern zuthun gestatten, sonder vielmehr auff allerley weiß und weeg trachten, daß selbiges aller Orten befürdert werde." — Und nachdem vorauszusehen ist, daß der Herzog alle Feinde des Kaisers, ja die ganze Union wider sich selbst erwecken werde, so ist

2) „Diesemnach austrucklich bedingt worden, daß ihr Majestät vnd dero Hauß sich mit den Feinden in keinen Tractat, Suspension, vnd Niderlegung der Waffen, oder ainicherley Friedensconditionen einlassen solle, ohne wissen, willen, vnnd zuziehung Ihrer fürstl. Durchl. in Bayrn, mit vorbehalt der außgelegten Kriegskostosten, vnd erlitner schäden." — Und zumal weiter zu betrachten ist, daß der Herzog in seinem Bayern nicht ganz ruhig und unangefochten bleiben würde, wenn er sich dem Kaiser und dem Hause Oesterreich zum Besten wider dessen Feinde erklärte, welche, da sie ohnehin das Land Bayern umgeben, diesem von allen Seiten Schaden zufügen werden, so

3) „soll Ihre Kays. Mayst. vnd dero ganzes lobl. Hauß, bey verpfendung aller dero Haab vnd Güter, nichts davon außgenommen, obligirt vnd verbunden seyn, Ihre Fürstl. Durchl. in Bayrn so wol die erlitne Schäden (was anderst große vnd Landschäden sein) als auch alle angewendte Vnkosten zu refundirn vnd abzustatten, welche sie zu der Kriegsverfassung vnd der Soldatesca (die Sie ausser Ihrer aignen Landesdefension, Ihrer Mayest. zu hilff anführen, oder nach beschaffenheit der Vmbständ auch in den Landen zu behuf Ihrer Mayest. halten, vnnd mehr, als andere Vnirte Stände beitragen werden) angewendt zehaben liquidirn werden: Inmitels auch vnd biß solche abstattung geschicht, von den Oesterreichischen Landen, Ihrer fürstl. Durchl. auffs wenigst Vnderpfandtsweiß sovil einzeantworten."

4) „da auch Ihre fürstl. Durchl. in Bayrn durch dise verfassung vmb Ihre Land, oder aines thails derselben kommen, vnd verlieren wurden, versprechen Ihre Kays. Mayest. der fürstl. Durchl. in Bayrn zu dem verlornen widerumb zuhelffen, oder da es Ihre Kays. Mayest. vnd fürstl. Durchl. in Bayrn für gut ansehen wurde, daß vnerwart der restitution dessen, was Bayrn verlohren, mit dem Feind frid gemacht werde, oder wann auch nach vollendtem Krieg kein Friden folgen thete, soll höchsternannt Ihre Mayest. sambt dero lobl. Hauß verbunden sein, von Ihren Oesterreichischen Landen eben sovil als verloren worden, widerumb zuerstatten."

5) „Wofern auch Ihre fürstl. Durchl. in Bayrn vnder disem Zug vnd Kriegswesen in den Oesterreichischen Landen den Feinden widervmb etwas abnemmen, vnd in ihren gwalt bringen wurden, soll dasselbig alles, mit allen vnd jeden Nuzungen, Gerichten, Rechten, vnd Zuhörungen, Ihrer fürstl. Durchl. vnd dero Nachkom-

men, Vnderpfands weiß verbleiben, vnd von denselben ehender abzutretten, oder die Soldaten abzuführen nicht schuldig sein, biß vnd so lang angeregte extraordinari Vncosten, wie auch die liquidirte Schäden erstatt, vnd abgethon sein werden. Doch soll Ihre fürstl. Durchl. vnd dero Erben in solchen Gütern keines andern Jurisdiction vnd superioritet erkennen, als eben deß höchsten Haubts selbiger Landen selbst: Es sollen auch vnder diser Pfandtschaffts-Inhabung die Cameral Güter deß Salz-Bergwerks- vnnd Mautwesens anderer gestalt nit begriffen sein, es sey dann sach daß die andern Güter zu der völligen erstattung nit klecken."

„Letztlich ist hoch vonnöthen, vnd beederseits vil daran gelegen, daß der jenig, so Ihrer Kays. Mayest. Völcker führen wirdt, mit Ihrer Fürstl. Durchl. in Bayrn fleissig vnnd getrewlich, von allem dem was fürgehet, vnd wohin die intention gericht sey, allzeit communicir, vnd correspondire."

Vermöge dieses Vertrags, welcher zu München vom Kaiser und dem Herzog den 8. October 1619 unterzeichnet, und ausgewechselt wurde, machte der letztere unverzüglich Anstalt, die mit ihm verbündeten Fürsten und Stände in Bewegung, und auf alle Fälle in Bereitschaft zu setzen; er veranlaßte in Verbindung mit dem Churfürsten zu Mainz, auf den 1. December 1619 zu Würzburg einen Zusammentritt sämmtlicher, der rheinländischen und oberländischen Mitglieder, bei dessen Eröffnung sogleich alles, was die Berathschlagungen auf irgend eine Art aufhalten, oder dem Vollzug derselben Nachtheile zuziehen konnte, sorgfältig beseitigt wurde. Man kam überein, daß man bei dieser Berathschlagung schlechterdings auf keine Vorrechte und Rang der Stände sehen, sondern nach Art guter und vertraulicher Freunde sich miteinander benehmen, daß ferner, außer den bevollmächtigten Gesandten, „kein scribent, Protocollist, Secretarius, oder einige andere Person zu der Berathschlagung und Session gelassen, die Protokolla durch die Gesandten selbst gehalten, von denselben der Receß begriffen vnd Ingrossieret werden, vnd noch darzue alle vnd jede Anwessende geuolmechtigte Gesandte ad Manus der Direktoren an Aidtsstatt angeloben, vnd die geheimb verbindtlich promittiren solln, das sie nemblich ein Handtgelübt thun an Aidtstatt, alles das Jenig so sie bey diser Consultation hören vnd vernemmen werden, bey Ihnen in Eng vnd geheimb halten, vnd davon niemanden nichts öffnen wöllen —". Nachdem von allen, welche dazu aufgefordert wurden, das verlangte Versprechen mit Mund und Hand wirklich geschehen war, wurde von allen Anwesenden einhellig erklärt, daß, nachdem die Unirten sich auf allen Seiten rüsteten, mit ihren Truppen sogar durch die Länder der Katholischen zögen, sich darin einlagerten, und unleidentlichen Unfug trieben, die Gefälle der Katholischen, wenn sie in protestantischen Ländern Güter hätten, sperrten u. s. w. auch die katholischen deutschen Fürsten und Stände, allerdings von Rechten und Pflichten veranlaßt seyen, mit einer Kriegsmacht, welche der Gefahr, dem Frevel, und einer gänzlichen Unterdrückung steuern sollte, öffentlich aufzutreten. Es sollte demnach ungesäumt eine Bundesarmee von ein und zwanzig tausend Mann zu Fuß, und vier tausend Mann zu Pferd hergestellt, und dazu von Seite der Rheinländer ein Heer von sechs tausend Mann zu Fuß, und tausend zu Pferd geliefert, das oberländische Direktorium aber verbindlich gemacht werden, dem rheinischen wenigstens nach dem Verhältnisse der von ihm versprochenen Hülfe, und nach oberländischen Direktoriums bestehender Verfassung, oder wie sich die zween Direktoren noch miteinander vergleichen würden, zu Hülfe zu kommen; und, ohne den Willen des rheinischen Direktoriums, und des beschädigten Mitgliedes keinen Frieden zu machen. Maximilian erklärte sich noch besonders, daß er ebenfalls sechs tausend Mann zu Fuß, und tausend zu Pferd liefern wolle; doch so, daß seine schwäbischen Herrschaften, dann die Stadt Donauwerth geschont blieben; daß man die Unterstützungen, welche von auswärtigen Mächten, oder auch von Ständen des oberländischen Bezirkes geleistet würden, verhältnißmäßig auch ihm zukommen lasse; daß man unter jener Mannschaft die vom bayerischen Kreise zu unterhaltenden zwei tausend Mann zu Fuß, und zweihundert zu Pferd miteinzähle, u. a. Zur Unterhaltung der Truppen wurde vom rheinischen Direktorio für jeden Monat eine Summe von hunderttausend Gulden bewilligt. Im Oberland übernahm Maximilian seine sieben tausend Mann, und die Bundeskasse übernahm den Sold der Bundestruppen, wofür die Gelder zur bestimmten Zeit nach München

zur Hauptkasse eingeliefert werden sollten. Weil diese Bewaffnung nicht allein zum Schutz katholischer Unterthanen, sondern vorzüglich zur Sicherheit der katholischen Geistlichkeit, und ihrer Kirchen und Güter unternommen wurde, so wurde es für billig, und (schon in Rücksicht, daß jeder, der vom Staat bei seinen Rechten und Eigenthümern geschützt wird, ein Bürger sey) für nothwendig erachtet, auch von der Geistlichkeit verhältnißmäßige Beiträge, so wie sie von den Zeitbedürfnissen veranlaßt wurden, zu fordern. Es wurde demnach von jeder geistlichen Communität, Kirche und Stiftung eine Decimation, dann von jedem Geistlichen insbesondere ein Geldbeitrag gefordert, eine Auflage auf alle Consumptibilien gemacht, die Steuer erhöhet, und in Bayern zumal wurde das ganze Land durch die dringendsten Befehle zur thätigsten Mitwirkung aufgefordert. So wurden auch die Unterthanen und Stände andrer Bundslande wegen ihrer Beiträge zweckmäßig unterrichtet, und in Rücksicht solcher Stände, welche bis dahin an der Liga noch keinen Theil genommen hatten, wurden geeignete Schlüsse gefaßt, wie dann z. B. den schwäbischen Reichsprälaten ohne weiters angezeigt werden sollte, daß man sie zwar, ungeachtet sie noch immer Bedenken geäußerst hätten, der Liga beizutreten, im Nothfall darum nicht unbeschützt lassen; aber auch dafür auf ihre Kosten so vieles Volk, als sie nach dem Römeranschlag getroffen haben würde, halten, oder Geld aufnehmen und die Wiedererstattung durch gebührende Mittel einzutreiben wissen werde; indem es jetzt nicht um die Sache des Einzelnen, sondern um das Daseyn der katholischen Staaten zu thun sey, und Leib und Seele gelte. Endlich wurde auch beschlossen, daß nicht nur der Pabst um Geldhülfe und um Verwendung bei andern Staaten, um Indult zur allgemeinen Decimation, sondern auch die Cardinäle um eine gleiche Unterstützung, ferner die Stände und Republiken in Italien, auch Venedig und Savoyen, um einige Beihülfe ersucht, und daß ferner die Könige von Spanien, Frankreich und Polen, das Haus Lothringen, und die katholischen Schweizer zur Theilnahme eingeladen, übrigens aber diese, und sämmtliche Versuche und Geschäfte dem Gutdünken und Entschluß des Herzogs Maximilian von Bayern überlassen werden sollten. Der Zustand der Liga war damals vortrefflich, und hatte, vor der Union der Protestanten, in mancherlei wichtiger Rücksicht, wesentliche Vortheile voraus. Ihre Mitglieder waren durch keine persönlichen Nebenabsichten entzweiet, sondern Ein Zweck, Ein Wille vereinigte sie alle durch politische und religiöse Bande. Sie hatten den Kaiser, von welchem sie Ansehen und Ermunterung erhielt, zum Schützer, und Rom, von welchem Einheit der Grundsätze, und öfters auch Kraft unter sie alle ausfloß, zum festhaltenden Mittelpunkte. Schon ihr Oberhaupt, Maximilian I. von Bayern, dem das sämmtliche protestantische Deutschland an Sachkenntniß, Muth, Freiheit und an Hausmacht, an beugsamer Kraft, seine Bundesglieder zusammen zu halten und zu regieren, keinen ähnlichen an die Seite setzen konnte, gab ihr einen über alle Gefahren und widrige Schicksale gebietenden Vorzug.

§. VI.

Die Union stand demnach damals, in Vergleich mit der Liga, in einem tiefen Schatten. Als die Fürsten und Stände jener Union die kriegerischen Anstalten der katholischen Fürsten wahrnahmen, beriefen die Hauptanführer, nachdem sie im voraus einen und den andern vorbereitenden Zusammentritt unter sich gehalten hatten, im November 1619 eine Hauptunionsversammlung nach Nürnberg, zu welcher alle protestantische Stände des Reichs eingeladen wurden. Auch erschienen der Churfürst von der Pfalz (und neue König von Böhmen) Friedrich, der Herzog von Würtemberg, Johann Friedrich, sammt seinen Brüdern Julius Friedrich, und Magnus, der Landgraf von Hessen, Moriz, der Herzog Johann Ernest von Weimar, sammt seinen Brüdern Friedrich, und Wilhelm, der Markgraf von Anspach, die Pfalzgrafen August und Johann Friedrich von Neuburg, der Markgraf Johann Friedrich von Baden (statt des regierenden Herrn Georg Friedrich) in eigner Person, der Churfürst von Brandenburg, die Herzoge von Braunschweig, die Markgrafen von Bayreuth, die fränkischen und wetterauischen Grafen, die Ritterschaften von Altmühl, dem Steigerwald, und dem Kreichgau, die Reichsstädte Straßburg, Frankfurt, Nürnberg, Ulm, Worms, Speier, Nördlingen, Rotenburg, Schwäbisch-Hall, Schweinfurt, Wimpfen, Kaufbeuern, Lindau, dann die oberösterreichischen Stände durch Gesandte und Abgeordnete.

Allein diesen Versammelten, deren vereinte Kraft fürchterlich genug gewesen seyn würde, fehlte es gänzlich am ächten Unionsgeist, an einem festen, gemeinschaftlichen Plan, und an einer, mit politischen Talenten nach Einem Ziel gerichteten und zusammenstrebenden Absicht. Als die Anwesenden die Ursache, wegen welcher sie zusammen gerufen worden waren, vernahmen, geriethen sie in eine Art von Verlegenheit, bei der es beinahe das Ansehen gewann, als wollten sie sich lieber zurückziehen, als mit Thätigkeit etwas vornehmen. Bei der Errichtung ihrer Union im Jahre 1608 wurde wesentlich ein gemeinschaftlicher Zweck, der Zweck nämlich, wider den Kaiser und die katholischen Reichsstände, nicht nur das politische Gleichgewicht, sondern eine beherrschende Ueberlegenheit zu behaupten, zum Grund gelegt; jetzt hörten sie, daß sie versammelt worden seyen, um zu berathschlagen, wie der Churfürst Friedrich von der Rheinpfalz bei dem Königreich Böhmen geschützt werden wolle. Der Gegenstand dieses Vortrags und dieser Zumuthung schien den meisten Herren ganz außer dem Zweck ihrer Union zu liegen. Sie unterließen nicht, zu bemerken, daß die vom Churfürsten Friedrich gewagte Annahme der böhmischen Krone eine persönliche, das rheinpfalzgräfliche Haus betreffende Angelegenheit dieses Churfürsten sey, und es kam ihnen seltsam vor, verlangen zu wollen, daß sich fremde Fürsten mit einem gemeinschaftlichen Aufwand von Geld und Leuten einer fremden Sache annehmen sollten, von deren auch recht gutem Ausgang für sie kein Vortheil, sondern vielmehr manche Gefahr zu besorgen seyn dürfte. Denn, (sagten sie sich im Vertrauen einander) wenn gleich der Churfürst von der Pfalz das Haupt, und der Direktor der protestantischen Union, und mithin mit seinem Sturz auch die Zertrümmerung der gesammten Union zu befürchten wäre: so wäre doch auch auf der andern Seite, wenn Friedrich im Königreich Böhmen erhalten, und seine Hausmacht vergrößert werden sollte, für die der altlutherischen Religion ergebnen, eben nichts tröstliches zu hoffen." Friedrich, ein für die calvinische Religion eifrig denkender Herr, wurde nämlich von einem rasenden Calvinisten, seinem Hofprediger Schulz oder Scultetus, regiert. Die protestantischen Mitglieder der Union stellten sich die Bedrückungen, welche ihren Glaubensbrüdern, den Protestanten in Böhmen, von den Calvinisten, bevorstehen würden, mit inniger Besorgniß vor Augen, und der Herzog von Würtemberg dachte ganz, wie seine Theologen auf der Universität zu Tübingen, welche ihm schrieben: „daß sie zwar nicht untersuchen wollten, ob die unirten Stände dem neuen König um eine fremde Krone wider das Oberhaupt des Reichs beizustehen befugt seyen, um dessen Wahl Gott auf öffentlichen Kanzeln angerufen worden, und für dessen glückliche Regierung noch jetzt täglich gebetet werde; daß sie auch nicht berühren wollten, was für Ungemach dem Herzog und dessen ganzen Haus, Namen und Stamm, wie auch dem ganzen Land gezogen werden könnte, um der calvinischen Lehre aufzuhelfen, von welcher man mit der Zeit wenigen Dank hoffen könnte; sondern daß sie nur erinnern wollten, ob es dem Herzog verantwortlich sey, das ganze Königreich Böhmen, und die damit verbundenen Lande in die Gefahr einer deformation zu setzen, welche die Calvinisten wider alles Versprechen nicht unterlassen würden; — denn man habe aus Erfahrung, wie sich anfänglich diese Lehre eingeschlichen, und wo sie einmal festen Fuß gesetzt, mit was Gewalt man durch Abschaffung und Verfolgung reiner Lehrer und Prediger, und zwar noch schärfer, als die papistische Obrigkeit, und insonderheit Oesterreich, verfahren. Dieses Erzhaus habe gleichwohl den Unterthanen an etlichen Orten die Ausübung der evangelischen Religion frei gelassen, welches die calvinischen Fürsten bisher nie gethan hätten." So wie ferner jener Herzog auch politische Bedenken, welche ihm den Anwachs einer größern Macht des churpfälzischen Hauses in einem für sein Hausinteresse nachtheiligen Lichte zeigten, zu Gemüth führte, so äußerten auch andere Fürsten (jeder war bloß auf seine Rechte aufmerksam, jeder wollte von der Union Vortheile ziehen) ihre Anliegen, aus welchen ihnen die Ankunft eines kaiserlichen Gesandten, des Reichshofrathspräsidenten Grafen von Hohenzollern, statt sie in einige Verlegenheit zu setzen, vielmehr heraus geholfen zu haben scheint, indem sie jetzt wieder die volle Gelegenheit erhielten, ihre, so oft wiederholten Beschwerden in Betreff des Reichshofraths, des Reichskammergerichts u. a. vorzubringen, auch ihre alten Versicherungen, daß ihnen nichts erwünschter, als Friede und Einigkeit sey, zu wiederholen. Doch unterließen sie nicht, den Beisatz zu machen, daß der Kaiser, auf den Fall, daß zur

wirklichen Abstellung ihrer Beschwerden gar keine Anstalten weiter gemacht werden wollten, es den unirten und correspondirenden Ständen nicht verdenken würde, wenn sie die Sache Gott heimstellten, und zu ihrer Vertheidigung alle von Natur zugelassenen Mittel anwendeten. — Die Evangelischen hätten sich entschlossen, wenn einer oder der andere von ihnen, insonderheit aber der jetzige König von Böhmen, vorzüglich in seinen Erblanden, angegriffen werden sollte, denselben nicht ohne Hülfe zu lassen." Der kaiserliche Gesandte versprach ihnen die pünktlichste Gerechtigkeit, wenn sie nur mit Ruhe und Uneingenommenheit mitwirken wollten, und in einer Vorstellung an die Stadt Nürnberg brachte er mit einer besondern Feinheit einen Wink, daß sich der Churfürst Friedrich noch zur Zeit mit Ehren aus dem schlimmen Handel ziehen könne, vor, indem er sagte: „Es wäre dem Churfürsten nicht zu verdenken, daß er die Krone angenommen, sonderlich, wenn es in der Absicht geschehen, dadurch etwas Aergeres zu verhüten, indem er seines Orts bekennen müsse, daß, wenn Pfalz oder Sachsen oder Bethlen Gabor diese ausgeschlagen, die Böhmen, als verzweifelte Leute, solche wohl den Türken und Tartarn angeboten haben würden. Es könne aber nun der Churfürst sich auch einen unsterblichen Namen und großes Verdienst bei dem Hause Oesterreich machen, wenn er nun diese Krone demselben wieder abtreten wollte." Der Beschluß des nürnbergischen Bundstags fiel im Wesentlichen dahin aus, daß man sich, da es scheine, daß wegen der Religionsbeschwerden von dem andern Theile nichts mehr durch Güte zu erlangen sey, in Verfassung setzen, und daß man ohne fernern Verzug den Herzog von Bayern fragen sollte, wie er gesinnt, und gegen wen seine Rüstung, und die Bewaffnung seiner Verbündeten gerichtet sey. Der Graf Friedrich von Solms, Wolrad von Plesse, und zwei Patrizier von Nürnberg, Andreas Imhof und Johann Christian Oelhafen kamen in solcher Absicht nach München, und stellten an den Herzog (den 11. und 21. Dec. 1619) *) eine schriftliche Gesinnung in der Hauptsache des Inhalts, der Herzog sollte die katholischen Mitstände dahin vermögen, daß sie ihre von den Protestanten nicht veranlaßten Zurüstungen einstellen, daß ferner die katholischen Fürsten die vielerlei, keine weitere Erörterung bedürfenden Beschwerden abstellen, dann den Nichtkatholischen eine gleiche Anzahl Beisitzer bei dem Kammergerichte und dessen Visitationen einräumen, und ihnen wegen der inhabenden geistlichen Güter eine genugsame Versicherung, sie bei dem Besitze derselben nie stören zu wollen, ausstellen, daß ferner die Katholischen mittels einer Tagsatzung sich wegen der obwaltenden Zwistigkeiten vergleichen sollten. Hierüber sollte ihnen der Herzog binnen zwei Monaten eine kategorische Antwort geben, und während dessen sollten von den Katholischen alle Werbungen und Durchzüge eingestellt werden, welche letztere sie ohnehin nicht mehr gestatten, sondern auf die Verstärkung ihrer Defension bedacht seyn würden. Maximilian bezeigte über den drohenden Ton sowohl, mit welchem sich die Abgeordneten an ihn gewendet hätten, als auch über ihre Zumuthungen sein Mißfallen und Befremden, und sagte in seiner denselben zugestellten sehr ausführlichen Antwort, wie sie dann von Beschwerden, welche keiner weitern Erörterung bedürfend seyn sollten, reden könnten, da ja doch die, von ihnen vorgebrachten Beschwerden seit dem im Jahr 1555 errichteten Religionsfrieden, streitig gewesen, und da die Beschwerden der Katholischen nicht minder höchst gerecht, wichtig, und zahlreich seyen. Wenn unter ihren, den protestantischen, Beschwerden auch seine Besitznehmung von Donauwörth enthalten sey, so habe er oft genug erklärt, daß er die Stadt an dem Tage, wo er für seine aufgewandten Kosten bezahlt seyn würde, ausliefern werde. Mit den Werbungen und Durchzügen hätten die Protestanten zuerst angefangen, und was die für ihn (den Maximilian) geworbnen Truppen beträfe, so stehe er für eine reichsgesetzmäßige Caution und Schadloshaltung (falls, wider Verhoffen, irgendwo ein Schaden angerichtet werden sollte) gut; unter diesen Voraussetzungen gestatte er auch in seinem Land jedermann den Durchzug. Die Erfüllung der an ihn geschehenen Zumuthung, daß er die ka-

*) „Anbringen deren von den samptlichen Correspondirendten Vnirten Churfürsten vnd Standen, von Nürnberg auß, abgefertigten Gesandten bey — Maximiliano etc. Vnnd Ihrer Durchleuchtigkeit Antwort auff der Correspondirendten Vnirten Churfürsten und Stände gethanes anbringen etc. Getruckt im Jahr, Anno 1620."

tholischen deutschen Stände zur Niederlegung der Waffen vermögen, und binnen zwei Monaten eine bestimmte Antwort, wessen sich die Union zu denselben zu versehen habe, geben soll, stehe schon gar nicht in seiner Macht, und hätte sich die Union vielmehr nur gleich selbst an dieselben, da sie unlängst in Würzburg versammelt waren, wenden sollen. Uebrigens meine er, die Sachen seyen so bestellt, daß die correspondirenden Fürsten allerdings Ursache hätten, ihren Ton herabzustimmen, zumal, wenn sie bemerken wollten, daß ihre Forderungen und Anträge selbst von vielen der augsburgischen Confessionsverwandten keineswegs gutgeheißen würden. In einer, auf eine wiederholte, von den Abgeordneten eingereichte Vorstellung, zurückgegebnen Antwort versicherte der Herzog, daß es von Seiten der katholischen Liga niemals auf eine gewaltthätige, angreifende Unternehmung wider die Unirten, sondern immer nur auf die nothwendige Vertheidigung angesehen gewesen sey. Die Abgeordneten zogen in eben derselben Ungewißheit, in der sie nach München gekommen waren, zu den Ihrigen zurück.

Nunmehr zogen die Fürsten und Stände der Union, die Fürsten und Stände der Liga, dann auch die Fürsten, welche bisher zu keinem der beiden Fürstenbündnisse getreten waren (der Churfürst von Sachsen, Johann Georg war der vornehmste dieser letztern,) ihre Truppen zusammen. Von den Niederlanden, von den Rheinlanden, aus Italien zogen zur Unterstützung der Liga beträchtliche Heere heran, und alles war zum wirklichen Ausbruch eines Krieges reif, als Kaiser Ferdinand II. den 19. Jäner 1620 mit einem Manifest zum Vorschein kam, in welchem er sein Recht auf die Krone von Böhmen, und die unvermeidliche Nothwendigkeit, dieses sein Recht gleichwohl, da alle gütliche Vorstellungen ohne Erfolg geblieben, mit den Waffen zu suchen, weitläufig auseinander setzte, und ferner (in einem eignen Patent) alle Grafen, Herren, und Ritter aller Reichskreise ermahnte, sich der Unterstützung der Böhmen und ihres Anhangs zu enthalten. Sogleich versammelte der Churfürst Johann von Mainz nach der (am westlichen Ende des thüringischen Waldes an der Unstrut und Schwemmotte gelegnen, zum niedersächsischen Kreise gehörigen) Reichsstadt Mühlhausen einen Chur- und Fürstenausschuß. Er selbst, der Churfürst, dann die Churfürsten Ferdinand von Cöln, (auch wahrscheinlich) Lothar von Trier, Johann Georg von Sachsen, dann der Landgraf Ludwig von Hessendarmstadt erschienen in Person; Bayern durch eine Abordnung; und nachdem sich die Anwesenden erst über einen vom Churfürsten von Mainz gemachten Vortrag, daß der Kaiser in der böhmischen Sache nicht hülflos gelassen werden dürfte, vereinigt, auch berathschlagt hatten, wie nächst dem obersächsischen, auch der niedersächsische Kreis für den Kaiser gewonnen werden dürfte, beschloß man, auf den Vorschlag des Churfürsten von Sachsen, daß vor allen Dingen den, in besagten Kreisen, sich befindenden protestantischen Ständen eine beruhigende Versicherung über ihren Religionsstand gegeben werden sollte; wie dann auch die beiden Churfürsten von Mainz und Cöln, dann Maximilian von Bayern im Namen aller Katholischen eine Zusage (jedoch ohne Nachtheil des Religionsfriedens, und sonderlich des geistlichen Vorbehalts) ausstellten, „daß die weltlichen Inhaber der geistlichen Stifter und Güter im ober- und niedersächsischen Kreis, wofern sie dem Kaiser, sowohl bei jetzigem böhmischen Unwesen, als auch in andern Fällen, wo den Reichsgesetzen zuwider gehandelt worden, Hülfe leisten, und auch unter der Hand nichts gegen den Kaiser unternehmen, sonderlich den Katholischen nichts weiter von geistlichen Gütern entziehen, vielmehr die Katholischen bei den noch habenden Stiftern u. s. w. schützen würden, daß diese Stände alsdann weder von den Katholischen selbst, noch von andern auf ihre Veranlassung, beleidigt, überzogen, vergewaltigt, oder ohne Recht von etwas verdrungen werden sollten" u. s. w.

Von diesem Vorgang wurde an den Kaiser eine Nachricht, an Pfalz aber, an Böhmen, und die mitvereinigten Länder, an die Stände von Ungarn, an die Unirten, an die Reichsstädte, an den König von Dänemark, als Herzog von Holstein, u. a. wurden Abmahnungsschreiben, sich in die böhmischen Angelegenheiten ferner nicht zu mischen, erlassen; und niemand zeigte darin einen größern Eifer, als der Churfürst von Sachsen, so, daß die Gegenvorstellungen und Bitten, welche der Landgraf Moriz von Hessen-Cassel, der König von Dänemark, die Fürsten von Anhalt, und andere an ihn abschickten, und worin sie ihn „um Gottes, auch des Chur-

fürsten Nachkommen, und Leute, dann zeitlicher und ewiger Wohlfahrt willen" beschworen, „sich ja mit den Papisten, und ihren hitzigen Rathschlägen in nichts einzulassen, und am wenigsten sich so weit verleiten zu lassen, das Schwert gegen die Bekenner der wahren Religion zu ziehen, als wodurch nicht nur das ganze evangelische Wesen in Gefahr gerieth, sondern auch Sachsen selbst sich in die Besorgniß eines augenscheinlichen Krieges und der Verwüstung stürzte" u. s. w. so wenig etwas beitrugen, ihn eines andern Sinnes zu machen, daß er vielmehr dem Landgrafen ganz derb antwortete: „Er hätte in seiner Regierung bisher so viel erlernet, daß er auch ohne harte Ermahnung wohl wisse, was er zu thun habe. — Er wolle nicht ablassen, so zu handeln, wie er es vor Gott, dem Kaiser, und allen getreuen Ständen des Reichs, zu verantworten sich getraue. Der Landgraf aber möge sich seines Ortes befleißen, bei andern die nöthigen Erinnerungen zu thun, daß das Reich im guten Stande bewahrt, des Oberhaupts Ansehen erhalten, und (nach des Königs von Frankreich eignem Ausdruck) jeder bei dem, was ihm zustehet, erhalten werde." Eben dieser Churfürst hatte schon ein anders Mal den böhmischen Gesandten, welche gekommen waren, ihn um Beistand zu bitten, geradezu erklärt: „daß sie, nachdem sie ja ganz, ohne ihn zu fragen, in allen Stücken verfahren hätten, auf seinen Beistand nicht hoffen sollten; — er werde für die Religion, welche in der umgeänderten augsburgischen Confession verfaßt wäre, das Beste thun." Er hatte auch bei Zeiten Werbungen angestellt, die Kreisstände zur Stellung von dreitausend Mann zu Fuß, und tausend Mann zu Roß beredet, und ein Heer von ungefähr zwanzig tausend Mann, daß mit jedem Tag bereit stand, auf die Beine gebracht.

Während dieser Vorgänge rückten die entfernten, für den Kaiser bestimmten, Hülfsvölker von allen Seiten heran. Die Unirten säumten nicht, ihre Truppen zu versammeln, indem sie glaubten, daß jetzt der entscheidende Zeitpunkt, auf dessen glücklichen Ausgang alles ankäme, vorhanden sey. Sie zogen ihre Armee bei Ulm zusammen, schickten davon ungefähr acht tausend Mann unter Anführung des Markgrafen Georg Friedrich von Baden an den Rhein, um allen fremden Truppen den Uebergang zu versperren, und die eigentliche Armee, welche unter dem Kommando des Markgrafen Joachim Ernest von Brandenburg-Anspach stand, bestimmten sie, die Donau frei zu halten, und (wie man am bayerischen Hof muthmaßte) den Herzog Maximilian zu überfallen, und ihn zur Entsagung seines Bündnisses mit Oesterreich zu zwingen. Ihre Fürsten und Mitglieder waren zu Ulm versammelt; aber ehe sie eine bestimmte Entschließung fassen, und ihre Armee in Bewegung setzen konnten, erschien Maximilian, der von allen Vorgängen eine genaue Nachricht erhalten, und sich auf alle Fälle gefaßt gemacht hatte, mit einer wohlgerüsteten Armee*), welche, unter Anführung des Johann von Tilly, (eines Niederländers von Geburt) zwischen Günzburg und Lauingen eine vortheilhafte Stellung, Maximilian selbst aber sein Hauptquartier zu Dillingen nahm. Ganz Deutschland aber erwartete mit banger Ungeduld den ersten fürchterlichen Schlag, mit welchem die Union, nachdem sie sich so viele Jahre darauf gerüstet, so viele Zusammenkünfte und Tagsatzungen gehalten, so viele Entschlüsse festgesetzt, und mit großen Kosten so viele Anstalten gemacht hatte, auf ihre Gegner losbrechen würde. Schon war der eben erwähnte Markgraf von

---

*) Reuterei, welche in 3400 Kürassieren und 2100 Archibussierreutern bestand,

Oberster von Benighausen	500
Graf von Marcossay (Mareysiz)	500
Oberstlieutenant von Erwid	500
Oberst von Herberstorff	400
von Nersen	300
von Lindelo	400
von Pappenheim	200
Frh. von Moriame	200
von Gumerspach	200
Graf von der Lipp	600
Graf von Warttenberg	500
Harselles	500
Oberst Craz	400
Kapitän Wibard	100
Croaten	200
	5500

Fußvolk,

Oberst von Haßlang	3000
Graf von Sulz	3000
Graf von Marcossay	3000
Frh. v. Anholt	3000
Oberst Rouville	3000
Oberst Montaigne	3000
Oberst von Heudelberg (Herliberg)	2000
Oberst Paer	2000
von Hemickhausen (Haimbhausen)	1000
Graubindner	600
Kapitän Premiers (Premers)	300
Kapitän Pöhmer	300
Kapitän Neuman	300
	24,500

Baden auf ein Heer von einigen tausend Mann, für Bayern und den Kaiser jenseits des Rheins geworbenen Volkes, das bei Breisach über den Rhein setzen wollte, gestoßen, und es kam nun darauf an, demselben durchaus keinen Uebergang zu gestatten; allein der Markgraf ließ sich vom Erzherzog Leopold, als Bischof von Straßburg, bereden, daß dieses Volk nicht zurückgehalten werden könnte, nachdem dasselbe zum Dienste des Kaisers bestimmt, und nachdem die Union mit diesem in keinen Krieg verwickelt sey. Der Markgraf gab sogleich alle seine, mit vieler Mühe gemachten Gegenanstalten auf, und ließ die fremden Truppen, (freilich nicht durch Länder der bei der Union begriffenen Fürsten,) frei vorüber ziehen. So ging es auch mit dem Durchzug eines andern Korps von mehrern tausend Mann, welches von dem Churfürsten Ferdinand von Cöln geworben, und für seinen Bruder, den Herzog Max von Bayern, bestimmt war. Wiewohl demselben anfangs die Wege verlegt wurden, so wurde es doch auf eine kluge Vorstellung des Herzogs durchgelassen, und kam in der Gegend von Donauwörth im bayerischen Lager an. Der gegenüberstehende Markgraf Joachim Ernest von Brandenburg zählte Anfangs ungefähr dreizehn tausend Mann; allein wiewohl er täglich neue Verstärkungen an sich zog, und zuletzt auch der obengenannte Markgraf von Baden mit seiner Macht zu ihm stieß, so blieb gleichwohl die bayerische Armee dem Heere der Union weit überlegen. Dazu kam für diese noch ein anderer, in allem Betracht fürchterlicher Umstand. Der König Philipp III. von Spanien begnügte sich nicht damit, seinem Anverwandten, dem Kaiser, Truppen aus dem Mailändischen zu schicken; er ließ auch ein überaus beträchtliches Heer in den Niederlanden anwerben, und die Union hatte Nachricht erhalten, daß der Anführer desselben, der General Spinola, bereits in voller Bewegung, daß seine Absicht gegen die rheinpfälzischen Länder gerichtet, und daß mithin das Heer der Unirten nicht nur ganz außer Stand, einem dritten, dem neuen König in Böhmen nämlich, zu helfen gesetzt, sondern wohl gar selbst mit der Gefahr, in die Mitte genommen zu werden, bedroht sey. In dieser mißlichen Lage war den unirten Herren die Ankunft bayerischer Gesandten zu Ulm (des Grafen Albin von Sulz, Joachim Donersperg, und Lorenz von Wenzing) sehr willkommen, indem ihnen nunmehr eine sehr erwünschte Gelegenheit eröffnet war, sich von dem Vorhaben der Liga eine nähere Auskunft zu verschaffen; und es schien sogar anfangs, als wollten sie noch einigen Trotz und Muth annehmen. Denn als ihnen von den bayerischen Gesandten angedeutet wurde, daß der Herzog Maximilian von Bayern eine bestimmte Erklärung verlangte, warum sich die Unirten zu Ulm versammelt, und eine Arme zusammengezogen hätten, zogen sie mit einer Menge alter Beschwerden auf, welche sie veranlaßt hätten, solche Maßregeln zu ergreifen; versicherten aber, als ihren Vorträgen von den bayerischen Gesandten standhaft und entschlossen begegnet wurde, sogleich, daß sie nichts weniger, als die Absicht hätten, den Herzog von Bayern und die Liga anzugreifen, sondern sich nur zu vertheidigen, falls sie angegriffen werden sollten. Die bayerischen Gesandten versicherten ihres Theils das Nämliche, und erinnerten, daß sich erst dann katholische Fürsten in ein Bündniß begeben hätten, nachdem sie erfahren müssen, daß von protestantischen Fürsten ein solches Bündniß errichtet worden wäre. Nach solchen Unterredungen entfernten sich die Gesandten, und die entscheidende Stunde rückte heran, da es zu einem beiderseitigen Verständniß oder zu einer Schlacht, und dann zu einem förmlichen Krieg kommen mußte. Niemand lag damals mehr daran, den Ausbruch eines solchen Krieges zu verhindern, als dem französischen Hof, indem er damals selbst mit den Calvinisten, oder den sogenannten Hugenotten in Frankreich noch alle Hände voll zu thun hatte. Ein französischer Gesandter mußte demnach den Mittler machen, und derselbe verrichtete diesen Auftrag mit eben so vieler Geschicklichkeit, als rastlosem Eifer. Man fieng an einander näher zu kommen, und zu unterhandeln. Der schwerste Punkt, auf welchem die Unirten mit der größten Inständigkeit bestanden, war, daß, wenn ein Waffenstillstand oder ein Friede zu Stande käme, auch der spanische Statthalter in den Niederlanden, nämlich der Erzherzog Albert, mit eingeschlossen werden, und daran Theil nehmen sollte, was aber von den Bayern, mit der Betheurung, daß der Erzherzog kein Mitglied der Liga, und daß er vom Herzog Max ganz unabhängig sey, als eine Sache, die durchaus nicht in ihrer Macht stünde, zurückgewiesen wurde. Die bayerischen Gesandten bewilligten, um nicht ihren Gegnern Zeit zur Verstärkung zu lassen, schlechterdings keinen Waffenstillstand, wohl aber den Frieden. Dieser kam dann

zwischen den Häuptern der beiderseitigen Armeen, nämlich zwischen dem Herzog Maximilian von Bayern, und dem Markgrafen Joachim Ernest von Brandenburg-Anspach den 13. Juni 1620 des Inhalts zu Stand, daß

1) kein bei der Liga oder der Union mitbegriffener Fürst, oder Reichsstand den andern wider den Religion und Profanfrieden auf eine Weise kränken, oder beleidigen, oder dessen Ruhe stören, und daß demnach jeder Theil sein Kriegsvolk unverzüglich, und ohne jemands Schaden abführen,

2) jeder Fürst und Stand aber eines, oder des andern Theils befugt seyn soll, zu seiner nothwendigen Vertheidigung, vermöge der Reichssatzungen, den Durchzug der für ihn bestimmten Völker zu fordern; nur soll derselbe bei Zeiten angekündigt, und ohne Nachtheil vorgenommen werden.

3) „Und nachdem zum Dritten wir Maximilian, Pfalzgraf bei Rhein, und andere vereinte katholische Chur-Fürsten und Stänb das Königreich Böheim und dessen incorporierte Landen wie auch alle des Hauses Oesterreich Erbland von dieser gegenwärtigen Handlung ausgeschlossen und in solche Tractation nur diejenigen Churfürstenthum und Lande, so beederseits unierten Chur-Fürsten und Ständen gehörig, darunter auch die Churpfalz samt derselben im Reich gelegner Erblanden (weil man diser zeit mit andern in obgesagtem Mißverstand nit versiert, sondern mit denselben verhoffentlichen in gutem Vernehmen stehet) begriffen, und nit weiter extendiert werden soll. So lassen bei diser der catholischen Chur-Fürsten und Stänb erclerung sovil das Königreich Böhmen und dessen incorporirte, auch alle Oesterreichische Erbland anlangt, Wir Joachim Ernst von Brandenburg für uns und unsere Mit-Unirte Churfürsten und Stände es bewenden, und wollen nit weniger unsers theils besagt Königreich Böheim und dessen incorporirte Länder hierunder mit verstanden, sonder solchen Sachen den freien Lauf gelassen, und diese Vergleichung ebenmessig von denen im Reiche gelegenen Churfürstenthumb und Landen obbedeuter massen alle gemeint haben."

4) Sollte wegen der beiderseitigen Beschwerden um so mehr zu einer andern Zeit und anderswo ein Vergleich getroffen werden, als alle Reichsfürsten ihre Stimme dabei zu geben hätten;

5) so sollte auch wegen des Schadens, welchen das beiderseitige Kriegsvolk (besonders das bayerische in dem wirtembergischen Flecken Sontheim) angerichtet hätte, eine fernere Unterhandlung vorbehalten werden. —

Ueber diesen Frieden, vermöge dessen die unirten Fürsten, nachdem sie zehn volle Jahre mit ihrer Union so hoch aufgehoben hatten, nun mit Einem Male alles schmählich aufgaben, und ihr Oberhaupt und Direktor den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz, als König von Böhmen, seinem Schicksal überließen, und ebendasselbe Schicksal sich selbst und allen jetzt vereinzelten Mitgliedern der Union zubereiteten, wurde, je nachdem jemand seinen Theil daran zu nehmen hatte, mit Frohlocken, oder mit Verwünschungen aufgenommen. Aber gemeinschaftlich wurden Freunde und Feinde darüber in Erstaunen gesetzt, und Leute, welche sich bewußt waren, daß sie anders gehandelt, daß sie wenigstens die Neutralität beider Bündnisse, der Liga und der Union, in der böhmischen Sache, zur ersten Bedingniß eines Vertrages gesetzt haben würden, konnten sich so wenig darein finden, und sich die gutmüthige Kurzsichtigkeit der unirten Herren so wenig erklären, daß sie zuletzt auf den nicht wenig seltsamen Einfall geriethen, den Anführer der unirten Armee, den Markgrafen Joachim Ernest, von Brandenburg-Anspach nämlich, in den Verdacht, daß er von Frankreich oder Spanien Geld genommen habe, zu ziehen.

Und nunmehr hatte der Kaiser freie Hände, die ganze Macht der Liga zur Wiederherstellung der Ordnung in Oesterreich und Böhmen zu verwenden, und nur war Gabriel Bethlen noch übrig, von welchem zu besorgen war, daß er dem Lauf der Dinge einiges Hinderniß in den Weg legen möchte. Aber auch diesen hat seine eigene Unentschlossenheit ungleich weniger, als sich dem ersten Anschein nach hoffen ließ, fürchterlich gemacht; er hatte zu Anfang des Jahres 1620 einen Waffenstillstand mit dem Kaiser bis Michaeli eingegangen und zugleich zugesagt, daß indeß auf einem Reichstag zu Neusol in Ungarn alle Zwistigkeiten ausgegli-

chen werden sollten; aber nicht nur zerschlug sich dieser Vorsatz, sondern Bethlen, der sich bisher nur einen Fürsten von Ungarn nannte, ließ sich während der Zeit zum König von Ungarn wählen und krönen, und fiel denselben Augenblick, da der Termin zu Ende war, mit einem wüthenden Heereszug über Unteröster-reich her. Nichts widerstand seinem Ungestüm, und nachdem noch der Graf Dampierre, wel-cher sich mit einem, in der Eile zusammenge-rafften Volk von ungefähr sechs tausend Mann dem Feind entgegen stellen mußte, das Un-glück hatte, vor dem Schloßthor zu Preßburg den 9. Oktober 1620 mit einer Fahne in der Hand erschossen zu werden, stand ihm der Weg bis Wien geöffnet. Allein er zauderte und überlegte, ob es für ihn zur Bewirkung eines Friedens, wie er sich ihn wünschte, nicht bes-ser gethan seyn würde, jetzt nichts zu thun, so lange, bis die ligistischen und kaiserlichen Heere in Böhmen alles, was sie wünschten, gethan hatten.

§. VII.

Ferdinand hatte die Stände der Länder, wider welche er sich genöthigt sah, Gewalt zu brauchen, zu wiederholten Malen zur Unter-werfung aufgefordert, und denselben die Gründe, wegen deren er dazu berechtigt war, ausführ-lich, und immer mit der Versicherung, daß alles Vergangene in einer ewigen Vergessenheit bleiben sollte, vorgelegt; besonders hatte er an den Churfürsten Friedrich von der Pfalz wegen Böhmen ein in öffentlichen Druck gelegtes Warnungsschreiben ergehen lassen, in welchem er ihm das Unrecht, das er sich gegen den gesetzmäßig gewählten, und gekrönten König zu Schulden kommen lasse, noch einmal vorlegte, und ihn zuletzt noch in Güte aufforderte, das Königreich bis den 1. Juni 1620 zu verlassen. Allein alle wiederholten Vorstellungen fanden auf keiner Seite einen Eingang, und der Churfürst Friedrich sowohl, als die protestan-tischen Stände, waren entschlossen, (wiewohl lange nicht nach dem Bedürfnisse gefaßt) es auf Gewalt ankommen zu lassen. K. Ferdinand II. hatte nunmehr auch keine andere Wahl, und überließ die Unglücklichen, mit innigem Be-dauern, daß mit den Schuldigen so viele tau-send unschuldige Familien, welche, als gute Katholiken oder friedfertige Protestanten nie einen Antheil an dem Aufruhr genommen hät-ten, die entsetzlichen Uebel des Krieges würden mitleiden müssen, ihrem endlichen Schicksal.

Kaum war der Vertrag zu Ulm geschlossen, so kehrte sich Maximilian von Bayern, (gemäß seines mit dem Kaiser zu München geschlossenen Vertrags wider des Kaisers Feinde in Oester-reich und Böhmen. Er beschloß, vorerst die Oesterreicher anzugreifen, und dann die Böh-men. Er hatte bei beiden keinen Augenblick zu versäumen, und es kam unendlich viel darauf an, sie, ehe sie ihre Anstalten voll-endet, oder ihre Hülfstruppen an sich gezogen hätten, zu überfallen. Maximilian stand auch schon an den Grenzen der Oberösterreicher, da es diese immer nur noch sehr wahrscheinlich ver-mutheten, daß er kommen würde. Sie waren noch eben mit Anstalten und Vorbereitungen beschäftigt, und erstaunten daher, und geriethen in Verlegenheit und Verwirrung, als Maxi-milian in voller Rüstung plötzlich vor ihnen stand. In der ersten Bestürzung machten sie an den Herzog eine Abordnung, welche im Namen der Stände bat, sie, die ihm doch nie etwas zu Leide gethan hätten, mit feind-lichen Behandlungen zu verschonen. Der Her-zog ließ durch Abgeordnete den zu Linz ver-sammelten Ständen eine an sie gerichtete kai-serliche Urkunde vorzeigen, in welcher ihnen die Entlassung des Landvolkes, die Oeffnung der von ihren Truppen besetzten Stadt Linz, die Auslieferung ihrer sämmtlichen Vereini-gungsurkunden, die völlige Unterwerfung und einsweilige Huldigung anbefohlen, und in die-sem Falle alle Gnade versprochen; aber zugleich eröffnet wurde, daß im entgegengesetzten Fall der Herzog vom Kaiser den Auftrag übernom-men habe, sie als öffentliche Ruhestörer und Vaterlandsfeinde zu behandeln. Zu allem Ueber-fluß wurden ihnen fünf Tage Bedenkzeit ge-geben; als sie aber nach dem Verfluß dersel-ben (in der Erwartung, daß der Graf von Mansfeld mit Hülfstruppen aus Böhmen bald ankommen werde,) einen weitern Auf-schub begehrten, wurde auf der Stelle mit der militärischen Gewalt vorgeschritten, was bereits um so ungehinderter geschehen konnte, als während jener fünf Tage die Pässe des Lan-des erobert worden, wiewohl auch dabei sehr unangenehme Auftritte vorgefallen waren. Ma-ximilian hatte den General-Wachtmeister, Ba-ron Alexander von Haßlang mit sechs tausend Mann zu Fuß, und zwei tausend zu Pferd vorausgeschickt, die österreichischen Grenzörter

auf alle Fälle zu besetzen. Da die österreichischen Bauern dieß nicht zugeben wollten, und hinter den Verschanzungen und Verhauen auf die anrückende Mannschaft herausfeuerten, und einige Mann tödteten: so war davon der Erfolg, daß die bayerischen Soldaten, theils durch die lästige Arbeit, welcher sie sich unterziehen mußten, die Verhaue auf die Seite zu schaffen, theils durch den Verlust ihrer Kameraden aufgebracht, des ihnen mit allem Nachdruck gemachten Auftrages, niemanden, der ohne Waffen wäre, oder sich zum Gefangenen ergäbe, zu beleidigen, und sich an den Wohnungen und Gütern der Eingebornen durchaus nicht zu vergreifen, vergaßen, und in der ersten Hitze mordeten und brannten. Maximilian überließ manche derselben, ohne auf die persönliche Tapferkeit zu sehen, dem militärischen Gericht, und verbreitete durch diese Strenge sowohl unter seinen Truppen, als unter den Oberösterreichern einen heilsamen Schrecken. Eine neue Abordnung derselben bat wiederholt um Schonung, und um eine allgemeine Verzeihung, und Vergessenheit alles Vergangenen, wurde aber vom Herzog nach Linz beschieden, was derselbe um so zuversichtlicher sagen konnte, als indeß auch der Hr. von Tilly mit der bayerischen Armee nachgerückt, und kein fester Ort sich beharrlich zu widersetzen im Stande war. Auch nahm der Herzog, nachdem er sich noch ehe mit dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Harrach, wegen dessen, was weiter geschehen sollte, verabredet hatte, den 4. Aug. 1620 vom Schloß zu Linz Besitz, und stellte an die Stände unverzüglich die Forderungen, daß sie ihm huldigen, alle verlangten Papiere und Urkunden einhändigen, und ihre Truppen überantworten sollten. Die vier Stände, nämlich die Prälaten, die Herren, die Ritter, die Städte legten die Huldigung mit Bitten um die Bestätigung ihrer Freiheiten (wegen deren der Herzog versicherte, daß ihnen durch diese Huldigung nichts benommen seyn sollte) ab, und überlieferten ihre Vereinigungsurkunden. Die Truppen der Stände wurden unter die bayerischen vertheilt, und übrigens alle Protestationen an den Kaiser verwiesen, welcher die bei ihm um Gnade bittenden Stände an den Herzog, dem sie nunmehr gleichwohl zu gefallen zu leben hätten, zurückwies. Die Oberösterreicher standen demnach, gemäß des oben angeführten Vertrages unter der bayerischen Herrschaft, und der Oberste Adam von Herberstorf blieb mit einer Besatzung von fünf hundert Reutern in der Stadt Linz als bayerischer Statthalter zurück.

In Unterösterreich, welches der Kaiser unmittelbar noch beherrschte, ging die Unterwerfung nicht so allgemein von Statten. An dem vom Kaiser nach Wien bestimmten Huldigungstag fanden sich zwar mehr, als siebenzig ständische Personen ein; baten aber um Abstellung ihrer Beschwerden, um Bestätigung ihrer Freiheiten, und um einen Aufschub der Huldigung. Die Anwesenheit von zweitausend Kosaken in Wien, die Standhaftigkeit des Kaisers, der ihnen übrigens die Versicherung gab, daß ihnen ihre Religionsübung so, wie diese zu den Zeiten des Königs Mathias bestand, gestattet seyn sollte, eine zur rechten Zeit gemachte Drohung, daß die nicht huldigenden und die nicht gegenwärtigen, nicht mehr als Stände erkannt werden, und daß sich durch fernere Weigerungen ihre Umstände sehr verschlimmern würden, that die gehörige Wirkung. Sie huldigten, und überließen sich, da es noch eben rechte Zeit war, der Gnade des Kaisers; denn diejenigen Stände, welche ebenfalls einberufen worden, aber nicht zu bewegen waren, der Stimme der Klugheit zu folgen, wurden sogleich, nach dem fruchtlos verstrichenen Termin für Rebellen, und Feinde des Kaisers, und des Vaterlandes, dann ihrer Güter verlustig erklärt.

Indeß hatte Herzog Maximilian von Bayern bereits auch seine Absichten auf Böhmen in Vollzug zu setzen angefangen, wo ihm selbst der neue König Friedrich, durch sein bisheriges Betragen in Böhmen, gleichsam voraus den Weg gebahnt hatte. Da dieser Herr zum Regieren weder eine wahre Kenntniß, noch einen ausgebildeten Verstand, am wenigsten aber einen bestimmten und festen Charakter besaß, wiewohl sein Herz von Milde und Güte überfloß: so mußte er in allen Dingen fremden Eingebungen folgen, wo er dann aus Mangel eines richtigen Blicks stets das Unglück hatte, unter den Rathschlägen, welche man ihm gab, und unter verschiedenen Maßregeln, welche man ihm zu ergreifen vorschlug, immer gerade das Ungereimteste zu wählen. Statt daß er vor allen Dingen seine Kassen hätte schonen sollen, um Sold und Besoldungen richtig bezahlen, und sich dadurch der Achtung und Ergebenheit seiner Soldaten und Unterthanen versichern zu

können, verschwendete er alles Geld auf Feste, Gastereien und unzeitige Prachtsachen, auf Huldigungsreisen, und tausend andere unnöthige Dinge, von welchen er sich einbildete, daß sie zum Glanz, und zur Majestät eines königlichen Hofes gehörten, ohne zu sehen und wahrzunehmen, daß leere Kassen und Soldrückstände nachtheilige Begriffe von einer herabwürdigenden Armseligkeit einflößen. Auch war der gute Friedrich, wiewohl es ihm an persönlicher Thätigkeit und Unerschrockenheit gar nicht fehlte, im Grunde mehr nicht, als ein galanter Offizier, und nichts weniger als ein Feldherr, der einen Krieg zu ordnen, und zu leiten verstand.

Eben so wenig verstand er die erste aller Kriegskünste, geschickte und die für gewisse Zeit und Umstände einzig passende Männer zu wählen, wie er dann gleich anfangs den groben Fehler beging, zwei böhmische Feldherren, auf welche das ganze Heer sein Vertrauen gesetzt hatte, die Grafen von Thurn, und Mansfeld nämlich, einem neuen Oberfeldherrn, dem Fürsten Christian von Anhalt unterzuordnen, wodurch er nicht nur jene beiden Herrn sehr eifersüchtig und mißmuthig, sondern sämmtliche Böhmen unwillig, mißtrauisch und zaghaft machte. Die abgeschmacktesten, und seiner Person und Sache höchst nachtheiligen Thorheiten beging er vollends aus Mangel an gesundem Verstand, in Rücksicht seiner vermeintlichen Religionsreinigung und Aufklärungssucht. Er hatte, was auch ganz der Sache gemäß war, sowohl vor der ihm geleisteten Huldigung, als in seinen öffentlichen Ausschreiben, das feierliche Versprechen gegeben, jedermann bei seinen Rechten, Freiheiten und Herkommen, besonders aber bei seiner Religion zu belassen, und zu beschützen; wie man dann in Wahrheit die Menschen aller Zeiten und Nationen durch nichts tiefer und unversöhnlicher beleidiget, als wenn man ihre geheiligten Verfassungen, Gebräuche und Sitten angreift; aber kaum war er einige Wochen regierender Herr, als er, (auf die Verhetzung einiger wenigen wüthigen Calvinisten, die ihn beherrschten) ohne daß es irgend eine Noth, oder ein Schein von Staatswohl, oder sonst eine nur halb vernünftige Betrachtung und Absicht im geringsten forderte, in einem Zeitpunkt, da er auf tausend andere, unmittelbar seine Person und seinen zerrütteten Staat betreffende Geschäfte hätte denken, da er tausend dringendere Anstalten, Einrichtungen, und Vorkehrungen hätte treffen sollen, auf eine Art, welche, wenn sie auch in andern Umständen nach seinen Meinungen gerecht, billig und zulässig hätte seyn können, damals wenigstens im höchsten Grad unzeitig und unklug war, sich damit abgab, Religionsneuerungen einzuführen, die Religion der Katholiken und Protestanten zu beschimpfen, und allein sein calvinisches Thun und Treiben für ächt, und unfehlbar zu erklären. Man sprach bei Hof unaufhörlich von den krassen, und rohen Begriffen, von Aberglauben, Unwissenheit, und abgöttischem Blendwerk, womit nicht bloß Katholiken, die ohnehin dem papistischen Greuel anhingen, sondern auch die Lutheraner behaftet wären; und dann von der Nothwendigkeit, sie auch wider ihren Willen (den sie ja freilich nicht dazu gaben) aufzuklären, und sie mit Gewalt zu vernünftigen, und glücklichen Menschen nach den Grundsätzen einer ächten Verstandeskultur umzumodeln. Um ja alles recht toll anzufangen, ließ der neue König, gegen seine Versicherung, daß in Religionssachen nichts geändert werden sollte, den Katholiken die Domkirche zu Prag wegnehmen, und am St. Thomastag, den 21. Decemb. 1619 erschien darin eine, aus dem calvinischen Hofprediger Schulz, und verschiedenen eingebornen Calvinisten vom Stande bestehende königliche Commission, welche ganz von Hitze tobend, und mit einem wüthenden Lärm und Ungestüm, ihre abgeschmackte und rasende Verbesserung begann. „Alle Altäre, Crucifix, vnd Bilder wurden abgebrochen, theils selbst mit Axt vnd Hacken drein geschlagen. Das große Crucifix, so ober den Chor mit etlich andern Bildern vnderm Kreuz gestanden, haben die arbeiter wollen gemach herablassen, daß es nit zerbrechen soll, hat man befohlen, solches herunter zu werffen, vnd nichts zu verschonen, welches dann so ein erschröcklichen fall gethan, als wann das ganze gebäw obern hauffen fiele: der von Barbistoff (ein böhmischer Calvinist von Adel) hat darzu gesagt, mit dem Fuß daran stossent: Hie ligst du armer etc. hilff dir selbst! Unser Frawen vnd St. Johannes Bilder haben sie zusammen gelegt, mit vermelden, Ihr habt beym Leben einander lieb gehabt, liebt jetzt auch einandern" etc. *) Die

*) Reformation der königlichen Schloßkirchen zu Prag, wie dieselbe am S. Thomä vnd folgende Tag 1619 — verrichtet worden, Sambt den vor-

Gräber der Heiligen wurden aller Zierathen beraubt, zum Theil die Gebeine herausgerissen und verbrannt. Alle Altäre, Grabmäler, u. dgl. wurden herausgerissen und zerschlagen. „Dabei vil schröckliche Lästerung wider Gott vnd die Heiligen geredt worden, so nicht zu schreiben ist. Der königliche Doctor (Schulz oder Scultetus) sagte er wollte nicht weckgehen, biß alle diese Kirchen, vnd Abgöttische sachen, laut Irer Mayt. befelchs, hinauß geraumbt seyen. — Alles das Holzwerck von Altären und geschnitzten Bildern, Crucifix, vnd anderen ist der Calvinischen Predicanten, die lassens zerhacken, brauchens zum einhaizen und kochen." Nachdem nun alles hinaus geschafft war, wurde am h. Christtag im Chor ein Tisch mit zwölf Sesseln hingestellt, auf welchem ein Kuchen lag. Der König kam dahin, setzte sich, brach ein Stück von dem Kuchen, und aß, indem den andern, die das Abendmahl mithalten wollten, Stücke des Kuchens auf einem Teller gerichtet wurden, die dann also davon aßen, vnd einen Trunk darauf thaten. Einige Tage darauf erschien eine königliche Verordnung, deren vornehmste Artikel waren:

1) Alle Bilder sollen auß der Kirchen gethan werden.
2) Die stainen Altär, weil sie auß dem Bapstthumb seyn, sollen zu grund abgerissen, vnd anstatt derselben ein hülzerner Tisch vnd Kästlin mit schwarzer Leinwath, bis auf die Erden bedeckt, wann man das Abentmal halten will, soll man ein weiß tuch darauf decken.
3) Alle Altär, Tafeln, Crucifix vnd Gemähl, weil sie abgöttisch, vnd aus dem Bapstthumb herrühren, soll man ganz und gar abschaffen, anstatt der Hostien, soll man Brot und Semel, vnd braite Kuechen machen, welche in langen Riemen geschniten, inn eine Schüssel gelegt, also den Leuten inn die Hand gegeben, welches sie selbst essen vnd gebrauchen mögen, also auch den Kelch.
4) Die Worte vom Abentmahl sollen nicht mehr gesungen, sondern gelesen werden.
5) Das Gebett vnd Collect soll ausgelassen werden.
6) Die Meßgewändter, vnd andere Ornat sollen nit mehr gebraucht werden.
7) Keine Liechter soll man auf den Altar setzen, oder brennen lassen.
8) Den Communicanten soll man kein Tuch mehr fürhalten.
9) Man soll sich auch nit mehr naigen, als wann Christus vorhanden wäre.
10) Es sollen auch die Communicanten nit mehr knyen.
11) Die Creuzmachung, oder Benedeyung soll vnderlassen werden.
12) Die Priester sollen nit mehr stehen, vnd den Leuten den Rücken kehren.
13) Die Collecten und Episteln sollen nit mehr gesungen, sondern gelesen werden.
14) Man soll nit mehr beichten, sonder durch wort vnd schreiben solches dem Priester anmelden.
15) Wann man sagt, oder nennt den Namen Jesu, soll man sich nit naigen, noch den Huet abziehen.
16) Auf der Canzel soll man nit haimblich, sondern offentlich betten.
17) Die Krancken soll man mit der Communion nicht besuchen, dann es ist gefährlich, sonderlich in Pestilenzzeiten.
18) Die Tauffstein soll man außbrechen, vnd Messine, oder auß anderm Metall gemachte Becken brauchen.
19) Epitaphia vnd Crucifixa sollen in der Kirchen nit mehr geduldet werden.
20) Die 10 Gebott vnd Catechismus sollen geendert werden.
21) Auch soll die heilige Dreifaltigkeit in kein weg mehr geschnitzt, noch gemalt werden.
22) Die Wort vom Sakrament sollen geendert vnd vor ein Zeichen gehalten werden.
23) Man soll kein Epistel noch Evangelium mehr predigen, sonder ein Stück aus der Bibel nemmen."

Wenn man nun weiß, daß schon von jeher viele tausend protestantische, aber gemäßigt und klug denkende, daß sämmtliche katholische Böhmen mit allem, was schon im J. 1618 wider den Kaiser Mathias, und jetzt wider Ferdinand II. vorgenommen wurde, nicht einverstanden waren; so kann man sich vorstellen, wie jetzt diesen, welche ohnehin seit dem J. 1618 von der herrschenden Partei in allen böhmischen oder mit Böhmen vereinigten Länder mißhandelt wurden, und wie jenen, den

---

nembsten Articuln, so in seiner Königl. Mayt. Kirchen hinfüro zu halten verordnet vnd gebotten seyn. Getruckt zu Prag, bei Lorenz Emmerich anno 1621.

Protestanten, welche gegen die Calvinisten einen unaussprechlichen Abscheu trugen, zu Muth geworden seyn möge. Ein allgemeines Mißvergnügen über eine so ungeheuer thörichte Regierung verbreitete sich über Hunderttausende, und so groß und einhellig beim Einzug des neuen Königs an dem Tage, da man sich, gemäß seiner feierlichen Aeußerungen, alles Gute von ihm versprach, die Freude war: so einhellig und laut war jetzt der Wunsch, daß der Himmel die Waffen desjenigen segnen möchte, der, gemäß der öffentlichen Gerüchte, im Anzug war, den Abzug des neuen, eines solchen Königs zu bewirken. Auch berichteten Katholiken den Kaiserlichen alle Anschläge und alle Vorkehrungen, welche im Innern gemacht wurden, und auch die Protestanten thaten zum Nachtheil des Königs, ihre Befreiung von dem unerträglichen calvinischen Joch erwartend, allen Vorschub; aber der neue König hatte sich noch gar viele andere Unbesonnenheiten entschlüpfen lassen, welche ihn auch bei auswärtigen Protestanten verhaßt und lächerlich machten.

Bei allen diesen für den neuen König Friedrich durchaus ungünstigen Umständen war gleichwohl seine Sache noch immer nicht verzweifelt, und er hätte, wenn er ein festerer Kopf und ein gründlicherer Feldherr gewesen wäre, seinen Gegnern den Sieg, wenn nicht ganz entreißen, doch unendlich erschweren, wenigstens seine gänzliche Niederlage verhüten können. Sein Oberfeldherr Fürst Christian von Anhalt verstand das Kriegswesen in einem vorzüglichen Grade; und wenn gleich sein Heer nicht so zahlreich war, wie das Heer seiner Gegner (er soll nur 21500 Mann, nach andern Angaben aber 34000 Mann, nämlich 18000 Mann Fußvolk, 10000 Reiter und bei 6000 Ungarn, die vereinigte bayerische und kaiserliche Armee aber ungleich mehrere gezählt haben *): so stritten für ihn gleichwohl unzählige, den Unternehmungen seiner Gegner höchst ungünstige Umstände und Ereignisse, ja selbst die Elemente.

Als der Herzog Maximilian von Bayern, (ungeachtet der nachdrücklichen Erinnerungen des die österreichische Armee commandirenden Oberfeldherrn, Grafen von Bucquoi) vorzüglich aus dem Beweggrunde, weil Friedrich in Böhmen noch nicht in der gehörigen Verfassung sich befände, den Entschluß faßte, so-

---

*) In: „Expeditionis in utramque Austriam et Bohemiam Ephemerides etc. Monachii. Impensis Raphaelis Sadeleri, Serenissimi, Bojorum ducis chalcographi. M. DC. XXI. werden Tab. 2da folgende Feldherren bei der Schlacht zu Prag genannt:

Legionum (militis cæsariani) cohortium et turmarum ductores, tribuni et præfecti. 1) Tieffenbachii et Preuneri legiones. 2) Buquoy et Verdugonis legiones. 3) dn. Balthasaris Maradas 8 equitum turmæ. 4) La Croy equitum turmæ quatuor. 5) Lebellii equitum turmæ quatuor. 6) Gauchier equitum turmæ quatuor. 7) Meggauii equitum turmæ quatuor. 8) Wallensteinii equitum turmæ sex. 9) Dampierenses equitum quinque turmæ. 10) Florentinorum equitum quinque turmæ. 11) Neapolitana legio. 12) Fuggeriana legio. 13) Saxonica et nassauiensis legiones. 14) Poloni Equites bis mille.

Boiarici. 15) Paurii legio. 16) Lotharingica legio. 17) Enneten quinque turmæ equitum. 18) Lotharingicorum turmæ equitum quinque. 19) Crazii de Scharfenstein quinque equitum turmæ. 20) Schmidii et Ruuilii legiones. 21) Herlebergeri legio. 22) Haslangiana et Sulziana legiones. 23) Harselli sex turmæ equitum. 24) Benikausii sex turmæ equitum, apud quos Serenissimus Bavariæ dux constitit. 25) Pappenheimii tres turmae equitum. 26) Præfectus equestris Grüen cum quinque turmis. 27) Martinus Robertus et San. Juliani capitanei cum 300 mosquetariis. 28) Alberti Comitis Wartenbergici equitum turmæ, et 200 Croatæ. 29) Pettingeri equitum turmæ quatuor.

Bohemorum duces militares et Tribuni. 1) Comitis Styrum equitum turmæ tres. 2) Comitis Schlikii vexilla quinque Peditum. 3) Silesiorum turmæ quinque. 4) Comitis Schlikii vexilla quinque reliqua. 5) Austriacorum rebellium turmæ equitum novem. 6) Comitis Hollachii legio. 7) Comitis Hollachii turmæ equitum quinque. 8) Streiffii equitum turmæ quinque. 9) Comitis de Solms quinque turmæ. 10) Comitis Turnii legio in tres partes divisa. 11) Anhaltini principis junioris 9 equitum turmæ, ubi notandum, quod postea in acie princeps anhaltinus comiti de Hollach sub n. 6. substitutus fuit. 12) Vngari equites mille. 13) Bechingi Signa sive Vexilla quinque peditum. 14) Stubenuolii quatuor turmæ equitum. 15) Kaplierii quatuor Signa peditum. 16) Borzitæ quatuor turmæ equitum. 17) Kaplierii reliqua quatuor Signa. 18) Kayn quinque turmæ equitum. 19) Zbubnæ quinque turmæ equitum. 20) Sex millia equitum Vngarorum. 21) Principis anhaltini vexilla septem peditum. 22) Principis Weinmarii 7 Signa peditum. 23) Frid. palatini Elect. custodia corporis.

gleich nach der Huldigung der oberösterreichischen Stände, nach Böhmen zu rücken, war er wohl selbst noch nicht auf alle Fälle gefaßt. Es fehlte seinem Heer, von welchem er in Oesterreich vier tausend fünf hundert Mann zu Fuß, und fünf hundert zu Pferd als Besatzung zurück lassen mußte, an der ersten wesentlichen Sache, am Proviant, welches ihm von Bayern aus weder auf der Stelle, wie und wo ers nöthig hatte, weder in der Menge, noch mit der Eilfertigkeit nachgeführt werden konnte. Der drückende Mangel wurde noch überdieß durch den Umstand, daß, wegen der überall herumstreifenden Feinde, seine Soldaten nicht weit in die Dörfer vertheilt werden konnten, sondern in zahlreichen Korps sich zusammen halten mußten, vermehrt. Dieses Umstandes und der eintretenden späten Jahrszeit wegen sollte eilfertig fortgerückt, und allenthalben rasch und entscheidend zu Werk gegangen werden. Allein man mußte des langsam und kärglich nachrückenden Proviants wegen unaufhörlich Halt machen, und die Soldaten, wiewohl sie bayerischer Seits ihren Sold pünktlich erhielten, blieben von Zeit zu Zeit halbe Wochen ohne alle Nahrung. Zu dieser höchst mißlichen Lage kam noch der Umstand, daß sich ein beträchtliches böhmisches Heer, das man sich nicht im Rücken lassen konnte, unter der Anführung des Fürsten Christian von Anhalt, in Unterösterreich befand, und daß das bayerische Heer anfangs viele Wochen mit einem verstellten Marsch in Böhmen, bis drei Meilen an Budweis, herum ziehen mußte, um jenes Heer zum Aufbruch und Nachzug zu nöthigen. Auch nachdem endlich die bayerische Armee, von welcher ein Theil den 11. August, der Herzog Maximilian selbst aber den 23. desselben Monats von Linz mit der Hauptmasse aufgebrochen, den 8. September bei Oberdorf mit der kaiserlichen Armee zusammen getroffen, und der Herzog mit dem kaiserlichen General, Grafen von Bucquoi, in einer mit demselben in dem Schloß Greilenstein gepflogenen Unterredung, überein gekommen war, daß die bayerische Armee links, die kaiserliche aber rechts sich halten sollte, ergaben sich immer noch solche Hindernisse, bei welchen das Fortrücken, alles Eifers ungeachtet, nur sehr langsam vor sich gehen konnte. Beide Heere (das bayerische und kaiserliche) stießen unaufhörlich auf Städte und befestigte Schlösser, deren Besatzungen sich, wenn gleich am Ende stets ohne Nutzen, wehrten, aber doch einen Theil des vereinigten Heers beschäftigten, und dadurch ebenfalls den andern zum Stillsitzen nöthigten. Auch der böhmische Oberfeldherr unterließ nicht, die vereinigte Armee zu ermüden, und hinzuhalten, indem er bald da, bald dort den Schein annahm, sich einmal stellen, und es zu einer Hauptschlacht kommen lassen zu wollen, sich auch die feindliche Armee oft ziemlich nahe kommen ließ, aber wann es zum Ernst kommen sollte, wieder verschwand. Mit einer gleichen Thätigkeit, und mit einer noch ungleich gefährlichern Verschlagenheit benahm sich der böhmisch-ständische General, Graf Mansfeld; er hatte unlängst die dem Kaiser treu gebliebene, befestigte Stadt Pilsen erobert, und, (weil er den König Friedrich seinen Verdruß darüber, daß er das Obercommando dem Fürsten von Anhalt übergeben hatte, fühlen lassen wollte) beschlossen, der Armee keineswegs zu folgen, sondern sich in Pilsen zu halten, und von dieser Stadt aus, sich Ruhm, und was überall sein Hauptzweck war, Vortheile und reiche Beute zu verschaffen; wie er dann zur Zeit, als die bayerische Armee nach Prag aufbrach, mit seinem Korps an die Grenzen von Bayern gezogen, und bei Fürth, Eschlkam und Neukirchen einen Einfall vorzunehmen bedrohlich war, welchen ihm aber der (in Bayern mit einem Korps von 7000 Mann zu Fuß, und 1600 zu Pferd zurückgebliebene) General von Haimhausen, mit Mitwirkung der bayerischen Obersten von Lindelohe und Herlberg auf eine Art, daß man hoffen konnte, er werde nie wieder zurück kommen, vereitelten. Mansfeld suchte jetzt den Herzog von Bayern nach Pilsen zu locken, und machte ihm in solcher Absicht mittels sehr schmeichelhafter Briefe eine Hoffnung zur Uebergabe der Stadt. Allein, wiewohl der Herzog in der Stunde, da das Heer angekommen war, die Bedingnisse zur Uebergabe einzuleiten angefangen hatte, so war man nach eilf Tagen, während deren das Heer unsäglich litt, im Wesentlichen noch nicht im Geringsten nahe gekommen, und Mansfeld that alles, und verstand es meisterlich, sich bei aller seiner Verstellung die Miene von der einfachsten Aufrichtigkeit zu geben, um den Herzog noch länger hinzuhalten, und die vereinigten Armeen ohne Schwertstreich aufzureiben. Es war nämlich bei Mannsgedenken keine ungünstigere Herbstwitterung eingetreten, als eben damals. Schon im August und beim Ausmarsch der Armee war Regenwetter eingefallen, das durch

sein ununterbrochenes Anhalten alle Straßen und Wege grundlos machte, so daß man oft, ungeachtet aller Anstrengung, an einem Tage eine kleine Meile fortzurücken nicht im Stande, und daß man unaufhörlich genöthigt war, zur Erholung der Pferde und zur Ausbesserung der Pferdegeschirre und der Wagen den einen und andern Tag Halt zu machen. Die ganze Armee schleppte sich mit unbeschreiblichen Schwierigkeiten fort, und war, da sie mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen hatte, (das Getreide und anders Proviant, das man aus Bayern langsam zuführte, verdarb größtentheils unterwegs) auf dem Punkte, an der nöthigen Kraft und Munterkeit erschöpft zu werden. Im Oktober stellte sich Schnee und zugleich eine ungewöhnliche Kälte ein, eine Kälte, bei welcher sogar Pferde, die gleich den Soldaten unter freiem Himmel aushalten mußten, erstarrten und hinfielen. Die Soldaten, unter welchen schon zuvor Krankheiten eingerissen waren, starben in einer solchen Anzahl, daß, wenn nicht unterwegs neue Truppen zur bayerischen Armee gestoßen wären, (aus Bayern rückten noch die obengenannten sechs tausend sechs hundert Mann zu Fuß, und tausend sieben hundert Reisige; auch kamen aus dem Würzburgischen und Bambergischen einige tausend, wozu noch eine große Anzahl katholischer Böhmen und gepreßter Oberösterreicher kamen) der verstorbenen bald eine größere Zahl, als der noch auf ihren Beinen stehenden, sich eingestellt haben würde *); daher es dann auch kam, daß die Soldaten in Fällen, da sie nebst ihrem Kampf mit Hunger, Kälte und schlimmen Wegen, auch noch mit Menschen, welche sich in Städten und Schlössern halten wollten, kämpfen mußten, in Wuth geriethen, und ohne auf die Befehle und auf das Geschrei der Offiziere um Schonung der Einwohner zu achten, auf diese im ersten Anlaufe manchmal auf das grausamste herstürzten, und (was zumal von den Oesterreichern in Prachatiz, dann in Piseck geschah) weder das Alter noch Geschlecht schonten. Während daß Mansfeld die vereinigten Heere bei Pilsen so viele Tage hinhielt, trat für dieselben eine neue Gefahr, hingehalten zu werden, welcher aber Maximilian mit Standhaftigkeit begegnete, ein. Es hatte sich nämlich der neue König Friedrich in Begleitung seines Kriegsobersten, des Fürsten von Anhalt, mit seiner Hauptarmee ebenfalls in die Gegend nach Pilsen gezogen, und den 20. October einen Abgeordneten (Balthasar Jakob von Schlammersdorf, Oberstlieutenant, und Landrichter zu Aurbach) an Herzog Maximilian abgeschickt, mit der inständigen Bitte, sich mit Maximilian persönlich unterreden zu dürfen, und mit einem Schreiben, in welchem er den Herzog seiner unverrückten Freundschaft versicherte, ihn an ihre nahe Verwandtschaft und gemeinschaftliche Abstammung, dann an das unzertrennliche Band ihres Gesammthauses erinnerte, und ihn beschwor, ihm doch nicht entgegen zu seyn. Maximilian wurde gerührt, ohne wankelmüthig zu werden; er hatte dem Friedrich in seinen vielen Briefen, welche er in der böhmischen Sache an ihn schrieb, alles, was sich über diesen Gegenstand sagen ließ, geschrieben, und noch erst jüngst den 25. Aug. bei seinem Aufbruch von Linz nach Böhmen alles umständlich wiederholet. In Bezug demnach auf diese seine, dem Friedrich, gemachten Vorstellungen und Erklärungen, antwortete er demselben: „daß er seinen freundlichen lieben Vetter mit Vergnügen sehen würde, aber nur in dem Fall sehen könnte, wenn sich derselbe entschließen würde, die Hindernisse wegzuräumen, und den Dingen zu entsagen, wegen welchen er, der Herzog, veranlaßt worden wäre, nicht wider seinen Vetter, sondern wider den unrechtmäßigen Gewalthaber der böhmischen Krone die Waffen zu ergreifen.“ Friedrich beantwortete diese Erklärung mit wenigen Worten, und in allgemeinen Ausdrücken, welche weitläufiger Erörterungen fähig waren, welche aber der Herzog damit erwiderte, daß er, ohne sich ferner vor Pilsen aufzuhalten, unverzüglich zum Aufbruch Befehl gab. Die Absicht des Herzogs war, unmittelbar nach Prag zu rücken. Sobald Friedrich diese Absicht für entschieden hielt, eilte er voraus, um eine Verschanzung, welche vor der Stadt am sogenannten weißen Berg

*) Der bayerische Oberfeldarzt Tobias Geiger sagt in seinem Tagebuch: „Anno 1620 bin ich pro Medico castrensi in Bohem bei der Schlacht zu Prag und der Einnemmung des Lands ob der Ems: under Oesterreich und ganz Bohem mit gewest; allda allein von der bayer. Armada bis in die zwainzig tausend Menschen todt gebliben, der meiste Theil aber gestorben.“ Album Bavar. jatritæ seu catalogus celebriorum aliquot Medicorum qui suis in Bavaria scriptis Medicinam exornarunt etc. labore Franz Jos. Grienwaldt etc. Monachii. MDCCXXXII. p. 48. Friedenreich in panegyrico p. 26. gibt die Anzahl der bei dem bayerischen Heer allein an der lue ungarica verstorbenen auf vierzehn tausend an.

angelegt werden sollte, durch seine Gegenwart zu beschleunigen. Auch der böhmische Oberfeldherr eilte, so gut sichs thun ließ, um mit seiner böhmischen Armee den vereinigten Heeren der Bayern und Oesterreicher zuvor zu kommen, und vor Prag eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen. Diese Märsche geschahen am Ende des Oktobers unter unaufhörlichen Gefechten, und bayerischer Seits unter beständigen Versuchen, den Feind zum Stehen zu zwingen, und den Feldzug durch eine Hauptschlacht zu endigen. Sämmtliche Heere blieben fast täglich bis Mittag in einem undurchdringlichen, und alle Aussichten beraubenden Nebel eingehüllt, kamen sich oft, ohne es zu wissen, oder zu wollen, sehr nahe, und entfernten sich wieder, ohne es zu merken. So oft sie aber gewahr wurden, daß sie sich einander näherten, schrieen sich die gemeinen Soldaten beiderseits erbitternde Schimpfnamen zu, und wo sie konnten, rannten sie wider einander. Manche einzelne Partieen, z. B. die spanischen Wallonen und die vom Gabriel Bethlen den Böhmen zu Hülfe gesandten Ungarn gaben und nahmen niemals Pardon. Man brachte unaufhörlich Gefangene oder Blessirte ein, und die Thätigkeit, Bewegung, Spannung und Erbitterung aller Theile war schrecklich.

Den 7. November, als sich um Mittag der Nebel schwang, zeigte sich das böhmische Heer auf einer Anhöhe in Schlachtordnung, zog sich aber, als Maximilian von Bayern unverzüglich wider dasselbe anrückte, gegen die Stadt Prag, welche nur noch einen kleinen Marsch entfernt war, zurück. Maximilian ließ den kaiserlichen Oberfeldherrn von Bucquoi, der mit seiner Armee noch einige Stunden zurück stand, inständigst aufrufen, so geschwind, als möglich, herbei zu eilen, und rückte dem böhmischen Heere die ganze Nacht durch unter beständigen kleinen Kämpfen nach, so daß er den andern Tag, welches der achte November 1620 und ein Sonntag war, (an dem das Evangelium eintraf: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist!") am Fuße des sogenannten weißen Berges vor Prag stand. Wo der Feind auf den umliegenden Vorhügeln eine vortheilhafte Stellung nehmen wollte, stürzten die bayerischen Soldaten wider sie los, und zwar mit einer dergestalt unaufhaltsamen Hitze, daß selbst Maximilian in eigener Person sich ihnen entgegen stellen, und sie mit Nachdruck erinnern mußte, daß die Tapferkeit nicht blind zufahren, sondern mit Klugheit, und Geistesgegenwart verbunden werden müsse. Die kaiserliche Armee war indeß nachgerückt. Man stellte sich in Schlachtordnung, wiewohl die Stimmen der Generale, ob man wirklich angreifen sollte, noch immer nicht einig waren. Die Böhmen hatten sich nämlich am weißen Berg hinter ihre Verschanzungen gezogen, diese, da sie noch nicht vollendet waren, mit der größten Thätigkeit fortgesetzt, und von denselben unaufhörlich herabgefeuert. Maximilian rief: In Gottes Namen! und entschied. Zum Losungswort gab er: „Heilige Maria!" Es war zwölf Uhr Mittags, als beide Heere, das bayerische unter der Anführung des bayerischen Generallieutenants von Tilly links, das österreichische unter der Leitung des kaiserlichen Generalwachtmeisters Grafen von Tiefenbach rechts, den weißen Berg hinauf rückten fest und entschlossen. Die Bayern wurden vom Tilly (was man ihm nachher zum Fehler anrechnete) über ein enges Brücklein geführt, wo ihm leicht ein bedeutender Nachtheil hätte zugehen können; allein die Böhmen hatten bereits die Besinnung oder die Kraft verloren, den Umstand zu benutzen. Einige Regimenter derselben, welche den Oesterreichern gegenüber standen, hatten, als diese in ihrem geschloßnen Marsch unaufhaltsam fortfuhren, und in die Nähe kamen, ohne noch auf ein Commando zu hören, mit ihrem Gewehre mehrentheils in die Luft gefeuert, und waren sogleich, ohne einen Schaden gelitten zu haben, davon gelaufen. Der Sohn des böhmischen Oberfeldherrn, Prinz Christian der Jüngere von Anhalt, wollte die Eindrücke dieses schlimmen Anfangs wieder verbessern, und stürzte sich mit den ihm untergeordeten neun Compagnien Reitern mit solchem Nachdruck auf einige Regimenter österreichischer Reiterei, daß diese in Unordnung geriethen. Auch ein paar österreichische Regimenter zu Fuß, das tiefenbachische und breunerische fingen zu wanken an; allein der bayerische Feldherr Tilly bemerkte den bedenklichen Zufall, und befahl dem Obersten Craz, der Unordnung zu steuern. Craz sprengte mit den ihm damals zugetheilten fünf hundert bayerischen Reitern auf die siegwähnenden prinzanhaltischen Reiter mit einem unwiderstehbaren Ungestüm los, so daß dieselben sogleich fielen, oder davon jagten. Der Prinz wurde verwundet und gefangen. Maximilian von Bayern war jetzt in Begleitung

des spanischen Feldherrn Verdugo selbst an die Stelle gekommen; als eben sechs tausend Ungarn, welche Befehl erhielten, wider den Craz anzurücken, ausrissen und flohen; auch die böhmisch-deutschen Reiter flohen. Ihnen folgte das böhmische Fußvolk, und in einem unbeschreiblichen Gemeng und Gewirr stürzten Ungarn, Böhmen, Deutsche, Engländer durch einander, der größte Theil vor Schrecken außer Besinnung und unwissend, wohin, einige in die Stadt, einige in den nahen Thiergarten, in die umliegenden Pfüzen, in den Fluß Moldau, wo die meisten ertranken. Einige mährische Regimenter hielten unter der Anführung der beiden jungen Grafen Schlick und Thurn wiewohl mit einer fruchtlosen Tapferkeit, allein noch einige Zeit aus. Sie wurden, weil sie sich wie tolle Leute wehrten, von den bayerischen und österreichischen Völkern umrungen, und bis auf wenige Mann niedergemezelt. Ueber fünf tausend des böhmischen Heeres zappelten, bluteten und röchelten auf der rauchenden Gegend; nur fünf hundert Böhmen wurden, weil sich die Flüchtigen in die Moldau stürzten, gefangen. Von den Bayern und Oesterreichern waren kaum drei hundert gefangen. Zehen Kanonen, wovon die Bayern sieben, die Kaiserlichen drei eroberten, hundert Fahnen, nebst allem Gepäcke, der ganzen fürst-anhaltischen Kriegskanzlei fielen den Siegern in die Hände. Die entscheidende Schlacht war geendigt. Es war 1 Uhr Nachmittags.

Während dieser schrecklichen Begebenheit befand sich der neue böhmische König Friedrich in Gesellschaft des englischen Gesandten und einer Menge fröhlicher Damen bei der Mitagstafel in der Stadt, und ließ sich gar nicht einfallen, daß es bereits zu einer Schlacht gekommen, und daß diese verloren sey. Wiederholte Eilboten verkündigten ihm die mit jedem Augenblick wachsende Gefahr. Als er sich endlich, um zu sehen, wie denn die Sachen stünden, zu Pferd sezte, begegnete ihm der Fürst Christian von Anhalt mit der Nachricht, daß nichts mehr zu retten sey. Schaaren seiner flüchtigen Truppen stürzten und drängten sich in größter Unordnung dem geöffneten Thore zu, das man sogleich schloß, aus Furcht, daß sich unter dem Gemenge auch Feinde befinden, und vollends selbst der Stadt sich bemächtigen möchten.

In diesem Augenblick schien für Friedrich noch nicht alles verloren zu seyn; er hatte noch eine nicht unbeträchtliche Besatzung in Prag; und in Prag selbst hätte sich unverzüglich ein zahlreiches Heer zur Vertheidigung der Stadt aufbringen lassen. Auch hätten seine flüchtigen Truppen wieder gesammelt und benüzt werden können. Man erwartete auch mit jeder Stunde die Ankunft von zwölf tausend Ungarn, welche Bethlen zu schicken versprochen hatte. Und wenn vollends die Böhmen auf dem Lande für ihn gut gesinnt geblieben wären; so blieb zu einer bessern Wendung der Sachen noch immer eine nicht ungegründete Hoffnung. Im bayerischen sowohl, als im kaiserlichen Lager herrschte ein drückender Mangel an Lebensmitteln, und was noch mehr war, eine täglich mehr überhand nehmende Seuche, und der rauheste Winter hatte bereits seinen Anfang genommen. Allein diese sämmtlichen Umstände dienten dem Friedrich zu nichts, als ihm sein Unglück desto härter fühlen zu lassen; er hatte, indem er sein Geld auf ganz unzeitige Ausgaben verschleuderte, seine Truppen schon seit geraumer Zeit ohne Sold gelassen; er hatte die Prager durch seine höchst unzeitige Religionsreinigung im höchsten Grad wider sich aufgebracht, und er mußte befürchten, daß sie ihn ausliefern würden. Den flüchtigen Truppen war kein Versammlungsort angewiesen; jeder verlief und rettete sich so gut er konnte. Die Böhmen auf dem Lande dachten von ihm gerade wie ihre Landsleute in der Stadt. Friedrich übersah nun mit einem Male die ganze Lage seines Unglücks, welche er noch vor Kurzem keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und sich sie nichts weniger, als so verzweifelt vorgestellt hatte; er ließ seinen Ueberwinder Maximilian um vier und zwanzig Stunden Stillstand bitten; er erhielt aber nur acht Stunden, und dabei die Aufforderung, sich an den Kaiser zu ergeben. Eine solche Ergebenheit dürfte seine künftigen Umstände wenigstens nicht noch mehr verschlimmert haben; allein er war außer der Fassung, einen solchen Entschluß für gut zu halten; er begab sich (denn die Bürger der kleinen Seite zu Prag, wo das Schloß liegt, hatten bereits eine Abordnung an Maximilian gemacht, und sich unter der Hoffnung guter Bedingnisse zur Uebergabe erboten) noch den nämlichen Abend über die Moldaubrücke nach der Altstadt, und flüchtete sich mit seiner Gemahlin, die sich in gesegneten Umständen befand, in Begleitung des Fürsten von Anhalt, des alten Grafen von Thurn, des Grafen von Hohenlohe und

einiger wenigen andern am frühesten Morgen mit einer solchen Eilfertigkeit und unter einer solchen Verlegenheit, daß er sogar einige mit den kostbarsten Sachen gepackte Wagen auf dem Markte in der Altstadt stehen ließ, ja sogar die Krone Böhmens (ohne deren Besitz man sich damals noch keinen König denken konnte) vergaß; aus Böhmen, erst nach der schlesischen Hauptstadt Breslau, und nach einem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt, wo er sich mit sechszig tausend Gulden abfertigen ließ, zu seinem Schwager, dem Churfürsten Georg Wilhelm nach Brandenburg, und da er auch hier keine bleibende Stätte fand, nach Haag in Holland zum Prinzen Moriz, seinem Oheim.

Maximilian, der die vielseitigen Lagen der Dinge genau kannte, und eben so gut wußte, daß einen Sieg weislich benutzen, gerade so wichtig, oft noch wichtiger sey, als einen Sieg erfechten, ließ den bestürzten und außer sich gesetzten Pragern nicht Zeit, einen Entschluß zu fassen. Noch am Tage der Schlacht rückte ein Theil seiner Truppen näher an die Mauern der Stadt, nicht um sie erst zu erobern, sondern um den Frieden und die ehemalige Ordnung, Ruhe und Sicherheit in derselben wieder herzustellen. Da seine Soldaten, gemäß der damals noch allgemein herrschenden unbändigen Sittenrohheit sich nicht undeutlich vernehmen ließen, daß sie sich durch Plünderungen für ihr erlittenes Ungemach schadlos halten würden, auch wirklich in Rotten sich zum Anlauf vereinigten, widersetzte sich ihnen Maximilian in eigener Person, und indem er ihnen ihre Zügellosigkeit scharf verwies, erklärte er, daß er den Mann, der einen Unfug begehen, und den Offizier, der ihn nicht hindern würde, auf der Stelle (was auch nachher an mehr als Einem ohne Gnade vollzogen worden ist) hängen lassen würde; und nachdem er erst die Thore der Kleinstadt mit starken Wachen besetzt hatte, zog er daselbst den 9. November um Mittag ein, und hielt an einige Abgeordnete, welche den Wilhelm Popel (einen derjenigen, von denen ehemals das Stadtregiment behauptet worden war) an ihrer Spitze hatten, und um Gnade baten, eine kurze, doch dergestalt nachdrückliche Anrede, daß ihnen die bittersten Thränen aus den Augen stürzten. Auch die Altstadt, deren Bürger noch einen dreitägigen Termin verlangten, aber keine Stunde erhielten, ergab sich auf Gnade und Ungnade. Die in der Stadt versammelten ständischen Truppen, welche mit Trotz ihren ausständigen Sold begehrten, mußten mit dem beigesetzten Unverhalt, daß sie noch von Glück und Gnade zu sagen hätten, wenn man sie als Rebellen wider den Kaiser ungestraft abziehen ließe, unverzüglich die Stadt räumen. Die drei Prager-Städte stellten sich, wie ihnen befohlen wurde, zur Auslieferung sämmtlicher Urschriften ihrer Bündnisse, zur Abbitte, zur neuen Huldigung und zur Eidesleistung, daß sie für ihren rechtmäßigen und einzigen Herrn niemanden, als ihren ordentlich gewählten und gekrönten König, Kaiser Ferdinand II. erkennen wollten, an welchen sie auch in Betreff der Bestätigung ihrer bürgerlichen und Religionsfreiheiten unbedingt angewiesen wurden. Den 13. und 14. Nov. haben auch die Stände von Böhmen, welche erst an Maximilians Rath, Kämmerer und Vizdom zu Landshut, Joh. Christoph Preising von Hohenaschau angewiesen wurden, die Originalurkunden ihrer Bündnisse mit dem Gabriel Bethlen, mit den Schlesiern, Mährern, Niederlausitzern und Oberösterreichern ausgeliefert, und ebenfalls eine unbedingte Huldigung geleistet. Und nunmehr hatte Maximilian den Auftrag, das Königreich Böhmen seinem rechtmäßigen Herrn wieder zurückzustellen, im Wesentlichen vollzogen und geendigt; er stellte den Fürsten Carl von Lichtenstein zum Statthalter, den Tilly zum ersten Oberbefehlshaber seiner Truppen, von denen der größte Theil zurück blieb, auf und eilte wieder nach München, wo er den 25. November unter einem unbeschreiblichen Jubel der Seinigen ankam, zurück.

Mit einem gleichen Glücke wurden auch die mit Böhmen verbündeten Länder, die Lausitz, Schlesien und Mähren wieder gewonnen. Der Churfürst Johann Georg von Sachsen wies theils, weil er von der Unrechtmäßigkeit des Abfalls der Böhmen und ihrer Bundesgenossen überzeugt zu seyn, theils weil er sich auf die ihm vom Kaiser gemachten Zusicherungen und Versprechungen verlassen zu können glaubte, alle Vorstellungen, Bitten und Vorwürfe, welche ihm von verschiedenen Seiten seiner Glaubensgenossen gemacht wurden, von sich, und betrat im Sept. 1620 mit zwölf tausend Mann zu Roß und Fuß, sechs hundert Schanzgräbern, zweitausend Rüst- und Proviantwagen die Markgrafschaft Lausitz, eroberte zu Anfang des Oktobers die Hauptstadt Bauzen, und bemächtigte sich in kurzer Zeit der

meisten Hauptplätze des Landes. Bald darauf baten die Mähren, durch eine nach Wien gemachte Abordnung, um Gnade, und erhielten auch, indem sie die Briefe ihrer Bündnisse aushändigten, und zweimal hundert tausend Thaler als Strafe erlegten, eine allgemeine Vergebung, und vom Grafen Bucquoi, welcher während dieses Vorganges mit Truppen nach Mähren auf dem Marsch war, eine gelinde Behandlung. Im Anfang des folgenden Jahres 1621 unterwarfen sich auch die Schlesier, und der Churfürst Johann Georg von Sachsen, an welchen sie sich um Vermittelung wandten, versprach ihnen, mittels einer feierlichen, zu Dresden, den 18. Hornung 1621 unterzeichneten Urkunde, eine allgemeine Vergessenheit alles Vergangenen, und die Bestätigung ihrer religiösen und bürgerlichen Freiheiten.

Nach diesen Vorgängen hätte man wohl von Seite des Kaisers eine großmüthige Versöhnung hoffen, und nichts weniger, als die folgende Begebenheit erwarten sollen. Nachdem seit der entscheidenden Schlacht am weissen Berge bei Prag drei Monate verflossen, und während derselben die ehemaligen Häupter der Rebellion, zumal bei einem sehr gelinden Benehmen des neuen kaiserlichen Statthalters, Fürst Carl von Lichtenstein, recht sicher geworden, und großentheils wieder nach Prag zurück gekommen waren, wurden an einem Tage und zu derselben Stunde acht und vierzig der vornehmsten Theilnehmer des böhmischen Unwesens gefangen gesetzt; sieben und zwanzig Abwesende, unter welche der Graf Heinrich Matthäus von Thurn, und der Graf Joachim Andre von Schlick gehörten, wurden aufgefordert, binnen sechs Wochen bei dem Verlust ihrer Güter und ihres Lebens, das nach dem verflossenen Termin vogelfrei erklärt werden würde, in Person sich zu stellen, und wegen einiger Verstorbenen wurden ihre Erben vorgeladen. Sämmtliche sollten vor einem, aus zwölf vornehmen Böhmen und Oesterreichern zusammengesetzten Gerichte erscheinen, und das Weitere vernehmen. Dieses Gericht nun untersuchte die Vergehungen der Verhafteten und Vorgeladenen, und schickte den Befund nebst seinem Urtheil, dem Urtheil des Todes, an den kaiserlichen Hof nach Wien um Bestätigung. Diese erfolgte mit der Mäßigung, daß kein Verurtheilter lebendig geviertheilt werden sollte, und den 20. Juni 1621 wurden sämmtliche Verurtheilte aus ihren verschiedenen Gefängnissen in verschlossenen Wagen nach dem Altstädter-Rathhaus, und den folgenden Tag, (nachdem man vorher noch jedem besonders vor der in der Kanzlei versammelten Commission seine Vergehungen, und die über ihn verhängte Strafe abgelesen), wurden sieben und zwanzig zum Tode verurtheilt, unter welchen der erste der nach Sachsen geflüchtete, und daselbst ausgelieferte Joachim Andre Graf von Schlick war, einer nach dem andern, auf eine vor dem Rathhaus aufgerichtete, mit schwarzen Tüchern bedeckte Bühne geführt, und davon vierundzwanzig mit dem Schwert, drei aber bürgerlichen Standes durch den Strang hingerichtet. Die übrigen wurden theils zur ewigen Gefangenschaft, theils zu andern Leibesstrafen, alle aber zu Verlust ihrer sämmtlichen Güter (das Eingebrachte der Frauen ausgenommen) verurtheilt. Die Namen der Abwesenden, welche auf die geschehene Vorladung nicht erschienen, wurden an den Galgen geschlagen, und ihre Güter ebenfalls eingezogen. Man erstaunte um so mehr über diese unvermuthete und schreckliche Bestrafung, als Kaiser Ferdinand von einer ganz und gar nicht grausamen Gemüthsart (wie er dann das Urtheil nach langen Weigerungen mit zitternder Hand und thränenden Augen unterschrieben; auch die Zumuthung, daß er auf gleiche Weise in Schlesien und Mähren verfahren sollte, stets von sich gewiesen hat) und als nach der Niederlage und nach der Unterwerfung der Aufrührer in Böhmen die Ursache, wegen welcher der böhmische Krieg entstanden ist, weggefallen war. König Ferdinand war auch überdieß für die Kriegskosten durch die Einziehung so vieler Güter in Böhmen und Mähren, welche sich auf die Summe von vierzig Millionen erstreckt haben sollen, vollkommen entschädiget, und es dürfte ihm, auch wenn er schlechterdings die Fortsetzung eines Kriegs gewollt hätte, sehr schwer geworden seyn, eine vor der Welt zu rechtfertigende Veranlassung, vermöge deren der Friede nicht eintreten konnte, zu finden, wenn sich nur auch die Anhänger Friedrichs, oder dieser selbst dazu verstanden hätten, von der Kriegsbühne abzutreten.

§. VIII.

Der Churfürst Friedrich von der Rheinpfalz nämlich dachte an nichts weniger, als

an eine Aussöhnung mit dem Kaiser, welche, ohne Verletzung seines erhabenen Standes durch eine anständige Unterwerfung und durch die Vermittelung anderer Höfe mit aller Wahrscheinlichkeit zu erhalten gewesen seyn dürfte; er erklärte vielmehr noch während seines kümmerlichen Aufenthaltes zu Breslau, den Grafen Ernest von Mansfeld zu seinem obersten Feldherrn, und befahl ihm, so viele Truppen, als ihm möglich seyn würde, aufzubringen; er forderte die Fürsten und Stände der Union auf das nachdrücklichste auf, sich seiner, durch ihre Schuld, wie er hinzusetzte, verunglückten Sache, mit welcher die Sicherheit aller Protestanten verbunden wäre, anzunehmen, und den Ulmer-Vertrag für nichts zu achten; er schrieb an den Gabriel Bethlen, daß ihm nichts angelegener sey, als die abgefallenen Unterthanen mit Feuer und Schwert zu verfolgen, seine eigenen Unterthanen aber von der spanisch-österreichischen Tyrannei zu befreien u. s. w.; er habe zu diesem Ende bereits, mit Hülfe Englands, Dänemarks und Schwedens, auch des niedersächsischen Kreises, ein wohlgerüstetes Heer von zwanzig tausend Mann beisammen, mit welchem er binnen zwei Monaten nach Böhmen zu gehen, und zuerst dieses Land, sodann auch seine Pfalz, vom Mansfeld unterstützt, zu erobern gedächte u. s. w.; Bethlen sollte daher auch seiner Seits Anstalten machen, „damit Oesterreich, Steyer, Kärnthen verheert, Mähren verstört, und Schlesien, sammt andern incorporirten Landen, zu Grund in die Asche gelegt werde." Eine solche Sprache führten auch manche andere Männer, auf deren Verstand und bewährte Gesinnungen sich der unglückliche Friedrich verlassen zu können glaubte; wie dann unter andern auch der gelehrte Camerarius in seinem Gutachten sich äußerte, „daß die pragische Niederlage nicht darum von Gott zugelassen worden, um den Muth ganz sinken zu lassen; daß vielmehr die Sache Beständigkeit erfordere. Dänemark, Schweden, Holland, Bethlen, die deutschen Fürsten müßten nur den Kaiser mit vereinten Kräften angreifen; dann würde man nicht nur das Verlorne wieder erobern, sondern auch wohl aller Länder des Kaisers, ingleichen der Stifter, sich bemächtigen können, und wer wüßte, ob nicht alsdann auch an Ferdinands Statt zu einem andern, nicht katholischen Kaiser zu gelangen wäre."

Diese Gesinnungen und Absichten sowohl, als die Bewegungen der Gegner blieben dem kaiserlichen Hof nicht verborgen: und gleichwie sie so beschaffen waren, daß im Fall, da die deutschen und auswärtigen Fürsten zu gleicher Zeit und mit vereinten Kräften aufgetreten wären, die Sachen eine sehr gefährliche Wendung genommen haben müßten: so ergriff man an jenem Hof, wo ungleich mehr Wachsamkeit, Ernst und Thätigkeit, als bei seinen Feinden herrschte, wider alle Gefahren schleunige, und solche Maßregeln, von welchen man mit Zuversicht erwartete, daß sie den Muth der Gegner niederschlagen, und Vorfälle von entscheidenden Folgen nach sich ziehen würden. Man nahm zum Grundsatze an, daß man solche Feinde, wie man vor sich hätte, nicht besiegen, sondern entwaffnen, und auf alle Art unfähig machen müsse, Unruhen zu erneuern, wenn man vor ihnen eine gesicherte Ruhe haben wollte; man nahm ferner als eine gar keinem Zweifel unterworfene, und als eine durch die Erfahrung bestätigte Wahrheit an, daß sich in den österreichischen Ländern so lange keine Ruhe, Treue und aufrichtige Gesinnung gegen das höchste Oberhaupt und dessen Minister wieder einstellen würde, bis sämmtliche Unterthanen wieder Einer, der katholischen Religion nämlich, zugethan seyn würden. Diese Voraussetzungen waren es, welche die Grundsätze und Maßregeln des österreichischen Hofes bestimmten. Zu Folge dieser Voraussetzungen wurden so viele vornehme Böhmen, von welchen man nie wieder eine wahre Versöhnung erwartete, hingerichtet, und gleich darauf wurden erst in Prag (nachmals in ganz Böhmen) die nachdrücklichsten Anstalten zur allgemeinen Wiederherstellung der katholischen Religion getroffen, und um so thätiger damit fortgefahren, als selbst die nicht katholischen Prediger in Prag zur höchsten Unzeit die unbescheidensten Ausfälle wider die Katholischen, und zumal wider den kaiserlichen Hof auf öffentlichen Kanzeln vorbrachten, und durch solche (ein calvinischer Prediger in Prag z. B. erklärte wenige Tage nach dem Prager Blutgericht die Hingerichteten für Märtyrer, und ihre Richter für Nerone und Diokletiane, welche von Gott ihre Strafe zu erwarten hätten) die Katholischen auf eine im Grunde muthwillige Art zum Unmuth reizten, dann den kaiserlichen Hof zur Ergreifung schärferer Maßregeln gleichsam herausforderten. Die leicht vorherzusehenden Folgen trafen auch sogleich ein, indem, vermöge eines höchsten Befehls erst die calvinischen, dann die evangelisch-böhmischen,

und zuletzt auch die deutschen nicht katholischen Prediger und Schullehrer aus Prag verwiesen, und die Schulen, dann die Kanzeln der Universität mit katholischen Lehrern, größtentheils mit den feierlich zurückgeführten Jesuiten besetzt wurden.

Aber diese Vorfälle waren, insoferne sie eben das deutsche Reich nicht betrafen, noch bei weitem nicht die wichtigsten. Kaiser Ferdinand sprach den 22. Jänner 1621 über den Churfürsten Friedrich von der Rheinpfalz, den er nicht nur einen Landfriedenbrecher, sondern auch einen Majestätsverbrecher gegen den Kaiser nannte, ferner über den Fürsten Christian von Anhalt, über den Markgrafen Johann Georg, den ältern, Markgrafen von Brandenburg, welcher wegen des schlesischen Herzogthums Jägerndorf, das er besaß, ein böhmischer Lehenträger war, endlich über den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe, als Landfriedenbrecher, von seinem Throne aus die Reichsacht, und, indem er die Geächteten aller Würden und Länder für verlustig erklärte, trug er sämmtlichen Churfürsten, vor allen aber dem Herzog von Bayern gegen die Pfalz, den Bischof von Bamberg gegen Hohenlohe, dem Churfürsten von Sachsen gegen den Markgrafen Johann Georg, und gegen den Fürsten von Anhalt die ungesäumte Vollstreckung der Acht auf. Die Nachricht von dieser Achtserklärung erfüllte die Freunde des Churfürsten Friedrichs von der Pfalz, und alle dem Erzhause Oesterreich abgeneigte Fürsten und Höfe, indem sie sogleich ahndeten, welchen Gebrauch der Kaiser von seinem fürchterlichen Urtheil, falls er es durchsetzte, machen würde, mit Erstaunen und Unwillen, und von allen Seiten erschienen Widersprechungen und Erinnerungen, daß Kaiser Ferdinand nicht berechtigt sey, in einer Sache, welche allein den König von Böhmen beträfe, als Kaiser, da er in dieser Würde niemals beleidigt worden wäre, zu sprechen; und daß er auch als Kaiser, vermöge der von ihm feierlich beschwornen deutschen Reichsgesetze und der vor der Krönung ihm vorgelegten Kapitulationspunkte, keinen Reichsfürsten, ohne ihn vor ein Fürstengericht geladen und gehört, und ohne die Einwilligung der Fürsten dazu gesetzmäßig erhalten zu haben, verurtheilen könne. Allein der Kaiser, der auf solche Einwürfe vorbereitet, und dem es, so lange es ihm nicht an Macht gebrach, sein Urtheil in Vollzug zu setzen, an Antworten nicht gebrechen konnte, erwiderte unter andern, daß er die Acht wider öffentliche Friedensstörer in einer Sache, welche, weil sie jedermann bekannt wäre, nicht erst untersucht zu werden brauchte, verhängt, und daß er dazu die stillschweigende Einwilligung der 1620 zu Mühlhausen versammelten Churfürsten und Fürsten, auf deren Rath und Beistimmung er die Strafe der Acht voraus angedroht hätte, vor sich habe, u. dgl. und mit solchen Antworten fertigte er auch diejenigen ab, welche ihn versicherten, daß der Churfürst Friedrich nunmehr sich erklärt habe: „er wolle gern dem Kaiser zu unterthänigen Ehren sich bequemen, so viel seine Ehre und Gewissen litte, wollte auch demselben allen Gehorsam, Ehre und Respekt bezeugen, wie es den Reichskonstitutionen gemäß sey." Der staatskluge Ferdinand glaubte bei der großen Anzahl der deutschen Fürsten und auswärtigen Höfe, welche sich für den geächteten Churfürsten verwendeten, theils auf die zaghafte Unentschlossenheit einiger derselben, und vorzüglich auf ihren Mangel an baarem Geld, so wie nicht minder auf die eigenen Beschäftigungen derselben in ihren Ländern, theils auf seine beredten Vorstellungen, mit denen er sie hinhalten zu können hoffte, und endlich auf das Glück seiner Heere, welche von geschickten und tapfern Männern angeführt wurden, sich verlassen zu können. Wir wollen auch sogleich sehen, was dann die dem Churfürsten Friedrich geneigten Herren für ihn gethan haben.

Gabriel Bethlen, dessen Friedensvorschläge König Ferdinand nach der für ihn glücklich ausgefallenen Pragerschlacht nicht weiter gehört, dessen Wahl zum König, und dessen sämmtliche als König vorgenommene Handlungen er für ungültig erklärt hatte, bewegte Himmel und Erde, um dem Kaiser Feinde zu machen; er forderte den Türken, forderte, wie man wissen wollte, sogar den Tartar-Chan auf, sich mit ihm zu vereinigen, machte den Mähren und Schlesiern die heftigsten Vorwürfe darüber, daß sie ihren König Friedrich verlassen hätten, mit den entsetzlichsten Drohungen, sie ihrer Treulosigkeit wegen schrecklich zu züchtigen, und ließ wirklich bereits nach Mähren Streifereien vornehmen, welche nach seiner Art nicht bloß in Plünderungen, sondern in Verheerungen bestanden. Diesen wurde aber zum Glück der Einwohner bald ein Ende gemacht, als der kaiserliche General Bucquoi eben durch Mähren mit einem beträchtlichen Heere nach Ungarn rückte, wo sich sogleich viele ungarische Mag-

naten für ihn erklärten. Bucquoi eroberte in kurzer Zeit Preßburg, bekam mehrere Oerter, theils durch ein freiwilliges Entgegenkommen der Einwohner, theils durch gebrauchten Ernst, in seine Gewalt, und war vor die Festung Neuheusel gerückt, wo es vollends zu einer entscheidenden Schlacht kommen sollte. Bethlen kam mit einer Armee von dreißig tausend Mann heran, die Stadt zu entsetzen, und der Vortrab, welchen der alte Graf Heinrich Mathäus Thurn, der sich zu Breslau vom Churfürsten Friedrich beurlaubet, und zum Gabriel Bethlen geflüchtet hatte, anführte, war bereits in der Nähe, und das kaiserliche Heer erwartete mit muthiger Zuversicht einen guten Ausgang, als ein unvermuthetes Unglück ihres Feldherrn auch das gesammte Heer mit sich fortriß. Bucquoi war nämlich mit einer kleinen Bedeckung ausgeritten, die Stadt und den heranrückenden Feind zu beobachten, wurde von einigen feindlichen Reitern entdeckt, und mit sechszehn Wunden getödtet den 10. Juli 1621. Thurn benutzte die erste Bestürzung der kaiserlichen Armee, und schlug sie zurück. Bethlen fiel mit seinem Heere, zu welchem noch überdieß der geächtete Herzog von Jägerndorf mit acht tausend Mann aus Schlesien stieß, in Oesterreich und Mähren ein, eroberte einige Ortschaften, wurde aber durch das wüthende Betragen seiner Truppen bald wieder außer Stand gesetzt, dieselben zu erhalten; und da er auch bald wieder von den Kaiserlichen, welche sich von der ersten Unordnung gesammelt hatten, zurück nach Ungarn, so wie der Herzog von Jägerndorf nach Schlesien gedrängt worden, sprach er sogleich wieder vom Frieden, welchen er auch zu Ende des Jahres 1621 zu Niklasburg an der ungarischen Grenze dahin unterzeichnete, daß er gegen die Stadt Kaschau, und einige Besitzungen in Ungarn, dann gegen die schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor, ferner einer jährliche Summe Geldes, und dem Titel eines Fürsten des Reichs, der Krone und dem Königstitel von Ungarn entsagte, wozu der Kaiser noch ferner eine Generalamnestie und die Bestätigung der Religionsfreiheit bewilligte; worauf Bethlen bis auf weiteres von der Kriegsschaubühne abtrat.

Ganz anders verhielt sich Graf Ernest von Mansfeld in Böhmen, welcher während des Zuges der ligistischen Völker nach Prag in die böhmische Stadt Pilsen sich zurückgezogen, und mit seinen Truppen diese Stadt, so wie die Städte Tabor, Ellbogen u. a., dann einige Schlösser besetzt, und nach der Schlacht bei Prag (da die ligistischen und kaiserlichen Völker größtentheils abgeführt, oder was bei der kaiserlichen Armee mit den Kosaken und Polen geschah, vollends abgedankt wurden) freiere Hände, und mit der ihm vom Churfürsten Friedrich neuerdings übertragenen Oberfeldherrnstelle einen neuen Eifer, seine ganz für den Krieg gemachten Talente zu zeigen, bekommen hatte. Er streifte weit und breit in Böhmen herum, bedrohte selbst Prag, plünderte und verwüstete die Güter derjenigen Herren, welche dem Kaiser getreu geblieben, oder zur Treue zurück gekehrt waren, und that so vielen Schaden, daß der Kaiser, nachdem er ihn in die Reichsacht erklärt, eine Belohnung von siebenzig tausend Thalern demjenigen, der ihn todt, und eine noch weit beträchtlichere Summe dem, welcher ihn lebendig liefern würde, versprach, und neuerdings sich um den Beistand der Liga und des Churfürsten von Sachsen bewarb. Jene beschloß auf einem zu Augsburg im Hornung und März 1621 gehaltenen Bundestage, daß wieder ein Korps von zwölf tausend Mann zu Fuß und drei tausend zu Pferd dem Herzog von Bayern gestellt werden sollte, und dieser schickte auch sogleich von Bayern aus einige tausend Mann nach Böhmen, welche Tilly, der, sobald es die Jahreszeit erlaubte, im offenen Felde erschien, an sich zog, verschiedene Oerter eroberte, und dann den Mansfeld aufsuchte, welchen er bei Roßhaupt in einem verschanzten Lager antraf. Da indeß die Sachsen Eger besetzt, und die Bayern dem Mansfeld in verschiedenen kleinern Gefechten gezeigt hatten, daß eine entscheidende Schlacht gar nicht zu seinem Vortheile ausfallen dürfte: so ließ er durch den Grafen von Solms, oberpfälzischen Statthalter, Unterhandlungen einleiten, während welcher er sich nach der Oberpfalz begab, theils um daselbst neue Truppen zu erpressen, theils um diejenigen, welche (wie wir gleich hören werden) von der Union entlassen worden waren, an sich zu ziehen, wie es ihm dann auch gelang, bei dreizehn tausend Mann zu Fuß und sieben tausend zu Pferd zusammen zu bringen. Da aber indeß die Besatzung von Pilsen gegen Bezahlung des rückständigen Soldes an die Bayern sich ergeben, auch der Herzog Maximilian selbst mit einem starken Korps der oberpfälzischen Grenze sich genähert, und das Land aufgefordert, auch bereits Cham und

Amberg in Besitz genommen hatte, verschwand Mansfeld ganz unvermuthet, nachdem er seinen Truppen den Befehl ertheilt hatte, ihm so eilig als möglich nach der Unterpfalz zu folgen; worauf sich die ganze Oberpfalz an Maximilian von Bayern ergab, welchem Beispiel in Böhmen zuletzt auch Tabor und einige andere Ortschaften, welche sich lange nicht ergeben wollten, folgten; so daß nunmehr für den Friedrich von der Rheinpfalz nicht nur ganz Böhmen, sondern auch die Oberpfalz, sein Stammland, verloren war.

Gleichwohl war es noch lange nicht dahin gekommen, daß für Friedrich auch alle Hoffnung, das Entrissene wieder zu erlangen, verloren gewesen seyn sollte, und schon der unter dem Namen der Union vereinigte Fürsten- und Städte-Bund wäre, bei einem beherzten Muth, und bei einer eng zusammen gehaltenen Thätigkeit allein im Stande gewesen, der gesunkenen Sache eine bessere Wendung zu geben; auch sprach von der Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Hülfe niemand eifriger, als selbst die Fürsten jener Union, indem sie unaufhörlich von Absichten des Kaisers Ferdinand sie sämmtlich zu unterdrücken, sie aus dem theuer erworbenen Besitz ihrer religiösen und politischen Freiheit zu drängen, und eine Universalmonarchie in Deutschland zu gründen, sprachen. Eine gleiche Sprache führten auch bereits die Fürsten des niedersächsischen Kreises; und da für sie damals, wenn gleich keine Veranlassungen einer gegründeten Furcht, dennoch die Gegenstände einer solchen Furcht (nämlich die vielen, seit dem Religionsfrieden von ihnen eingezogenen, und unter protestantische Prinzen vertheilten Erzstifter und Stifter) vorhanden waren: so hätte man allerdings erwarten sollen, daß sie den Entschluß fassen würden, sich eine unumstößliche, nicht bloß auf Worte, sondern auf überzeugenden Thatsachen begründete Sicherheit dessen, was sie von dem Kaiser auf alle Fälle zu erwarten haben dürften, zu verschaffen, und wenn ihre Unterjochung und ihr Fall, worüber sie so gewaltig lärmten, beschlossen gewesen seyn sollte, wenigstens mit dem Schwert in der Hand und mit Ehre zu fallen.

Als der, vom Erzherzog Albert, mit einem (fünf und zwanzig tausend Mann starken) Heer niederländischer Truppen versehene, spanische General, Ambrosio Spinola im August 1620 nach der Rheinpfalz rückte, um den Churfürsten Friedrich zu eben der Zeit, da ihn der Herzog Maximilian von Bayern in Böhmen als König von Böhmen angreifen würde, auch in seinem churfürstlichen Stammland anzufallen, hatte die Union, vermöge eines in Ulm geschlossenen Vertrages von Friedrich, in so fern er als König von Böhmen in diesem Königreich sollte angegriffen werden, sich losgesagt; aber es blieb der Union nicht nur freigestellt, es blieb vermöge ihres Bündnisses ihre Pflicht, ihm, falls er als deutscher Reichsfürst etwas Nachtheiliges zu erfahren haben sollte, mit vereinigten Kräften beizustehen. Sie entzog sich auch dieser Pflicht um so weniger, als sie sich stets mit dem Verdacht nährte, daß die Absichten des Kaisers und Spaniens nicht bloß auf die Unterwerfung Friedrichs, sondern auf die Unterdrückung aller Protestanten gerichtet sey, und in solcher Hinsicht rückte auch der General der Union, Markgraf Joachim Ernest von Brandenburg, mit seiner bei Ulm gelagerten Armee durch das Herzogthum Würtemberg nach dem Rhein, dem Spinola, der indeß in einem vorausgeschickten Manifest versichert hatte, daß seine Ankunft allein wider den Churfürsten von der Pfalz, und sonst wider niemanden abziele, entgegen, und es schien, daß die Armee kaum den Tag erwarten könne, an welchem sie die Gelegenheit bekommen würde, den Spinola anzufallen. Selbst der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, wiewohl er, gemäß seines eigenen Geständnisses, vom Kriegswesen keine Kenntniß besaß, begnügte sich nicht damit, bereits seine Brüder, die Herzoge Ludwig, Friedrich und Julius Friedrich bei der unirten Armee zu wissen, sondern ergriff selbst, wider die dringendsten Vorstellungen seiner Stände, als Reichsfähnrich die Reichssturmfahne, und eilte in Person zur Armee, welche sich erst bei Oppenheim in der Rheinpfalz, und dann in der Gegend von Frankfurt, (weil man fürchtete, Spinola möchte sich dieser Stadt bemächtigen,) versammelt, und als dieser sich plötzlich nach der Pfalz entfernte, wieder in das vorige Lager bei Oppenheim zurück gezogen hatte. Allein Spinola, der schon durch seine vortrefflichen, von langer Uebung und Erfahrung unterstützten Kenntnisse im Kriegswesen, seinen Gegnern überlegen war, wußte diese Armee bald neuerdings von Oppenheim wegzulocken, kam aber, da dieß kaum geschehen war, plötzlich wieder mit einem Korps

von zwölf tausend Mann zurück, eroberte diese Stadt, welche gegen die Versicherung ihrer Religions- und bürgerlichen Freiheiten dem Kaiser huldigte, und brachte noch andere Plätze in seine Gewalt, worüber sich die Anführer der unirten Armee, welche indeß nicht das Geringste von Bedeutung vorgenommen hatte, unter andern damit entschuldigten, daß sie sagten, sie hätten erst sehen wollen, ob Spinola die Rheinpfalz auch wirklich feindlich angreifen würde; aber auch jetzt, nachdem sie gesehen und erfahren hatten, daß es diesem thätigen General mit der Eroberung der Pfalz wirklicher Ernst sey, thaten sie nichts; ja als der Markgraf von Brandenburg auf den 2. Sept. 1620 einen Bundestag nach Worms ausgeschrieben hatte, riethen sogar einige Mitglieder, die Armee aus einander gehen zu lassen, und selbst die Häupter der Union ließen sich unter der Vermittelung des dem Kaiser ganz ergebenen Landgrafen Ludwig von Hessen-darmstadt, sowohl mit dem Spinola, als mit dem Kaiser in Unterhandlungen ein, bei welchen es das Ansehen gewann, daß sie weder Muth genug besaßen, auf ihrem Bündniß beharrlich zu bestehen, noch Entschlossenheit genug, dasselbe zu trennen; so daß jetzt selbst nur noch diese ihre seltsame Verlegenheit ihrem Zusammenhang noch einige Fortdauer verschaffte. Als nun aber vollends die Nachricht von der bei Prag unglücklich ausgefallenen Schlacht ankam, und als Spinola wiederholt erklärte, daß, gleichwie er keinem Reichsfürsten, der ihn in seinen Unternehmungen in der Rheinpfalz unangefochten ließe, das geringste Leid zuzufügen gesinnt wäre, er entgegen diejenigen, welche ihm einige Hindernisse verursachen würden, für Bundesgenossen Friedrichs von der Pfalz ansehen, und als solche behandeln müßte; als auch selbst der Kaiser die nämliche Sprache führte: wurden die meisten der unirten Herren sogleich andern Sinnes; sie achteten weder auf die dringendsten Vorstellungen einiger ihrer Mitglieder, weder auf die Unterstützungen des Königs Jakob von England, der ihnen im October 1620 hundert tausend Thaler, und zu Ende dieses Jahres zwei tausend vierhundert Mann unter der Anführung eines bewährten Kriegsmannes, des tapfern Horaz von Veer, zugeschickt, noch auf die Hülfe der Generalstaaten, welche unter der Leitung des Grafen Heinrich Friedrich von Nassau (Bruder des Statthalters, Prinzen Moriz) eine ebenfalls nicht unbeträchtliche Mannschaft herbeigeschafft hatten, sondern zauderten so lange etwas zu beschließen, daß die Truppen der Generalstaaten sogleich beim einbrechenden Winter aus Verdruß, zu nichts benutzt worden zu seyn, mit einer stürmischen Eilfertigkeit (wegen welcher das Sprichwort: „er geht durch, wie ein Holländer," entstanden seyn soll) nach Hause kehrten. Die verbündeten Reichsstädte, welchen einige Zeit darauf auch der kluge Landgraf Moriz von Hessenkassel folgte, und seine Truppen von der Unionsarmee abrief, zogen sich zuerst zurück, und die übrigen Fürsten, welche wieder verschiedene Unionstage zu Worms, zu Heilbronn u. a. hielten, berathschlagten sich gleichsam nur darüber, wie sie dem Beispiel der Städte mit einigem Schein von Wohlstand folgen könnten. Der Herzog von Würtemberg zumal, Johann Friedrich, zeigte sein inständiges Verlangen, aus dem verschlimmerten Handel und aus der Angst vor einem Einfall des Spinola in seine Lande, gezogen zu werden, und auch die übrigen Fürsten, welche nach der über den Churfürsten Friedrich und seine Anhänger verhängten Reichsacht das nämliche Schicksal fürchteten, brachten an verschiedenen Orten theils Entschuldigungen, warum sie eine Union fortsetzten, theils Bedingnisse, unter welchen sie dieselbe sogleich zu trennen gedächten, vor. Da aber der Kaiser und dessen Freunde unabänderlich darauf beharrten, daß, wenn eine Aussöhnung mit den unirten Fürsten geschehen sollte, vor allen Dingen die Waffen niedergelegt, und die Unionstruppen entlassen werden müßten; so suchten die Häupter der Union in einer zu Weinheim bei Heidelberg im Anfang des März 1621 gehaltenen Zusammenkunft wenigstens einen Waffenstillstand auf einige Wochen, während deren sie die Ankunft einiger Hülfstruppen von Dänemark und dem niedersächsischen Kreise hofften, zu bewirken. Da die Bedingnisse, unter welchen sie den Stillstand wünschten, dem Spinola nicht gefielen (wiewohl sie so beschaffen waren, daß um ihre Bestätigung zu gleicher Zeit eine Abordnung nach Wien gemacht wurde): so stellten sie es diesem spanischen General, (gemäß der Vorstellungen ihrer Vermittler, des Churfürsten Johann von Mainz und des Landgrafen Moriz von Hessenkassel) sogar wie unbedingt anheim, welche Verträge derselbe sich gefallen lassen wollte, und zu Folge einer solchen Nachgiebigkeit wurde auch endlich zwischen dem Markgrafen von Brandenburg-Anspach Joa-

chim Ernest, und dem Herzog Johann Friedrich von Würtemberg, dann andrer Seits dem Spinola in einer, im April zu Mainz gehaltenen Versammlung eine Uebereinkunft geschlossen: „daß alle Feindseligkeiten aufhören, die Unirten dem Churfürsten Friedrich von der Pfalz weder mittel= noch unmittelbarer Weise mit Geld, Volk, oder Rath beistehen, keine neue Union zu dessen Gunsten, oder dem Kaiser zum Nachtheil errichten, ihre auf den Beinen habende Völker abdanken, und dem Kaiser getreu und gehorsam seyn sollten." Diese Uebereinkunft wurde auf alle an dem Ulmer=Vertrag theilhabende Stände, nur nicht auf die jülichschen Lande ausgedehnt. Auch den Churfürsten von der Pfalz ging dieser Vertrag nichts an; und soviel ihn betraf, so „hat Spinola, auf Ersuchen von England sich anheischig gemacht, in der ihm aufgetragenen Execution nicht weiter zu gehen, bis der Termin (4/14 Mai) verlaufen, jedoch also, daß die Unirten einen gleichen Stillstand von Beleidigungen von Seite der pfälzischen Truppen gegen den Spinola sowohl, als andere getreue Fürsten, bewirkten; wie dann auch von beiden Seiten alle Streifereien auf das schärfste verboten seyn sollten. Der Spinola aber sollte für des Kaisers und des Erzherzogs Albrechts Genehmigung dieses alles besorgt seyn." Bald darauf schrieb der Herzog von Würtemberg einen Unionstag auf den 24. April 1621 nach Heilbronn aus, und er selbst und der Markgraf von Brandenburg=Anspach, Joachim Ernest, fanden sich in Person dabei ein, und hier wurde nicht mehr über die Frage, ob man die Unionstruppen entlassen sollte, was schon beschlossen war, sondern über die Möglichkeit, (die Herren waren nämlich eine Million Sold ausständig geblieben) wie man sie entlassen könnte, berathschlagt. Der Herzog von Würtemberg übernahm, als schwäbischer Kreisoberster zwei tausend Mann zu Fuß, und neunhundert zu Pferd; und damit man übrigens reicher würde, als man war: so wurde mittels einer Münzordnung der Werth des Geldes erhöhet. Sonst machten sich die Herren wechselweise einander häßliche Vorwürfe, und gingen so aus einander. Die im Jahre 1608 entstandene Union, welche unter den Kaisern Rudolph II. und Mathias mit so vielem Nachdruck auftrat, war aufgehoben. Der Churfürst Friedrich von der Pfalz, der sich bitterlich über sie beklagte, war von ihr gleichwohl seinem Schicksal überlassen. Die obenerwähnte nach Wien gemachte Abordnung erhielt daselbst einen Bescheid voll vornehmer Kälte und Zuversicht, und statt ihr in Rücksicht des Churfürsten von der Pfalz eine beruhigende Antwort zu geben, sagte man ihr nicht nur geradezu, daß man demselben keine Gnade angedeihen lassen könne, indem er vorerst sich ganz unterwerfen, und um Gnade bitten, und dann auch die dem Kaiser verursachten ungeheuren Kriegskosten (die kaiserlichen Minister wußten eine Rechnung von hundert Millionen heraus zu bringen) erstatten müßte, sondern man muthete vielmehr den unirten Fürsten zu, und machte es ihnen zur Pflicht, den Vollzug der kaiserlichen Acht mit vereinten Kräften beschleunigen zu helfen.

Die Hülfe, welche sich Churfürst Friedrich von andern Reichsfürsten und von fremden Mächten versprochen hatte, blieb, in so fern wenigstens ihre Thätigkeit nicht im rechten Zeitpunkt und nicht vereinigt handelte, ebenfalls so viel als unthätig. Es fehlte zwar keineswegs an raschen Vorsätzen und geneigtem Willen, aber desto mehr an derjenigen Art planvoller Begeisterung, welche mit entschlossenem Eifer handelt. Da die Fürsten des niedersächsischen Kreises von der Furcht befallen wurden, daß bei dem unaufhaltsam fortschreitenden Glück der kaiserlichen Waffen ihre ständische Verfassung, und vor allen Dingen ihre Religionsfreiheit in Gefahr gerathen könnte; so benutzte der König Christian IV. von Dänemark diese Stimmung, und lud als Herzog von Holstein auf den Monat Hornung 1621 sämmtliche niedersächsische Stände, und andere Fürsten zu einer Versammlung nach Segeberg ein. Hier erschienen dann auch (außer engländischen, schwedischen, holländischen, brandenburgischen, hessischen und pommerischen Gesandten) einige der ansehnlichsten evangelischen Fürsten, nämlich Herzog Christian von Lüneburg, Kreisoberster in Niedersachsen, und Bischof von Münden, Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, Herzog August von Lauenburg, und Herzog Johann Casimir von Weimar, ja selbst der Churfürst Friedrich von der Pfalz in Person. Man beschloß einmüthig, zum Schutz des niedersächsischen Kreises und zur Unterstützung der Union in Oberdeutschland eine Armee von zwanzig tausend Mann Fußvolk, und von sechs tausend Reitern aufzurichten, und der König Christian warb noch weiter für sich besonders vier tausend Mann zu Fuß, und tausend zu Pferd. Man suchte mit England und

Holland Bündnisse einzuleiten, und beschloß zuletzt, daß der König eine Gesandtschaft an den Kaiser abordnen, und ihm nachdrückliche Vorstellungen wegen Herstellung des Friedens und wegen der Wiedereinsetzung des Churfürsten von der Pfalz machen sollte. Diese Gesandtschaft that auch wirklich alles, was geschickte Männer in ihrem Fall thun konnten, ohne auf ihre wiederholten Vorträge eine andere Antwort zu erhalten, als diese: „daß der Kaiser den Friedrich von der Pfalz mit allem Fug Rechtens geächtet, daß, so lange der Geächtete sich nicht unterwerfen und mit allen seinen Anhängern die Waffen niederlegen würde, der Kaiser alle Ursache habe, den Krieg wider seine erbitterten Feinde fortzusetzen, und daß er sich zu dem verständigen König Christian zuversichtlichst versehe, derselbe werde sich nicht zu des Kaisers Feinden gesellen, sondern vielmehr das gute Benehmen der niedersächsischen Kreisstände nachahmen, welche unlängst eine Versammlung zu Lüneburg gehalten, und seinem dahin abgeordneten Gesandten, nachdem ihnen dieser die gerechten Absichten des Kaisers erklärt hatte, versichert hätten, daß sie ruhig und ihm getreu bleiben, auch das Geringste nicht zu seinem Nachtheil unternehmen wollten. Dieser Erfolg, und die Erfahrung, daß weder Holland, noch England einen Ernst bezeigten, (Holland hatte nach dem in diesem Jahre 1621 eingetretenen Verfluß eines zwölfjährigen Waffenstillstandes mit den Spaniern selbst einen neuen Krieg, und der König von England sah auf seinen eigenen Vortheil) flößte dem König von Dänemark für dießmal die Meinung ein, daß für den Churfürsten von der Pfalz nichts übrig sey, als sich gleichwohl zu vergleichen; er dankte auch sogleich den größten Theil seiner Truppen ab, was auch das Haus Braunschweig-Lüneburg that.

So war die Hülfe beschaffen, welche vom Bethlen, von der Union, vom König von Dänemark und von den niedersächsischen Fürsten zwar versprochen, aber nicht ausgeführt wurde. Auch hatte sich Spinola noch vor dem Ablauf des Jahres 1620 fast der ganzen Rheinpfalz (Lautern, Mannheim, Heidelberg und Frankenthal ausgenommen) bemächtigt.

§. IX.

Aber bei allem dem war in der Rheinpfalz die Sache des Churfürsten Friedrich noch lange nicht verloren; denn außer dem Mansfeld standen jetzt für ihn zwei neue Vertheidiger auf: nämlich der Markgraf von Baden-Durlach, Georg Friedrich, ein ehemaliges Mitglied der Union, und Christian Prinz von Braunschweig, und Besitzer des Bisthums Halberstadt; zwei rüstige Streiter, entschlossen, alles zu gewinnen, oder alles zu verlieren. Der Letztere, ein Herr von einundzwanzig Jahren, besaß nicht einmal ein ihm eigenthümliches Land, aber einen fürchterlichen Unternehmungsgeist mit einer rasenden Kühnheit verbunden; er hatte nicht die geringste persönliche Ursache, sich des Churfürsten von der Pfalz anzunehmen, sondern nahm sich, wie er sagte, der deutschen Freiheit an, welche nach seiner Meinung mit dem Untergange jenes Churfürsten untergehen müßte; und er folgte allein dem Zuge einer romantischen Neigung, welche durch die Gemahlin des Churfürsten vollends unheilbar wurde; er sah diese schöne Unglückliche auf ihrer Flucht, und sah sie weinen. Das drang ihm dergestalt durch die Seele, daß er einen ihrer Handschuhe, den sie eben hatte fallen lassen, ergriff, ihn auf seinen Hut steckte, und schwor, ihn nicht eher wieder abzulegen, bis er ihrem Gemahl zu seinen Ländern und Würden verholfen haben würde. Sein ganzer Reichthum bestand, als er sich aus dem Dienste des Statthalters der Generalstaaten, wo er eine Compagnie Reiter kommandirte, nach Westphalen begab, um dort einen Lauf- und Werbplatz zu eröffnen, in zehn Thalern; allein er raubte, und ließ alle Freunden und Feinden angehörige Länder, welche er durchzog, berauben, und so erhielt er sich und seine Armeen, welche er während seines vierjährigen Lärmens auf der Kriegsschaubühne öfters zu zwanzig tausend Mann, und noch stärker, oft selbst nach den empfindlichsten Niederlagen, zusammen brachte: gerade, wie sein gleich wilder Spießgesell und Abenteurer Graf von Mansfeld, welcher seine Heere, denen er einen ordentlichen Sold zu geben außer Stande war, ebenfalls bloß durch die Beraubung der Länder, welche das Unglück hatten, mit seinem Durchzug heimgesucht zu werden, unterhielt, und ohne das Wohl eines Fürsten oder seines Vaterlandes zu seinem Zweck zu haben, keinen andern Zweck zu haben schien, als mit zügellosen Rotten zu rauben. Diese drei militärischen Helden mit ihren gräßlichen Heeren waren allerdings im Stande, der spanischen und ligistischen Armee die künftigen Siege streitig zu machen.

Als Graf von Mansfeld im Herbst des Jahres 1621 in der Unterpfalz anlangte, stand das spanische Heer, welches jetzt (statt des nach den Niederlanden abgerufenen Spinola) der spanische General Don Ferdinand Consalvo von Cordova anführte, vor der Stadt Frankenthal. Die Einwohner, welche, ungeachtet ihrer tapfern Gegenwehr, nichts Erfreuliches voraussahen, zahlten dem Mansfeld eine große Summe Geldes, daß er sich ihrer annähme. Mansfeld zog den braven Kriegsmann Obentraut mit pfälzischen, dann den Horaz Veer mit englischen Hilfsvölkern an sich, und rückte auf Frankenthal zu. Der spanische Cordova, der mit seiner Mannschaft keine Hauptschlacht wagen wollte, entfernte sich nach den Gegenden um Kreuznach und Oppenheim in die Winterquartiere, und Mansfeld, statt ihm nachzurücken und ihn zu einer Schlacht zu zwingen, zog lieber auf Unternehmungen aus, welche ihm zwar wenig Ehre, und dem Herrn, in dessen Namen er auftrat, wenig Nutzen, aber ihm desto mehr Geld eintrugen. Er beraubte erst das speierische Bisthum (von den Feinden, den katholischen Geistlichen nämlich erpreßte er unerhörte Brandschatzungen, die Freunde aber lud er eben so unnachsichtlich ein, Ritterzehrungen zu erlegen) und rückte dann ins Elsaßische, um den Erzherzog und Bischof Leopold, vielmehr die Bewohner von Elsaß ebenfalls auszurauben; wie er denn in kurzer Zeit Landau und Weissenburg, sodann Hagenau eroberte, und seinem Volke die üppigsten Winterquartiere verschaffte, und deßwegen zwar allenthalben gehaßt, aber eben so sehr gefürchtet, von seinen Anhängern aber noch obendrein als ein politischer Kopf, der den Freunden der Liga recht empfindlich zu Leibe ging, hoch gepriesen wurde.

Indeß war der bayerische General Tilly mit einem wohlgerüsteten Heere in der Rheinpfalz angelangt, ohne jedoch beim Eintritt des Winters etwas besonders Wichtiges vorzunehmen. Auch Mansfeld, nachdem er den Grafen von Löwenstein zu Landau und auch in andern Ortschaften mit Besatzungen zurück gelassen, war nach den rheinpfälzischen Landen zurück gekehrt, und alle Theile setzten sich nicht nur in Bereitschaft, um im folgenden Jahre 1622 mit allem möglichen Nachdruck auftreten zu können, sondern erhielten ihre Truppen durch kleine Streifereien in einer beständigen Thätigkeit. Der ganze Krieg schien entscheidend zu werden, und dabei gewann es das Ansehen, als wenn das Glück einmal auch die rheinpfälzische Sache begünstigen wollte. Der Churfürst Friedrich nämlich war den 12. April 1622 höchst unvermuthet zu Germersheim bei seinem Oberfeldherrn Mansfeld angekommen, und in der vollen Begeisterung, mit welcher seine Gegenwart alle für ihn streitende Truppen befeuerte, rückte er mit der ganzen mansfeldischen Armee über den Rhein, und eilte nach Wisloch, um den Tilly in seinen Standquartieren daselbst zu überfallen. Seine Vortruppen setzten das Dorf Mingolzheim im Speierischen, wo sie zuerst bayerische Völker antrafen, in Brand, und überfielen einige herbeieilende Korps der Bayern, welche der Rauch verhindert hatte, die Stellung ihrer Gegner zu erkennen. Vierhundert Mann derselben blieben auf dem Platze, und hundert wurden verwundet. Auch zwei Fahnen und zwei Standarten nebst vier Feldstücken gingen verloren *). Unmittelbar darauf wurde auch die Festung Ladenburg, worin der spanische General Adolph von Einoten sich lange gehalten hatte, erobert. Die Freude des pfälzischen Heeres über diese Siege war unbeschreiblich, und der Stolz der Heerführer, welche daran einigen Theil genommen hatten, so groß, und die Begierde nach neuen Siegen so unbändig und zufahrend, daß (wie man dafür hielt) die Eifersucht den Markgrafen von Badendurlach Georg Friedrich sogar auf den Einfall brachte, sich von dem pfälzischen Churfürsten und dem Mansfeld zu trennen, um sich selbst einen Ruhm, den er nicht erst mit einem andern würde theilen müssen, zu erkämpfen, sondern vielmehr eigene Lorber zu sammeln; er bezog mit seiner Armee, welche dem Heer des Tilly an Mannschaft allerdings gewachsen, und an der Artillerie wohl noch überlegen war, zwischen Heilbronn und Wimpfen ein gut gewähltes Lager, das er mit einer zahlreichen Wagenburg umgab. Tilly, nachdem er in größter Eile den Don Cordova an sich gezogen hatte, griff ihn den 6. Mai 1622 am frühesten Morgen an, und brachte ihm nach einem höchst hartnäckigen Kampfe, der einen ganzen Tag oft mit abwechselndem Glücke fortgedauert hatte, eine gänzliche Niederlage bei. Das ganze Lager, alles Geschütz, die Wagenburg, das Proviant, die ganze Kriegs-

*) Adlzreiter.

kasse blieben den Siegern. Der größte Theil des badischen Heeres, und unter diesen der Prinz von Würtemberg, Magnus, dann der Pfalzgraf von Birkenfeld, Christian, waren umgekommen, und selbst der Markgraf war bereits gefangen, als der Bürgermeister von (der badenburlachischen Stadt) Pforzheim, Berthold Deimling, mit drei hundert gewählten jungen Leuten herbeieilte, seinen Landesfürsten zu befreien. Die jungen Leute wurden sämmtlich niedergehauen; aber ihr Markgraf wurde gerettet, und kam ganz entkräftet zu Stuttgart beim Herzog von Würtemberg, Johann Friedrich, an, welcher (wiewohl er, wenn er an der auf würtembergischen Grund und Boden gehaltenen Schlacht nur einigen Antheil hätte nehmen wollen, den Tilly, wie dieser nachher selbst gestand, hätte aufreiben können) seinem, in dem mainzischen Vertrage dem Kaiser gegebenen Worte, in die rheinpfälzische Sache sich ferner nicht mengen zu wollen, getreu geblieben war.

Bald darauf traf den Prinzen Christian von Braunschweig die Reihe. Als dieser wild aufstürmende Jüngling unter lauter Rauben, Brennen und Morden seines von der Beute lebenden Heeres aus Westphalen nach Hessen heranzog, widersetzten sich seiner Raserei alle benachbarten Fürsten, und selbst sein eigener Bruder, der regierende Herzog Friedrich Ulrich zu Wolfenbüttel, nachdem er mit den brüderlichsten Vorstellungen und Ermahnungen zur Ruhe nichts ausrichten konnte, half mit vereinigten Kräften die herumschwärmenden Räuberhorden aufreiben und aus dem Eichsfeld zurückdrängen. Allein Christian zog sich mit seinem übel zugerichteten Heere, welches durch den Zulauf liederlicher, oder ganz zu Grund gerichteter Leute bald wieder verstärkt wurde, über Corvey an der Weser nach dem (im oberrheinischen Kreise gelegenen, dem Churfürsten von Mainz angehörigen wohlhabenden) Städtchen Amöneburg an der Ohm in Oberhessen, brachte dieses Städtchen mit dem festen Schloß durch einen Betrug (er gab nämlich vor, nur Proviant kaufen zu wollen, und überrumpelte die freundschaftlich geöffneten Thore) in seine Gewalt, und lagerte sich darauf im Puseckerthal, wo er sich mit seiner Wagenburg verschanzte. Als er hier von dem bayerischen General, Freiherrn Johann Jakob Anholt, welcher mit einem, durch Mainzer und Darmstädter unterwegs verstärkten bayerischen Korps herbeigeeilt war, mit einem Verlust von einigen hundert Mann vertrieben wurde, plünderte er Amöneburg, verbrannte die umliegenden Dorfschaften, überzog Westphalen, und brandschatzte die Städte Lippstadt und Soest, und überströmte zuletzt die beiden Stifter Münster und Paderborn, wo er sich, wie in allen katholischen Stiftern, so ganz in seiner Heimat befand. Hier fand und raubte er aus den Kirchen einen unermeßlichen Schatz an Gold und Silber, aus welchem letzteren er zum ewigen Andenken seines Heldenwerks die bekannten Thaler mit der Umschrift „Gottes Freund, der Pfaffen Feind" prägen ließ. Nachdem er sich hier recht nach seiner Art ergötzt, die Unterthanen weit und breit ins Elend gestürzt, und wieder eine über zwanzig tausend Mann starke Armee gesammelt hatte, machte er sich auf, mit dem Vorhaben, auch die katholischen Stifter am Rhein, als deren Fürsten Mitglieder der Liga waren, zu besuchen. Er setzte bei der Stadt Höxter über die Weser, brandschatzte unterwegs die Abtei Fulda, mißhandelte im Fortziehen alles, was ihm in den Weg kam, und erreichte bereits das Erzstift Mainz, wo er bei der Stadt Höchst eine Brücke über den Main schlug, mittels deren er sich mit einer zweiten Armee, mit welcher zu seiner Unterstützung der pfälzische Oberfeldherr Graf von Mansfeld herbeieilte, hätte vereinigen können; allein der stürmende Jüngling erwartete den Mansfeld nicht; er sah nicht weit von Höchst bei dem Städtchen Nidda seinen Hauptfeind den bayerischen Tilly, der in Vereinigung mit Truppen des Don Cordova und andern ein Heer von sechsundzwanzig tausend Mann beisammen hatte, stehen, und stürzte sogleich (den 20. Juni 1622) auf ihn los; allein er wurde vom Tilly, der seinen unbedachtsamen Feind genau beobachtet, und mit Ueberlegung auf alle Fälle seine Anstalten vorbereitet hatte, mit einem Nachdruck empfangen, daß er beim Anblick der gräßlichen Niederlage, welche sich über sein Heer verbreitete, voll Schrecken und Bestürzung das Zeichen zum Rückzug gab, der sogleich in eine volle Flucht voll Unordnung überging. Die Mainbrücke, über welche sich gedrängte Schaaren zu retten suchten, stürzte zusammen, und fünfzehn hundert Reiter, unter welchen der Graf Löwenstein war, nebst vielen hundert Flüchtigen zu Fuß, gingen in den Fluten zu Grund. Ueberhaupt verloren bei zwölf tausend Mann, theils auf dem Schlachtfeld, theils in

dem Wasser, theils auf der Flucht ihr Leben. Viele hundert, und unter diesen der Pfalzgraf Friedrich (welcher aber bald wieder in Freiheit gesetzt worden), dann der Graf Philipp Mansfeld wurden gefangen. Prinz Christian eilte mit dem Rest von einigen tausend Mann der Armee des Churfürsten Friedrich und Mansfeld zu. Während der Schlacht lagen die Einwohner der Stadt Mainz und aller umliegenden Gegenden, welche ein Sieg des Christian ihr Gut, und vielfältig auch ihr Leben gekostet haben würde, in den Kirchen auf den Knieen. Die Menge von Leichen, welche vor Mainz auf dem Wasser ankamen, und sogleich für Feinde erkannt wurden, verkündigte ihnen ihre Befreiung.

Mansfeld, zu welchem der Prinz Christian flüchtete, hatte indeß nicht gefeiert. Nach dem bei Mingolzheim über den Tilly erhaltenen Vortheil machte er erst in Begleitung des pfälzischen Generals Obentraut einen kleinen Absprung nach Elsaß, mit dem Vorhaben, das ihm auch gelang, die Stadt Hagenau, welcher indeß der Erzherzog und Bischof von Straßburg, Leopold, hart zusetzte, zu befreien; dann rückte er mit dem Churfürsten die Bergstraße bis Darmstadt hinab, plünderte das Land, worin ihn keine Seele beleidigt, und bemächtigte sich sogar der Person des Landgrafen Ludwig, welcher sich in diesen Krieg nicht im geringsten gemischt hatte, nahm dann, indem ihm Tilly mit dem bayerischen General Anholt und einigen spanischen Truppen nachsetzte, eilfertig seinen Rückzug nach Mannheim, und von da nach Elsaß, wo er, nachdem auch Prinz Christian von Braunschweig zu ihm gekommen war, mit seiner ganzen Macht sich sammelte, und zu einem entscheidenden Treffen (denn Tilly folgte ihm auf dem Fuße nach) sich vorbereitete.

Aber der Churfürst Friedrich ließ es nicht dazu kommen, indem er mit einer gutmüthigen Aufrichtigkeit, welche ihm zur wahren Ehre gereichte, einen Entschluß faßte, durch dessen Befolgung er gar nicht zweifelte, sich in seinen Erbländern mit Einem Male die gewünschte Ruhe verschaffen und dem verwüstenden Krieg ein Ende machen zu können. Der kaiserliche Hof hatte nämlich, auch nach der Wiedereroberung von ganz Böhmen, immer behauptet, daß er gezwungen sey, den Krieg fortzusetzen, und Friedrich auch in seinen angestammten Ländern zu verfolgen, weil dieser die Waffen nicht niederlegte. Wenn Friedrich zu einer Zeit, da ihn viele mächtige Freunde zur Fortsetzung des Krieges aufmunterten, und ihm außerordentliche Unterstützungen versprachen, nichts von einer gänzlichen Unterwerfung hören wollte; so bezeigte er sich jetzt desto geneigter, alles, was man ohne Nachtheil seiner Ehre und Erbrechte mit Billigkeit fordern würde, einzugehen; er ersuchte die Könige von England und Dänemark, dann den Churfürsten von Sachsen und andere um Vermittelung, und brachte es durch seine Vorstellungen bei diesen Herren, von denen wenigstens die ersteren ohnehin schon zu gleichen Gesinnungen gestimmt waren, dahin, daß sie sich durch ihre nach Wien gemachten Abordnungen des Friedenswerkes ernstlich bei dem Kaiser annahmen, welcher auch sogleich eine Zusammenkunft nach Brüssel, wo alles ausgeglichen werden sollte, veranstaltete. Friedrich erschöpfte alles Mögliche, was einer gütlichen Ausgleichung und einer aufrichtigen Versöhnung auch nur von weitem den Schein eines Hindernisses hätte zuziehen können. Er hatte schon gleich nach der Schlacht bei Höchst den Landgrafen Ludwig von Hessendarmstadt gegen die Verheissung, daß er sich für seine Versöhnung mit dem Kaiser ins Mittel legen sollte, losgelassen, und jede Feindseligkeit eingestellt; er ließ in einer, seinem Stellvertreter zu Brüssel gegebenen Vollmacht nicht nur sogar seinen Churfürstentitel weg, um dem Kaiser, nachdem ihn dieser durch seine Achtserklärung der churfürstlichen Würde für verlustig erklärt hatte, so recht seine unbeschränkte Ergebenheit zu bezeigen, sondern er dankte auch den Prinzen Christian von Braunschweig, und den Grafen Mansfeld sammt ihren Armeen, ja er dankte seine eigenen Truppen (die Besatzungen in den Städten ausgenommen) ab, und verließ, (damit er ja alles erfüllte, was man ihm gerathen hatte) sogar seine Erbstaaten, indem er sich erst nach der französischen Stadt Sedan an der Maas, zu seinem angeheiratheten Onkel, dem Herzog von Bouillon, und bald darauf wieder nach Gravenhaag begab, um daselbst die erfreuliche Nachricht von seiner Aussöhnung mit dem Kaiser, von seiner Herstellung in die ihm angestammten Länder und Würden, und von einer gründlichen Befestigung des allgemeinen Friedens zu erwarten. Auch waren diese Erwartungen nichts weniger, als überspannt, und Friedrich war berechtigt zu hof-

fen, daß, nachdem jetzt jene Ursachen, wegen welcher der Kaiser nach der Eroberung von Böhmen den Krieg fortsetzen zu müssen, behauptet hatte, nicht mehr vorhanden waren, der Friede nicht länger erschwert werden, und daß, wenn über sein Schicksal die Reichsfürsten nach den Gesetzen entscheiden würden, diese wenigstens nicht zu seinem Nachtheil ausfallen könnten. Aber schon im September schrieb Friedrich von Gravenhaag aus an seine Gemahlin, welche sich damals bei ihrem Vater, dem König Jakob von England, aufhielt, „daß er alles, was ihn in dieser Welt hätte glücklich machen sollen, verloren habe, bis auf das Glück sie zu lieben, und von ihr geliebt zu werden." Man verunglimpfte jetzt sogar sein Zutrauen zu dem Kaiser; ja seine Redlichkeit, welche man, wenn die Sache einen glücklichen Ausgang genommen hätte, nicht genug würde haben rühmen können, ward jetzt ein ganz verkehrtes albernes Benehmen, und eine bedauernswürdige Geistesschwäche, wovon die Geschichte kaum noch ein Beispiel dieser Art geliefert hätte, genannt.

§. X.

Wir kommen nun zu einer der wichtigsten Begebenheiten in diesem Kriege, nämlich zu dem auch nach einer gänzlichen Unterwerfung des Churfürsten Friedrich von der Rheinpfalz, vom Kaiser Ferdinand II. gefaßten Entschluß, durch welchen die Fortsetzung des Krieges neuerdings veranlaßt wurde. Kaiser Ferdinand hatte zwar zur Zeit, da dem Churfürsten von allen Seiten eine Versöhnung mit dem Kaiser, und in solcher Absicht eine vollkommene Ergebung angerathen wurde, die Hoffnung zur Versöhnung nicht geradezu von sich gewiesen; er hatte vielmehr den Königen von Dänemark und England ziemlich willfährige Antworten gegeben, und an diesen letzteren sogar einen Gesandten, den Grafen von Schwarzenberg mit den besten Versprechungen geschickt; doch nie hatte er sich dabei für etwas Bestimmtes erklärt. Die Sache, hieß es zuerst, sollte in einer Zusammenkunft zu Brüssel auseinander gesetzt werden, und dahin kam auch von Seite des Kaisers der eben genannte Graf von Schwarzenberg, und von Seite des Königs von England der Gesandte Weston, welcher auch vom Churfürsten Friedrich in seinem Namen zu unterhandeln bevollmächtigt war. Es wurde in äußerlichen Anstalten und Geprängssachen ein Ernst bezeigt, bei welchem man in der That hätte meinen sollen, daß es allen ein wirklicher Ernst sey; allein die Sachen erschienen für Sachkenner gleich anfangs in einem sehr zweideutigen Lichte. Man gab geringfügigen Dingen eine Wichtigkeit, und brachte eine Menge nichtsbedeutender Schwierigkeiten und Anstände auf die Bahn, welche, wie man vorgab, erst ins Reine gebracht werden müßten, ehe man zu einer Haupthandlung schreiten könnte; und da man zuletzt keinen weitern Vorwand, die Sache länger zu verzögern, fand (denn der Churfürst Friedrich ließ sich alles gefallen): so hieß es zuletzt, was man gleich anfangs offenherzig hätte sagen sollen, man könne zu Brüssel nichts Endliches schließen, indem die Sachen so beschaffen wären, daß sie nur vom gesammten Reich geschlossen werden könnten, was auch noch in dem J. 1622 zu Regensburg geschehen werde.

So endigte sich die Zusammenkunft in Brüssel. Die schlimmste Folge ihrer Vereitlung, und eine noch schlimmere Vorbedeutung, wie es mit einer künftigen Entscheidung zu Regensburg ausfallen würde, war, daß die Feindseligkeiten in der Rheinpfalz gleich wieder fortgesetzt wurden. Die zwei Schreckensmänner Mansfeld und Christian von Braunschweig waren mit ihren Armeen dem Churfürsten Friedrich nach Sedan nachgezogen. Die pfälzischen Truppen, welche sowohl in einigen elsaßischen, als churrheinischen Städten zurückgelassen worden, waren zu schwach, um sich wider zahlreiche Heere in die Länge zu halten. Der Erzherzog und straßburgische Bischof Leopold bemächtigte sich nicht nur einiger elsaßischen und anderer Städte, sondern schickte noch überdieß Verstärkungen an den bayerischen General Tilly, welcher sogleich die ernsthaftesten Anstalten machte, sich der pfälzischen Hauptstädte Heidelberg, Mannheim und Frankenthal zu bemächtigen. Die Residenzstadt Heidelberg traf das Loos zuerst. Diese Stadt wurde, nachdem sich der tapfere Statthalter Heinrich von der Merven gütlich nicht ergeben wollte, nach einer durch ein vierzehntägiges Kanoniren in einem Theil der Mauer gemachten Oeffnung, den 16. September 1622 mit Sturm erobert, und von den erhitzten Soldaten, ungeachtet der schärfsten Mannszucht des Tilly, sehr mißhandelt. Zwei Tage nachher wurde vom Statthalter auch das Schloß, gegen die

Bedingung eines freien Abzuges mit Sack und Pack, Gewehr und allen militärischen Ehrenzeichen übergeben. Bald darauf fiel auch Mannheim, wo der geschickte Veer commandirte, aus Mangel an den nöthigen Bedürfnissen, und nur Frankenthal widerstand allen Versuchen seiner Feinde, von welchen diese Stadt den Winter hindurch eingeschlossen, und um welche, damit ihr keine Lebensmittel zukommen könnten, alle nahe gelegenen Dörfer abgebrannt wurden. Nichts wurde übrigens bei den Unglücksfällen dieser drei Städte mehr bedauert, als der unersetzliche Verlust der wegen ihrer höchst schätzbaren Handschriften und seltenen Bücher berühmten Heidelberger-Bibliothek, welche schon gleich beim ersten Anlauf und Einstürmen der wüthenden Soldaten in die Stadt übel zugerichtet wurde (einige Reiter, welche Mangel an Streu hatten, fielen, bis ihr Unfug bemerkt wurde, über Bücher und Handschriften her, zerrissen dieselben, und machten mit dem Papier ihren Pferden weiche Lager), und im folgenden Jahr für Deutschland vollends verloren ging. Pabst Gregor XV. nämlich hatte ein Verlangen nach jener Bibliothek geäußert, und der Herzog Maximilian hatte eben damals diesem Pabst so viele Verbindlichkeiten, und von den Gefälligkeiten desselben so hoffnungsvolle und glänzende Erwartungen, daß er sich, ungeachtet er den Werth der heidelbergischen Bücher und Handschriften ganz wohl kannte und hochschätzte, in die traurige Nothwendigkeit versetzt zu seyn glaubte, dem Pabst eine Gegengefälligkeit, und zwar diejenige, welche derselbe vorzüglich gewünscht hatte, zu erzeigen. Das Ende war, daß der päbstliche Bibliothekar, Leo Allatius, nach Heidelberg kam, und die literarischen Kleinodien mit welschen Eseln nach Rom führte.

Eine vorzügliche Verbindlichkeit, welche der Herzog Maximilian von Bayern dem Pabst Gregor XV. schuldig geworden, bezog sich ebenfalls auf die Befriedigung einer alten Absicht des Hauses Bayern, ein ihm einst durch kaiserliche Uebermacht entrissenes Vorrecht wieder an sich zu bringen. Seit der Zeit nämlich, da die deutschen gemeinschaftlichen Oberhäupter und Könige gewählt wurden, erschienen die gewaltigen Herzoge der damals mächtigen Bajoarn, so wie die großen Herzoge der andern deutschen Hauptnationen Sachsen, Franken und Schwaben, als Vorsteller der Hauptstämme deutscher Nation bei den deutschen Königswahlen, und waren, wenn sie gleich eben noch nicht Churfürsten genannt wurden, wahre wählende Fürsten. Die Regenten der Rheinpfalz nahmen schon als Pfalzgrafen (so wie die drei rheinischen Erzbischöfe in Rücksicht ihrer Reichswürden) an den Königswahlen einen Antheil, und als die bayerischen Regenten in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die rheinpfälzischen Würden und Länder erhielten, übten sie zwei Wahlstimmen aus, bis im Jahre 1329 von den damals vorhandenen bayerisch-pfälzischen Herren zu Pavia ein Hausvertrag dahin errichtet wurde, daß das Gesammthaus seine Wahlrechte vereinigen, und daß die nutzgetheilten Linien in Bayern und der Rheinpfalz jene Rechte abwechselungsweise ausüben sollten, was aber Kaiser Carl IV. von Böhmen aus Abneigung gegen die bayerischen Prinzen, durch einen Machtspruch geändert und die Chur allein der rheinpfälzischen Linie zuerkannt hat. Gleichwie sich nun die bayerischen Regenten bei jeder Gelegenheit um die Wiederherstellung der ihnen durch eine leidenschaftliche Uebermacht entrissenen Rechte meldeten; so ist leicht zu erachten, daß eine nahe Hoffnung, diese Rechte endlich wieder erobern zu können, auch dem mildgesinnten und gerechten Maximilian äußerst willkommen gewesen seyn müsse. Aber nicht weniger willkommen und erfreulich war die Erfüllung dieses Wunsches selbst schon denjenigen, welche ihn durch das Ansehen ihrer Empfehlungen, aber vollends durch ihre Macht zur Erfüllung bringen konnten, dem Pabst nämlich und dem Kaiser; aber was diese Sache vollends in vielen Rücksichten höchst außerordentlich und wichtig machte, war der Umstand, daß für den Herzog von Bayern nicht eine neue Chur errichtet, oder die alte bayerische Chur wieder erneuert werden (was weniger eine gerechte Verwunderung erreget, und weniger Widerspruch gefunden haben dürfte), sondern daß demselben die dem Friedrich von der Pfalz vermöge der kaiserlichen Acht aberkannte Chur zugetheilt werden sollte, da doch jene Acht allein vom kaiserlichen Hofgericht, ohne Beiziehung und Einverständniß der Reichsfürsten beschlossen, und da ferner nicht wohl abzusehen war, wie eine Würde, welche nicht bloß auf der alleinigen Person des geächteten Friedrichs, sondern auf dessen Linie und Nachkommenschaft haftete, auch in der traurigen Voraussetzung, daß der Vater sie, nach einem klaren Inhalt der Reichsgesetze, verwirkt haben sollte, den Söhnen mit Recht und Bestand entrissen werden könnte. Allein der Pabst so-

wohl als der Kaiser hatten zu viele Beweggründe, die Ausführung ihrer Plane zu wünschen, als daß sie durch irgend einige Vorstellungen hätten zurückgehalten werden sollen, die Ausführung zu unternehmen. Jener wünschte nichts sehnlicher, als daß die Feinde der katholischen Religion, unter welchen die Calvinisten bei weitem die schlimmsten waren, auf alle Weise geschwächt werden möchten, und der Kaiser hatte außer seinen frommen Rücksichten auf die katholische Religion noch gar viele, seine eigene und die Verherrlichung seines Hauses betreffende Absichten, mit welchen er, so wie ihn das Glück immer mehr begünstigte, immer deutlicher zum Vorschein kam; er hoffte schon nicht mehr (wie er sich in seinen Briefen an Don Balthasar von Zuniga in Spanien weitläufig äußerte) daß sich Friedrich von der Rheinpfalz, nach dem, was vorgefallen war, jemals wieder mit ihm aufrichtig versöhnen, sondern glaubte, voraus zu wissen, daß derselbe, sobald er sich in seine Länder und Würden wieder eingesetzt sähe, neuerdings alles bewegen, und den Krieg von vornen anfangen werde; er vertraute in jedem Fall auf den Beistand aller derjenigen, deren Wunsch, ihres eigenen Vortheils wegen es seyn mußte, daß in deutschen Reichsangelegenheiten das beherrschende Gewicht und Ansehen bei den katholischen Churfürsten und Fürsten verbleiben, daß die Stimmen der nicht katholischen Churfürsten um eine Stimme verringert, und die der katholischen um eine vermehrt würden. Endlich hoffte er, daß er sich den Herzog von Bayern, welchem er seine bisherigen Siege und Vortheile hauptsächlich zu danken hatte, neuerdings, ja daß er sich dessen ganze Nachkommenschaft auf ewig verbinden, und daß er dem erzherzoglichen Hause Oesterreich die Kaiserkrone auf ewige Zeiten versichern werde.

Die den 1. October 1622 in Regensburg zu eröffnende Versammlung sollte, da die nichtkatholischen Stände die Mehrheit der Stimmen nicht mehr erkennen wollten, kein allgemeiner Reichstag, auch kein Churfürstentag, sondern eine aus Churfürsten und Fürsten zusammengesetzte Versammlung seyn, zu welcher Kaiser Ferdinand zwar Fürsten von beiderlei Religionsverwandten, aber lauter solche, auf deren Willfährigkeit er sich verlassen zu können meinte, berief, diese waren, außer den Churfürsten insgesammt, der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Bamberg und Würzburg, der Herzog von Bayern, der Landgraf Ludwig von Hessendarmstadt, der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Friedrich Ulrich, und der Herzog Philipp Julius von Pommern. Die katholischen Churfürsten und Fürsten erschienen (den Churfürsten von Trier, welcher Alters und Gebrechen halber nicht erscheinen konnte, dafür aber einen Abgeordneten schickte, ausgenommen,) in eigener Person; allein von Seite der Protestanten, wiewohl sie, außer dem Churfürsten von Sachsen, von der Hauptabsicht des Kaisers nichts wußten, fiel die Erwartung, welche sich der Kaiser von dem geneigten Willen der von ihm mit aller Vorsicht gewählten Herren machte, nicht nach der Erwartung aus, und nur der einzige Landgraf von Hessendarmstadt erschien persönlich. Die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg schickten endlich, ungeachtet aller erdenklichen Mühe, welche sich alle anwesenden Theile gaben, den ersteren zur persönlichen Erscheinung zu bewegen, nur Abgeordnete; die Herzoge von Braunschweig Wolfen-Büttel und von Pommern aber erschienen weder in Person, noch durch Gesandte.

Da alle Versammelten den einhelligen Wunsch äußerten, und da auch die Höfe von England, Spanien, Dänemark nichts anders erwarteten, als daß man mit der redlichsten Einhelligkeit sich bestreben würde, endlich einmal den Drangsalen so vieler Länder ein Ende zu machen, und, auf dem Wege der Versöhnung, der Billigkeit und Großmuth einen allgemeinen und dauerhaften Frieden abzuschließen; so kamen in solcher Rücksicht verschiedene Vorschläge zum Vorschein, und diejenigen, welche solche vorbrachten, unterließen nicht, die entsetzlichen Folgen, welche durch eine gänzliche Vereitelung ihrer Versammlung herbeigeführt werden müßten, auf das lebhafteste zu schildern. Sie sagten im Voraus, daß, wenn jetzt keine Ausgleichung zu Stande kommen, sondern eine neue Fortsetzung des Krieges veranlaßt werden sollte; dann auch solche Fürsten, welche an den bisherigen Vorfällen keinen Theil genommen, oder sich zurückgezogen hätten, genöthigt werden würden, zu ihrer eigenen Sicherheit und Erhaltung die Waffen zu ergreifen; ja daß dann auch alle europäischen Höfe sich in die Sache mengen, und daß in ganz Europa allgemeine Kriege und Verheerungen, und die unabsehbarsten Zerrüttungen aller Reiche entstehen müßten, welchen sämmtlichen

Unglücksfällen auf der Stelle abgeholfen werden könnte, wenn der Kaiser, da er ja doch das Seinige erhalten, mit dem Pfalzgrafen Friedrich, nachdem dieser für seine Vergehungen doch wirklich lange genug gebüßt hätte, sich zum Ziele legen, und gemäß der heißen Wünsche so vieler Millionen Menschen, sich zur Vergessenheit alles Vorgefallenen entschliessen, und der Stimme der Versöhnung Gehör geben wollte. Der Kaiser hatte seinen Entschluß längst vor dieser Versammlung gefaßt, und war vorbereitet, seine Rolle zu spielen. Anfangs versicherte er die Anwesenden seiner Bereitwilligkeit zur Versöhnung, wenn ihm anders solche Vorschläge, mit denen er sich beruhigen könnte, gemacht werden würden; als man ihm aber solche, bis zur Erschöpfung aller möglichen Entwürfe, vorlegte, setzte er denselben unaufhörliche Zweifel, Anstände und Besorgnisse, wegen derer er sich zu nichts entschließen könnte, entgegen; und nachdem er endlich geglaubt haben mochte, der Wohlanständigkeit durch die Anhörung und Beantwortung ihrer Meinungen und Vorschläge ein hinlängliches Genüge geleistet zu haben, berief er im Monat Jäner 1623 sämmtliche Versammelte auf sein Zimmer, erzählte ihnen, was sie schon wußten, alle wider ihn vom Pfalzgrafen Friedrich gewagte Unternehmungen, und schloß mit der Erklärung: daß er nimmermehr gesinnt sey, diesem Friedrich die ihm durch seine feierliche Acht aberkannte Churwürde zurück zu geben, sondern daß er vielmehr entschlossen sey, dieselbe aus kaiserlicher Machtvollkommenheit dem um ihn bestens verdienten Maximilian von Bayern zu verleihen; wie er dann auch hoffte, daß die Churfürsten und Fürsten, als seine innersten geheimsten und getreuesten Räthe, sein Vorhaben befördern helfen, und was dann weiter zum Frieden, und zur Beruhigung von Deutschland dienen kann, thätigst mit beizutragen nicht versäumen werden u. s. w. Diesen Vortrag ließen sich die anwesenden katholischen Herren, was vorher zu sehen war, sogleich gefallen. Die übrigen aber versagten ihre Einwilligung schlechterdings, was zwar für den Kaiser gerade nicht angenehm, aber für ihn nicht von der Wichtigkeit, daß er wegen seiner Erklärung im geringsten hätte verlegen werden sollen, war; zumal da sich mit Grund hoffen ließ, daß sich der ansehnlichste derselben, der Churfürst, Johann Georg von Sachsen wohl noch werde gewinnen lassen. Es hatte nämlich dieser Herr, theils weil er der calvinischen Religion nicht abgeneigter war, als der katholischen, theils weil er sich vom Kaiser wichtige Vortheile versprach, schon gleich beim Ausbruch der böhmischen Unruhen, eine seltsame Rolle übernommen; er half dem Kaiser die Lausitz erobern, und schmiegte sich so ganz und gar den Gesinnungen desselben an, daß er sich lange vor dieser regensburgischen Versammlung wegen der Uebertragung der Chur an Maximilian von Bayern äußerte: „wie er nichts mehr wünsche, als daß der Pfalzgraf sogar dem Kaiser in die Hände geriethe, damit derselbe in Ansehung seiner und der Chur es nach dem Beispiel Carls V. machen könne, wie er dann auch dem Herzog von Bayern die Chur herzlich gönne, und solle sich der Kaiser desfalls nichts irren lassen, wenn er, der Churfürst, sich dort und da, gegen Protestanten, auch selbst vielleicht öffentlich bei der Zusammenkunft zu Regensburg, anders äußere.“ Allein da er vom Kaiser noch nie eine bestimmte Erklärung wegen der Belohnung seiner Verdienste, und des für ihn gemachten Kriegsaufwandes erhalten hatte, so benutzte er jetzt die Gelegenheit, ihn lebhaft daran zu erinnern, indem er nicht nur einen mit Mißtrauen vermischten Verdruß darüber zeigte, daß der Kaiser die Protestanten in Böhmen, ungeachtet seiner bei ihm eingelegten Fürbitte nicht schonte, sondern auch seine Stimme für die Uebertragung der bisher von der Pfalz ausgeübten Churwürde an Bayern (wenigstens einstweilen für damals) versagte; wie dann auch die übrigen anwesenden protestantischen Churfürsten und Fürsten eine Menge von Schwierigkeiten, wegen welcher nach ihrem Dafürhalten die Churveränderung unmöglich gebilligt werden könnte, vorbrachten. Auch der Pfalzgraf und Herzog von Neuburg, Wolfgang Wilhelm, meldete sich, und behauptete, daß die Churwürde in dem Fall, daß sie dem Friedrich nun schon einmal abgenommen werden sollte, ihm früher als dem Hause Bayern gebühre. Der Kaiser ließ sich wieder einige Zeit gefallen, die vorgebrachten Zweifel zu beantworten, und gab zuletzt seine endliche Erklärung unter andern dahin: „daß er den Pfalzgrafen Friedrich wieder in seine Gnade aufnehmen wolle, wenn er sich derselben würdig mache, und darum bitte. Die Chur aber sey ein für allemal davon ausgenommen, und wolle er mit derselben, weil sich schon verschiedene, wiewohl noch nicht einmal alle Agnaten um sie gemeldet, einstweilen, bis die Rechte eines jeden

erörtert werden könnten, den Herzog von Bayern, Maximilian belehnen; und da er wegen der pfälzischen Kinder Begnadigung, dann der Forderung der Agnaten sowohl auf die Churwürde als die pfälzischen Lande, demnächst das Gehörige einleiten, und befördern werde; so sollte indeß jene Belehnung mit der Churwürde dem Herzog von Bayern nur mit Vorbehalt des Rechts der Kinder und Agnaten des Pfalzgrafen geschehen, also daß, wenn der Anschlag der Chur halber für einen der Ansprecher ergangen seyn werde, demselben dann das Zuerkannte nach Herzogs Maximilians Hintritt sogleich anfallen soll; wie sich dann der Herzog selbst dazu willig verstanden habe." Bei dieser Erklärung blieb der Kaiser stehen, und den 25. Hornung 1623 ertheilte er dem neuen Churfürsten die feierliche Belehnung. Weder die Gesandten der Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, noch der persönlich in Regensburg anwesende Herzog von Neuburg, noch selbst der spanische Gesandte wohnten der Feierlichkeit bei, noch wünschten sie dem neuen Churfürsten Glück.

Außer der Chursache sprach der Kaiser noch von fünf andern Punkten, als:

1) von dem seit vielen Jahren unterbliebenen Geldbeitrag zur Erhaltung der Grenzfestungen in Ungarn,
2) von dem Beistand wider die Holländer, welche in deutschen Landen Gewaltthätigkeiten verübten,
3) von der Abstellung der im Jahre 1613 vorgebrachten Beschwerden,
4) von der Handhabung und Beförderung des Justizwesens beim Kammergericht,
5) von dem damaligen Verfall und der Wiederherstellung des Münzwesens;

worüber nichts Bestimmtes beschlossen, sondern vielmehr geäußert wurde, daß solche Punkte in Beiseyn mehrerer Fürsten, ja auf einer förmlichen Reichsversammlung vorgenommen werden müßten.

§. XI.

Die Nachricht von dem Entschluße, welchen Kaiser Ferdinand II. auf der regensburgischen Versammlung einiger Churfürsten und Fürsten in Betreff der pfälzischen Churwürde gefaßt, seine Erklärung, welche er öffentlich und unwiderruflich gemacht, dem Pfalzgrafen Friedrich die ihm abgenommene Churwürde nie wieder zustellen zu wollen, die Abneigung, welche er gezeigt hatte, sich mit diesem unglücklichen Fürsten jemals wieder zu versöhnen, und ihm wenigstens seine Länder zurückzustellen, erfüllte die norddeutschen und auswärtigen Höfe mit tausend beunruhigenden Gedanken und Besorgnissen. Es war ihnen, als würden ihnen nunmehr mit einem Male die Augen, welche ihnen bisher aus gutmüthiger Redlichkeit geschlossen geblieben waren, geöffnet, und als sähen sie jetzt eine ganze Reihe von fürchterlichen Absichten und großen Planen, welche der Kaiser und dessen Ministerium längst festgesetzt, und worin sie die Eroberung einer monarchischen Herrschaft über ganz Deutschland beschlossen hätten. Nachdem in ganz Oberdeutschland dem Kaiser alles nach seinen Wünschen gegangen, und alles beruhigt war, so geriethen die Stände des niedersächsischen Kreises in bange Sorgen, daß es nunmehr auch ihnen gelten, und daß die den Katholiken nach dem Religionsfrieden abgenommenen, und mit protestantischen Prinzen besetzten Stifter in Anspruch genommen werden dürften. Ein Umstand, dem eine tiefversteckte Absicht zum Grunde liegen konnte, gab ihrem Verdacht mehr als einen Schein von Wahrscheinlichkeit. Es hatten sich nämlich im Monat Juli 1622 sowohl der Graf von Mansfeld, als der Prinz Christian von Braunschweig, nachdem sie vom Pfalzgrafen Friedrich entlassen worden waren, gegen den bayerischen General Tilly geäußert, daß sie, wenn man das Geschehene vergessen, wenn man sie als Freunde behandeln, und als solche handeln lassen wollte, nicht nur zu ihm in seine Dienste übertreten, sondern ihm auch ihre Truppen zuführen wollten. Hätte man dieses Versprechen angenommen, so hätte man sich der Personen jener fürchterlichen Krieger versichert, und im ganzen Deutschland keinen Feind weiter zu fürchten und zu verfolgen gehabt; allein der Churfürst Maximilian von Bayern sowohl, als der Kaiser wiesen sie als unverlässige Leute, welche ohne festen Sinn und Grundsatz niedrig genug wären, für diejenigen fechten zu wollen, wider welche sie bisher aus Pflicht fechten zu müssen vorgaben, mit Verachtung von sich, und zeigten zwar dadurch, daß sie solche Feinde nicht fürchteten, aber auch (wie man wenigstens ihre abschlägige Antwort, so edel sie im Grunde war, möchte haben auslegen können) daß sie dieselben ferner als

Feinde erwarteten. Denn wenn sich gleich keineswegs mit Gewißheit voraussagen ließ, zu was sich die beiden Männer in ihrer verzweiflungsvollen Lage entschließen möchten; so war doch vorauszusehen, daß sie etwas unternehmen würden, wodurch man hernach einen schicklichen Vorwand erhalten müßte, den Krieg weiter fort, und in andere Länder zu leiten. Der Erfolg traf nur zu bald vollkommen ein.

Mansfeld und Christian zogen auf Kosten der Länder, durch welche sie den Zug mit ihrem Raubgesindel nahmen, durch das Lothringische nach Sedan, wo ihnen fast zu gleicher Zeit von dem Herrn dieses Orts, nämlich dem Herzog von Bouillon, welcher als ein Hugenot oder Calvinist seinen Glaubensgenossen wider den König von Frankreich gerne zu Hülfe gekommen wäre, dann von der spanischen Statthalterin zu Brüssel, der Infantin Isabella, und von den Holländern Bestallungen angeboten wurden. Sie wählten diese letztern, welche ihnen auf einige Monate zugesagt wurden, brachen mit einem ungefähr fünfundzwanzig tausend Mann starken Heere nach den Niederlanden auf, schlugen sich den 29. August (neuen Styls) 1622 bei Fleury zwischen Namur und Brüssel nach einem mörderischen Gefecht und mit einem Verlust von vielen tausend Mann durch eine zahlreiche Armee, mit welcher der spanische General Don Cordova aus der Pfalz, mit der Absicht, ihnen den Weg zu verlegen, herbei geeilt war, rückten dann nach der (am nördlichen Ausfluß der Schelde gelegenen) festen Stadt Bergen op-Zoom, und befreiten sie von einer harten Belagerung, mit welcher ihr die spanischen Truppen unter der Anführung des Grafen Spinola und Don Cordova zusetzten. Diese eben so tapfern als klugen Feldherren standen von dem Generalsturm, welchen sie wider die Stadt vorzunehmen beschlossen hatten, bei der Ankunft neuer feindlicher Heere sogleich ab, und zogen, nach einem Verlust von zehn bis zwölf tausend Mann der Stadt Antwerpen zu.

Nachdem die Holländer, und deren Statthalter, Prinz Moriz von Oranien, ihre Absicht, sich aus dem Gedränge mit den Spaniern zu ziehen, erreicht hatten, dankten sie den Mansfeld und den Herzog Christian von Braunschweig, um nicht länger den kostbaren Unterhalt ihrer Heere tragen zu müssen, sogleich wieder, doch mit allen Ehren, ab. Diese fürchterlichen Freibeuter kehrten hierauf wieder nach Deutschland zurück. Mansfeld setzte sich in Ostfriesland fest, ließ seine Soldaten sich von den ganz und gar unschuldigen Einwohnern gute Winterquartiere erpressen, und von Zeit zu Zeit feindliche Einfälle nach dem Stift Münster vornehmen, und Proviant und Geld rauben. Christian von Braunschweig aber zehrte mit seinem Korps, das sich täglich mit ganzen Haufen zu Grunde gerichteter, verzweifelter Leute verstärkte, auf Kosten der Unterthanen, im Hildesheimischen, Halberstädtischen, Schaumburgischen und andern benachbarten Ortschaften. Niemand wußte, wohin die beiden Abenteurer in der Folge ihre Absicht richten, aber soviel war leicht voraus zu sehen, daß sie mit dem Ende des Winters aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt seyn würden, andere Länder zu beziehen, und irgend ein Unternehmen von Bedeutung zu wagen, was um so mehr zu fürchten war, als zwar in der Grafschaft Mark, im Bergischen, Münsterischen und andern angrenzenden Ländern spanische Truppen unter der Anführung des Don Cordova, und bayerische unter dem Befehl des Johann Jakob Freiherrn von Anholt vorhanden, aber nicht hinreichend waren, zweien Heeren, die sich stündlich vergrößerten, zu widerstehen.

Die Nachricht von diesen Vorgängen langte noch im Jahre 1622 bei der Chur- und Fürstenversammlung zu Regensburg an. Der Bundesoberste der Liga, Churfürst Maximilian I. von Bayern, berief sogleich diejenigen seiner Bundesgenossen, welche in Person, oder durch Abgeordnete anwesend waren, zu einer Berathschlagung; und so, wie schon bei der Errichtung der Liga in Vorschlag kam, daß zu dem Bündniß auch die der augsburgischen Confession ergebenen Reichsstände eingeladen werden sollten und müßten, weil der Hauptzweck desselben die Aufrechthaltung des Religionsfriedens und des nöthigen Ansehens der Reichsgesetze zur Absicht habe; so waren auch jetzt die meisten Anwesenden, als besonders die Mitstimmenden von Mainz, Trier, Cöln, Bayern, Salzburg, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Augsburg, Regensburg, Ellwangen, Kempten der Meinung, daß, weil die Gefahr, beunruhiget und beschädiget zu werden, nicht bloß den katholischen, sondern allen deutschen Ländern drohe, auch nicht allein nur die ligistischen, sondern alle deutschen, sohin auch

die Stände der augsburgischen Confessionsverwandten, welche an den bisherigen Kriegsunruhen keinen Theil zu nehmen für gut befunden hätten, zum gemeinschaftlichen Antheil an den unverschieblichen Unternehmungen wider die beiden öffentlichen Reichsfriedensstörer und Räuber gezogen werden müßten. Dieser Vorschlag, welcher nicht weniger bei der nächstfolgenden, im Jahre 1624 zu Augsburg gehaltenen, Bundesversammlung inständig wiederholt wurde, war allerdings so beschaffen, daß dessen wirkliche Befolgung, wenn diese bei den bisher ruhig gebliebenen Ständen zu Stande zu bringen gewesen wäre, wieder eine ganz andere Reihe von Begebenheiten, als die nachher erfolgten waren, nach sich gezogen, und daß sie die dem kaiserlichen Hof aufgebürdeten geheimen Plane (wenn damals schon welche angelegt gewesen seyn sollten) geradezu zerstöret haben müßte. Allein da man sich schlechterdings keine Hoffnung machte, daß man die bis dahin neutral gebliebenen deutschen Stände, und am wenigsten die Reichsstädte bewegen würde können, Antheil an einem Krieg zu nehmen, welcher mit einem beträchtlichen Aufwand, und mit der Gefahr, in widrigen Fällen von feindlichen Truppen mißhandelt zu werden, verbunden; da ferner keine Zeit zu verlieren war, einem Feind, der mit jedem Tage aufzubrechen drohte, zuvorzukommen: so ermahnten die verbündeten Herren, statt erst mit zweifelhaften Versuchen sich hinhalten zu lassen, vielmehr sich selbst zur neuen Thätigkeit; sie trafen in Rücksicht der Beiträge an Mannschaft oder Geld eine wiederholte pünktliche Uebereinkunft, und der Churfürst Maximilian von Bayern versprach, außer seinem verhältnißmäßigen Antheil an der Bundesarmee, noch überdieß zwei Regimenter oder sechs tausend Mann, deren Monatssold sich auf sechszig tausend Gulden belief, zu unterhalten. Auch der Kaiser und der Pabst, oder vielmehr der zu Regensburg anwesende päbstliche Nuntius Carl Karaffa, erboten sich, der erste sechs tausend Mann zu Fuß und zwei tausend zu Pferd zu stellen, der Nuntius aber nebst einem monatlichen Beitrag von zwanzig tausend Gulden, ein Regiment zu Pferd, und zwei tausend Mann zu Fuß zu unterhalten. Sonst wurde beschlossen, daß, wenn die Holländer den Mansfeld mit Truppen unterstützen, oder wenn dieser nach holländischen Ländern sich zurückziehen sollte, man in jenem Fall auch die holländischen Truppen (ohne sich übrigens in die Kriege derselben mit Spanien zu mischen) angreifen, in jedem Fall aber den Mansfeld auch auf dem Gebiet der Holländer verfolgen, diesen aber davon vorher Nachricht ertheilen, und sie um die Gefälligkeit, sich in ihre Unternehmungen wider den Mansfeld nicht zu mischen, ersuchen sollte. Das Bedenklichste und Traurigste war, daß, wenn Mansfeld oder Christian von Braunschweig aufgesucht und angegriffen werden sollten, die Völker der Liga durch die Länder neutraler Fürsten, welche dadurch unvermeidlich sehr beunruhiget und gequält werden würden, geführt, oder wohl gar auf eine längere Zeit darin gelagert werden müßten; allein diesem Umstand war unmöglich auszuweichen. Man beschloß daher im Allgemeinen, daß die Truppen dahin, wo die größte Gefahr seyn würde, geführt werden sollten.

Diese Beschlüsse des Bundes waren noch nicht von allen Theilhabern unterzeichnet (was den 2. April 1623 geschah), als Tilly (welcher in Person nach Regensburg berufen, und daselbst vom Kaiser zum Reichsgrafen erhoben worden war) von dem Bundesobersten, Churfürsten Maximilian von Bayern nämlich, Befehl bekam, den Feinden mit allen seinen Truppen entgegen zu rücken. Diese Truppen waren in der Rheinpfalz und in den benachbarten Ländern in Winterquartieren gelegen, und konnten um so ungehinderter abgeführt werden, als sich vor Kurzem der König Jakob von England, Friedrichs Schwiegervater, hatte bereden lassen, die bisher mit englischen Truppen besetzte Festung Frankenthal der spanischen Infantin, und der spanisch-niederländischen Statthalterin Elisabeth auf achtzehn Monate, während welcher in der Rheinpfalz Friede gehalten und für die gänzliche Wiederherstellung des Pfalzgrafen unterhandelt werden sollte, einzuräumen. Gleichwohl hatte Tilly eben nicht die erfreulichsten Aussichten vor sich. Der Herzog Christian von Braunschweig hatte nichts Geringers im Sinn, als durch Sachsen nach Böhmen vor Prag zu rücken, wo indeß auch Bethlen Gabor (der sich aus Ursachen, welche nachher vorkommen werden, wieder entschlossen hatte, den Kaiser zu bekriegen) ankommen, und sich mit ihm vereinigen sollte; wovon sich Bethlen um so zuversichtlicher den besten Erfolg versprach, als ihm von allen Seiten seiner Anhänger die Hoffnung gemacht wurde, daß in Böhmen unzählige Mißvergnügte ihn mit

Freuden aufnehmen, und sich an ihn mit der thätigsten Ergebenheit anschließen würden. Im niedersächsischen Kreise war schon die vereinigte Macht des Braunschweig=Lüneburgischen Hauses allein im Stande, dem Tilly Widerstand zu thun, und die Fürsten und Herren jenes Kreises waren wirklich in voller Bewegung, eine wohlgerüstete Armee, nicht zum Angriffe, wie sie versicherten, sondern auf alle Fälle wider denjenigen, der sie angreifen würde, herzustellen. Aber Tilly hatte noch andere Schwierigkeiten, welche einem feurigen Kriegsmann Kummer machen, zu besiegen; er hatte nämlich nicht einmal die freie Vollmacht, das Glück seiner Waffen so weit als es ihm günstig seyn würde, zu verfolgen, und war an bestimmte Verhaltungsbefehle, welche ihm Schranken in seinen Unternehmungen setzten, gebunden; ja selbst der Bundesoberste, Maximilian, mußte, wenn er im Namen des Bundes neue Truppen werben wollte, erst bei den vornehmsten Häuptern desselben anfragen, und die Bestätigung abwarten. Schon mit den feierlich versprochenen Unterstützungen an Geld oder Leuten hielten einige Verbündete sehr unrichtig, oder gar nicht ein, und Tilly befand sich oft, was ihm stets tief zu Herzen ging, lange Zeit außer Stande, den Offizieren und Gemeinen den Sold (die tillysche Armee erforderte damals monatlich 265600 Reichsthaler) zu bezahlen, und wurde in die fürchterliche Unvermeidlichkeit versetzt, auf Kosten solcher Länder, an deren Zufriedenheit und guter Meinung von ihm und von der Zucht seiner Truppen, ihm alles gelegen war, zu leben. Doch Tilly wußte alle diese Hindernisse und Unannehmlichkeiten zu besiegen, oder wenn dieß schlechterdings unmöglich war, dieselben zu umgehen, oder ohne Abbruch seines Muthes und seiner Kräfte standhaft zu ertragen.

Die Fürsten des niedersächsischen Kreises hatten sich theils überhaupt bei ihren Berathschlagungen, was sie thun sollten, vom Geist der unentschlossenen Bedächtlichkeit beherrschen lassen, und nichts mit nachdrücklichem Ernst gethan, theils waren sie durch Familienzwiste, und Privatabsichten und durch Eifersucht unter sich getheilt, und eines gemeinschaftlichen, standhaften Zusammenwirkens so viel, als unfähig. Sie suchten vollends den ganzen Kriegszug des Tilly unnöthig zu machen, und der König von Dänemark, Christian IV. als Herzog von Holstein, gab sich alle Mühe, die Urheber der gefährlichen Unruhen, den Mansfeld und Herzog Christian nämlich, zur Abdankung ihrer Truppen zu bewegen, und ihnen eine gänzliche Verzeihung und Aussöhnung mit dem Kaiser, der sich dazu nicht abgeneigt bezeigte, zu bewirken; und da jene auf solchen Bedingnissen, welche jede Annäherung nothwendig vernichten mußten, beharrten: so gerieth der niedersächsische Kreis auf den guten Einfall, den Herzog Christian, um ihn wenigstens von dem wilden Mansfelder abzuziehen, mit seinem ganzen Volk auf drei Monate in Bestallung zu nehmen, wobei er ein schriftliches Versprechen ausstellte, sich nach den Befehlen des Kreisobersten zu richten, nichts, was den Kaiser beleidigen könnte, zu unternehmen, und nach jenen Monaten seine Truppen, welche in sechszehn tausend Mann Fußvolk und fünf tausend Reiter bestanden, abzudanken, und sie ruhig auseinander gehen zu lassen.

Während dieses Zeitraums setzte sich Christian in einen guten Vertheidigungsstand, und dachte an nichts weniger, als sich jemals wieder von seinen Truppen zu trennen. Indeß rückte Tilly durch das Hessische, wo er den vom Landgrafen Moriz von Hessenkassel aufgerufenen Landsturm zerstäubt hatte, dem niedersächsischen Kreis in starken Märschen immer näher. Die Verlegenheit der niedersächsischen Kreisstände nahm in eben dem Grade zu, in welchem sich die Gefahr, sich eine drückende Kriegslast zuzuziehen, vermehrte; sie berathschlagten sich zu Lüneburg, schickten dem Prinzen Christian eine feierliche Entlassung zu, schnitten ihm alle Zufuhr von Lebensmitteln ab, und drohten zuletzt, daß sie im Falle, wenn er auf seiner Verweigerung des Abzugs bestehen sollte, genöthigt seyn würden, wider ihn ihre eigene Macht mit der Macht des Tilly zu vereinigen. Sie versprachen ihm sogar noch, daß sie sich nochmal ernstlichst verwenden wollten, ihm bei dem Kaiser Versöhnung und Gnade auszuwirken; wirkten aber mit allen ihren Versuchen und Vorschlägen bei dem Herzog Christian nicht mehr aus, als daß er von seinem damals bei Nordheim, nicht weit von Göttingen genommenen Hauptquartier nächtlicher Weile aufbrach, und mit seinem ganzen Heere durch das Osnabrückische, Münsterische und Bentheimische dem Rhein zueilte, in der vermuthlichen Absicht, bei den Holländern Dienste zu suchen. Tilly befahl dem Grafen Anholt, mit den ihm untergeordneten Truppen den Nachtrab des Feindes unausgesetzt zu be=

unruhigen, (was der Oberste Kniphausen vortrefflich ausführte); er selbst rückte mit der Hauptarmee so schnell als möglich nach; und den 6. August 1623 kam es endlich bei Loo im Münsterischen zu einer Schlacht, in welcher die Völker Christians gänzlich zu Grunde gerichtet wurden. Es war auch mehr eine Flucht und Niedermezelung, als eine Schlacht. In einem Zeitraum von zwei Stunden wurden, wie der Bericht des Tilly lautet, sechs tausend Mann getödtet, und über vier tausend, worunter die Herzoge Wilhelm von Sachsen-Weimar, und Friedrich von Sachsen-Altenburg, und bei drei hundert Offiziere vom ersten Range waren, gefangen. Sechszehn große und drei kleinere Stücke, sechszig Fahnen, alle Kriegsgeräthe und Gepäcke mit 3000 Pferden, alles Proviant und aller Geldvorrath geriethen dem Tilly in die Hände *). Christian erreichte mit einem kleinen Gefolge, worunter der junge Graf Thurn war, das holländische Gebiet, wohin ihm auch nach und nach der Ueberrest seines Heeres, drei hundert Fußknechte, fünf hundert Dragoner und drei tausend Reiter folgten, welche durch ihre schnellen Pferde der Niederlage entkommen waren.

Sogleich nach jener Schlacht rückte Tilly wider den Grafen von Mansfeld; allein da er von den Ostfriesländern, welche er aufforderte, sich mit ihm wider den Mansfeld zu vereinigen, keineswegs (sie wollten lieber an die Holländer sich anschließen) unterstützt, da er ferner von Ueberschwemmungen, welche Mansfeld veranstaltet hatte, abgehalten wurde, ihm zu Leibe zu gehen, so war er genöthigt, sich wieder zurück zu ziehen, und gleichwohl im Hessischen und der umliegenden Gegend seine Winterquartiere zu suchen. Was aber Tilly dem Mansfeld nicht abgewinnen konnte, dazu zwang diesen dann doch endlich die Noth. Seine Armee, welche mit sechs tausend Franzosen, und mit dem Rest jener Truppen, welche aus der Niederlage bei Loo entronnen, und über Züpten und Oberyssel nach Ostfriesland gekommen waren, vermehrt worden war, zählte ohne den Troß bei 25000 Mann, welche, da sie von ihrem Oberfeldherrn keinen Sold erhielten, einige Zeit vom Stehlen und Rauben lebten, und sich dann größtentheils verliefen, so daß die Ostfriesländer endlich den Muth faßten, sich den Rest mit vereinigter Kraft vom Halse zu schaffen. Ehe es aber zu allgemeinen Thätlichkeiten kam, wurde eine Unterhandlung vermittelt. Mansfeld forderte für seine Person 300,000 Gulden, und die Holländer streckten sie den Ostfriesischen Ständen mit der Bedingniß, die vom Mansfeld zu räumenden Orte indessen als Unterpfand besetzen zu dürfen, vor. Mansfeld entließ hierauf seine Truppen, welche noch in 6500 Mann bestanden, und nunmehr in andern Ländern Dienste suchten, und begab sich als ein reicher Privatmann nach Haag in Holland am Ende des Decembers 1623.

Auch das Vorhaben des Bethlen Gabor erreichte ein baldiges Ende. Dieser, vom Geist der Unruhe und Eifersucht ewig herum getriebene, stets mit sich selbst uneinige Fürst, hatte (vielleicht weil ihm der Besitz der schlesischen Fürstenthümer Oppeln und Ratibor nicht hinlänglich, oder weil ihm, wie man liest, dieser Besitz noch nicht eingeräumt, oder weil er seines Wunsches, eine kaiserliche Prinzessin heirathen zu können, nicht gewähret worden war) neuerdings das Schwert ergriffen, und nachdem ihm der alte Graf Thurn, den er, so wie den geächteten Johann Georg Markgrafen von Brandenburg, zu Jägerndorf, in seinen Schutz nahm, beim türkischen Hof, mittels einer eigenen, nach Constantinopel gemachten Reise, eine ergiebige Unterstützung an Mannschaft erwirkte, eine Armee von mehr als 60,000

*) Ablzreiter sagt, Tilly hätte, da er sah, daß seine Leute auf den sich in die Flucht stürzenden Feind noch immer einhauten, mehrere Trompeter abgeschickt, welche ihnen zum Rückzug blasen sollten, und das hat auch in Betreff der feindlichen Fußvölker, welche sich (was ganze Regimenter thaten) auf die Kniee warfen, um Pardon zu erbitten, seine Richtigkeit; sonst aber sagte Tilly in seinem von dieser Schlacht erstatteten Bericht: „Wann man mir eine freie Handt gelassen, und ich den Feindt mehrer persequiren hätte dürfen, wie ich öfters und jüngstens zu Regensburg sollicitiert, hätte ich bei dieser Occasion mittels göttlicher Gnaden eine solche Victorie erhalten, daß das ganze römische Reich wieder in Fridt und Ruehe gestellt, vnd in den alten standt hätte gerichtet werden können. Vnd möchte vielleicht noch was glickhliches erfolgen, wenn man mir die handt ungespört, und offen lassen sollte, da man sonst etwa noch lange Jahr mit solcher Unruehe zu thun haben werde, weil diesen Leuten doch nit zu thrauen sey, noch sich zur Ruehe begeben werden. Zufalls es aber je an den begehrten mitln, vnd freien disposition ermangeln sollte, bitte ich, man wolle mich zu hohen Gnaden meiner Charge, darauf erfolgenten schweren purdte, Vnd lassts gdigst entheben, und mich wider nachher hof lassen."

Mann auf die Beine gebracht. Mit dieser, von allerlei Völkern zusammen gerafften Macht, überströmte er viele, dem Kaiser in Ungarn angehörige Ortschaften, und drang unaufhaltsam bis an die Grenzen von Oesterreich, Böhmen und Mähren, ja im letztern schloß er bei Hadonin (Göding) den kaiserlichen General Montenegro mit einem Korps von 9000 Mann dergestalt ein, daß derselbe verloren zu seyn, und daß es auf nichts weiter anzukommen schien, als daß das Lager, worin sich Montenegro eingeschlossen hatte, gestürmt werde. Da sich die Ungarn nicht dazu verstehen, die Türken aber das verlangte Wagestück allein nicht übernehmen wollten; so verzog sich die Sache, bis eine (ungegründete) Nachricht ankam, daß einige tausend, für den Kaiser geworbene Polen im Begriff seyen, nach Siebenbürgen und Ungarn einzufallen, und ihm den Rückzug abzuschneiden. Sogleich sprach Bethlen Gabor nach seiner gewöhnlichen Weise von Errichtung eines Waffenstillstandes, der auch zwischen dem Kaiser und ihm wirklich erst auf zwei Monate, dann bis auf den März des Jahres 1624 errichtet, und welchem zu Folge die Armee wieder abgeführt wurde.

Und jetzt hatte es wieder neuerdings das Ansehen, daß aller Zweck, den sich sämmtliche Parteien zu erreichen bestrebt hatten, für einen Theil durch verschiedene unglückliche Zufälle und Ereignisse unwiderbringlich zernichtet, für den andern Theil durch Siege und Triumphe, welche jeden ferneren Widerstand unmöglich zu machen schienen, erobert und befestigt, und daß man mithin zur Hoffnung eines dauerhaften Friedens von allen Seiten berechtigt sey. Kaiser Ferdinand hatte sein Böhmen, seine geforderten Entschädigungen, sogar die Genugthuung für die ihm vom Friedrich von der Rheinpfalz zugefügten Beleidigungen so vollständig, als er nur wünschen konnte, erhalten; und für die ligistische Vollzugsarmee war nichts weiter, das noch vollzogen werden sollte, vorhanden. Diese Armee war, wie selbst der Feldherr Tilly ankündigte, aus der einzigen Ursache nach Niedersachsen gerückt, weil Mansfeld und der Herzog Christian von Braunschweig mit zahlreichen Heeren im Felde standen, von welchen man keine andere Absicht vermuthen konnte, als die, für den Friedrich von der Rheinpfalz zu kämpfen, und, wenn sie vom Glück begünstigt werden sollten, einen neuen höchst beschwerlichen Krieg zu veranlassen. Mansfeld und Christian waren auf dem Kampfplatze verschwunden; und sonst war, wie man sich allgemein sagte, niemand namhaft zu machen, der die Absicht hätte, denselben zu betreten; aber Tilly hörte in der Entfernung das leise Murmeln eines neuen, von allen Seiten sich wieder zusammen ziehenden gewaltigen Ungewitters, und Tilly blieb stehen.

§. XII.

Jenes Ungewitter würde längst ausgebrochen seyn, wenn nicht der König Jakob I. von England durch Privatabsichten hingehalten worden wäre. Dieser König nährte seit vielen Jahren den Wunsch, seinen Thronerben, den Prinzen Carl von Wallis, mit der Schwester des Königs Philipps IV. von Spanien, Maria Anna, verheirathen zu können, und in der zuversichtlichen Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen, womit man ihm am spanischen Hofe fortfuhr zu schmeicheln, hütete er sich sorgfältig, dem mit Spanien verbündeten österreichischen Hause, so wie den Verwendungen der spanischen Krone für dasselbe, einen wirksamen Einhalt zu thun; er pflog mit diesen in ihren Unternehmungen rasch fortschreitenden Mächten immer nur freundschaftliche Unterhandlungen, und vernachläßigte darüber seinen Schwiegersohn, Friedrich von der Rheinpfalz, gänzlich. Im Jahre 1623 schickte er seinen Kronprinzen sogar in Person nach Madrid, wo er sich vom März bis zum August aufhielt, um endlich zu bemerken, daß man daselbst nichts weniger gesinnt sey, als ihm die Infantin Maria Anna jemals zuzusagen *). Der englische Hof benahm sich dabei mit Besonnenheit und Würde. Man ließ sich von der unerwarteten Entdeckung kein Wort entfal-

---

*) Daran soll nach Schlegel (Geschichte Christians IV. Königs in Dänemark vom Slangen. 1624. p. 223. N. 233.) der Uebermuth und die Rachgier des Herzogs von Buckingham die Ursache gewesen seyn, welcher den Prinzen von Wallis nach Spanien begleitete, und weil er da ungleich weniger als der Prinz gefiel, ein Gebäude, das er selbst aufführen half, gestürzt haben soll; allein der am spanischen Hof angestellte, und mit den Geheimnissen desselben genau bekannte kaiserliche Gesandte Graf Khevenhüller sagte, (T. X. S. 707.) daß schon der (1621 verstorbene) König Philipp III. von Spanien seine Tochter Maria Anna längst dem jungen kaiserlichen Erbprinzen Ferdinand zugedacht gehabt habe, wie sie dann auch mit demselben im Jahre 1631 wirklich vermählt worden.

len, sondern drang jetzt nur inständiger als bisher auf die Wiedereinsetzung Friedrichs von der Rheinpfalz in seine vorigen Würden und Stammländer, welche der Gegenstand der bisherigen, mit freundschaftlicher Milde und Bescheidenheit gepflogenen Unterhandlungen war. Aber statt daß bisher jene Wiedereinsetzung als eine Folge der, zwischen dem Kronprinzen von England und der Prinzessin von Spanien abzuschließenden Heirath erwartet wurde: so wurde jetzt diese Heirath als Folge und die Wiedereinsetzung als vorgängige Bedingniß erklärt, und da (wie vorauszusehen war) keine genügliche Antwort vom spanischen Hof erfolgte, sogleich alle fernere Unterhandlung abgebrochen, und die zu Madrid anwesende englische Gesandschaft zurück berufen. Jakob that, als zürnte er über seine Gutmüthigkeit, bei welcher er die Dinge ganz anders wollte gesehen haben, als er sie jetzt zu sehen behauptete. Als ihm vollends die Zurückstellung der Stadt Frankenthal, welche vorhin mit englischen Truppen besetzt gewesen, und welche der spanisch-niederländischen Statthalterin mit der ausdrücklichen Bedingniß, daß sie wieder ausgeliefert werden sollte, falls sich die Unterhandlungen zerschlügen, überlassen worden war, von jener Statthalterin nicht wieder zurückgestellt wurde, indem sie sich entschuldigte, daß es nicht mehr in ihrer Macht stünde, es zu thun, schickte der König augenblicklich sowohl an König Christian IV. von Dänemark, seinen Schwager, als an den König von Schweden, Gustav Adolph, Gesandte, welche den Auftrag hatten, diese Herren zu einem Bündniß, durch dessen vereinte Kraft und Wirkung die Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen Friedrich erzwungen werden sollte, zu bereden. Bei dem König Christian IV. von Dänemark kam zu gleicher Zeit ein brandenburgischer Gesandter an, welcher ein ihm schon einmal gemachtes Versprechen wiederholte, daß er in dem Falle, da er zur Vertreibung der ligistischen und spanischen Völker beitragen wollte, von evangelischen Fürsten und Ständen mit 12000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd unterstützt werden würde. Was endlich diesen sämmtlichen neuen Ereignissen und den schnellen Fortschritten derselben gleichsam das Siegel aufdrückte, war, daß auch am französischen Hofe zu eben der Zeit ebendieselbe Stimmung herrschend wurde. Der dreiundzwanzigjährige König Ludwig XIII. nämlich (Sohn K. Heinrichs IV. und der Maria von Medicis) hatte im Jahre 1624 den Cardinal Richelieu zum Staatsrath, und bald darauf zum ersten Minister erhalten, welcher mit der Kraft seines durchdringenden und nach kühnen Unternehmungen strebenden Verstandes, zwar das, (einige Zeit vorher gesunkene) königliche Ansehen schnell wieder empor brachte, aber bis an sein (im Jahre 1642 erfolgtes) Lebensende den König und ganz Frankreich beherrschte, und im französischen Staatsrath den Grundsatz, als den höchsten Zweck, dem Frankreich unausgesetzt nachstreben müßte, förmlich aufstellte und befestigte, den Grundsatz nämlich: daß man alle Kräfte und Künste aufbieten müsse, um die Uebermacht des verbrüderten österreichisch-spanischen Hauses in allen seinen Zweigen herunter zu bringen, und dann die Macht der deutschen Nation überhaupt, welche, wenn sie vereinigt wäre, über alle Welt gebieten würde, durch Theilungen, durch Ausstreuungen wechselseitiger Uneinigkeiten und Zerrüttungen, und vor allen Dingen wieder durch die Schwächung des kaiserlichen Ansehens unkräftig zu machen. Die erste Folge dieser Plane war, daß am dänischen Hofe ein französischer Gesandter des Hayes, Baron von Courmeswin, mit Vorschlägen zu einem großen Bündniß gegen Oesterreich, an welchem, außer Frankreich, die Staaten Dänemark, England, Venedig und Savoyen Theil nehmen sollten, auftrat, und daß noch im nämlichen Jahre 1624 die Schwester König Ludwigs XIII. Henriette, an den englischen Kronprinzen Carl von Wallis versprochen, im folgenden Jahre, da Carl den Thron bestieg, wirklich vermählt, und daß mithin der ohnehin schon versicherte Beitritt von England noch mehr befestiget wurde.

Diese plötzlichen Veränderungen ereigneten sich zum Theile noch im Jahre 1623, und konnten nicht so geheim gehalten werden, daß der Kaiser, der überall seine zuverlässigen Kundschafter hatte, daß vor allen Graf Tilly nicht hätte gewahr werden sollen, daß etwas Wichtiges für die Zukunft vorgehe. Tilly, der sich bei den neuen Bewegungen nichts Gutes versah, blieb demnach mit seiner Armee in den Winterquartieren stehen, und die Häupter der Liga versammelten die Vertrautesten ihres Bundes auf den 22. April 1624 zu einer Berathschlagung nach Augsburg. Man beschloß bei der Umfrage, ob der Krieg für geendigt anzusehen sey, einhellig, daß die Gefahr eines neuen Ausbruches desselben so lange für fort-

dauernd zu halten, und mithin die Bundes-Armee so lange zu unterstützen sey, bis von sämmtlichen deutschen Ständen eine allgemeine Uebereinkunft über die Ausgleichung der noch lange nicht berichtigten Gegenstände getroffen, und ein versicherter Friede hergestellt seyn würde. Sämmtliche Anwesende äußerten ihr lebhaftes Verlangen nach diesem Frieden, dessen Herstellung und Befestigung sie dem bisher zwar behaupteten, aber ewig unsichern und stets mit unzähligem Ungemach verknüpften Glück des Krieges unendlich vorzogen, und sie gingen ihr rheinländisches Bundesoberhaupt, den Churfürsten von Mainz, mit inständigen Bitten an, als Direktor des Churfürstenkollegii, eine Zusammenkunft sämmtlicher Churfürsten auszuschreiben *), und von denselben die Bedingnisse des Friedens und die Art und Weise, wie er bald und dauerhaft hergestellt werden könnte, entwerfen, und dem Kaiser vorlegen zu lassen, welchen sie besonders ersuchen wollten, daß er Bedacht nehmen möchte, durch sein Ansehen zur Handhabung des allgemeinen Friedens nicht nur die katholischen, sondern auch protestantischen Stände und Churfürsten zu vereinigen, und auf wirksame Mittel und Wege, wie allem dem Unwesen einmal ein Ende werde, zu denken. Sie wünschten sogar, daß wenigstens ein Theil der Bundesarmee von den verbündeten Ständen in Quartiere aufgenommen werden möchte; und da diese Zumuthung keinen Eingang fand, indem die Stände glaubten, es sey zu viel gefordert, ihnen nebst der Bezahlung an den Bund auch noch die Last von Quartieren aufbürden zu wollen: so machten sie dem Tilly, welchem sie einstweilen mit einem Geschenk von 20,000 Thalern ihre Erkenntlichkeit für seine bisherigen Dienste bezeigten, den Auftrag, dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen und andern protestantischen Fürsten die feierliche Versicherung zu ertheilen, daß die Bundesarmee schlechterdings nicht die Absicht habe, wider die Länder der protestantischen Fürsten und Stände, in welchen sie durch die Gewalt unvermeidlicher Umstände Quartier zu suchen gezwungen seyn würde, etwas Gefährliches oder Feindliches vorzunehmen, daß man jene Armee zur strengsten Mannszucht anhalten, und daß man Sorge tragen werde, da, wo sich bei den Einwohnern ein Mangel an Lebensmitteln zeigen sollte, das nöthige Proviant um einen mäßigen Anschlag an Ort und Stelle herbeizuschaffen. Da man übrigens mit der Bundesarmee nicht bloß erst auf Kriege gefaßt seyn, sondern alle Erneuerungen von Kriegen in ihrem Keime zerstören wollte, so kam man überein: „daß man nicht nur diejenigen als Feinde ansehen müsse, welche sich durch Worte und Thaten gegen den Kaiser und den Bund als solche gezeigt hätten, sondern auch diejenigen, welche zwar bis jetzt noch stille gesessen, doch damit umgingen, Volk im Lande zu werben, und fremdes Volk gegen die Gesetze des Reichs, und ohne des Kaisers Wissen einzuführen, und auf desselben Abmahnen nicht sogleich ihre verdächtigen Werbungen einstellten. In solchen Fällen dürfe man keinen Vorwand, auch nicht den eigener Landesvertheidigung gelten lassen, sondern man müsse geradehin die Werbungen und Musterplätze zerstören, um die Plane der Feinde zu zernichten, ehe sie reif zur Ausführung geworden wären."

Auf den Fall, welcher den anwesenden Ständen nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich vorkam, daß es im Plane der Gegner liegen sollte, nichts zu thun, was den Bund veranlassen konnte, sich an sie zu wagen, sondern ihn ohne Schwertstreich und durch sich selbst, durch ewige Rüstung und Anstrengung seiner Kraft aufzureiben, wurde es gleichwohl dem Kaiser und dem Bundesobersten überlassen, die nöthigen Maßregeln zu ergreifen. Sonst glaubten die Anwesenden hinlänglich befugt zu seyn, in Betreff der Quartiere die Länder der vereinigten Stände zu schonen, und dort Quartiere zu suchen, wo man feindlichen Angriffen leicht begegnen könne; endlich beschlossen sie, die Festungen Heidelberg und Mannheim, welche die Bundesarmee im Namen des Kaisers eingenommen hatte, an niemanden, es möge es auch verlangen, wer da wolle, herauszugeben.

Wiewohl nun solche Gesinnungen und Entschlüsse anzuzeigen und zu beweisen schienen, daß man von Seite der Liga nicht gesinnt

*) Auch auf der im nämlichen Jahre 1624 angestellten Versammlung zu Schleusingen wurde von einigen Churfürsten, besonders von Mainz und Bayern die Fortsetzung eines Churfürstentags sehr betrieben, aber vom Kaiser nicht befördert; vielleicht weil man meinte, daß Brandenburg, nachdem es in die Chur von Bayern noch nicht gewilligt hatte, nicht erscheinen; vielleicht weil dem Kaiser zu einer Zeit, da für ihn noch alles gut gegangen war, eine Beschränkung seiner Siege nicht erwünscht gewesen seyn mochte.

sey, den Krieg fortzusetzen, sobald man versichert seyn würde, daß ihn die Freunde und Anhänger des Pfalzgrafen Friedrich nicht fortsetzten: so wurden dennoch von diesen gerade jene Entschlüsse für eben so viele Beweise, daß die Liga den Krieg schlechterdings beabsichtige, und daß dieser Krieg nichts anders, als die gänzliche Ausrottung alles protestantischen Religionswesens in Niederdeutschland zum unmittelbaren Zweck habe, gehalten; und wenn man aus dem, was in Oberdeutschland, was in Böhmen und andern kaiserlichen Erbländern, welche bereits besiegt worden waren, geschah, den Schluß abzog, daß ebendasselbe Schicksal auch Niederdeutschland, falls es ebenfalls besiegt werden sollte, bevorstehen würde: so ist nicht zu läugnen, daß die Vorgänge in den eroberten Ländern nicht dazu geeignet waren, den Protestanten in Niederdeutschland eine gute Meinung von ihren Gegnern, oder einiges Zutrauen auf ihre Versicherungen, daß der augsburgische Religionsfriede pünktlich gehalten werden sollte, einzuflößen. Die Bayern und Spanier räumten in den Ländern und Städten, welche sie eroberten, den Katholiken nicht nur alles, was ihnen von ihren Glaubensgegnern abgenommen worden war, wieder ein, sondern verdrängten (was freilich auch die Protestanten und vorzüglich die Calvinisten ihrer Seits, wo sie konnten, nicht weniger für sich thaten) vollends überall die nicht katholisch gesinnten Einwohner, und in der Rheinpfalz z. B. mußten alle Calvinisten das Land räumen, welches dann auch durch den Abzug derselben dergestalt verödet worden seyn soll, daß die übrig gebliebenen einige Zeit genöthiget waren, ihr Leben mit Sammlung der Wurzeln von Feldkräutern zu erhalten. In den unmittelbar dem Kaiser unterworfenen Erbländern wurde noch weit schneller ohne alle Nachsicht verfahren. In Böhmen wurden alle Bibliotheken untersucht, und alle die protestantische Lehre begünstigenden Bücher mit größter Sorgfalt entfernt. Die Pfarren wurden den evangelischen Predigern abgenommen, und mit katholischen Priestern besetzt. So ging es auch in Mähren, aus welchem allein an Wiedertäufern über 20000 Bürger das Land verliessen, nachdem alle ihre Bitten, Vorstellungen und Erinnerungen an ehemalige kaiserliche Zusagen abgewiesen wurden. Nicht weniger wurden in Oesterreich unter und ober der Ens die wirksamsten Vorkehrungen zur Wiederherstellung der katholischen Religion getroffen, wie dann selbst in Wien erst den protestantischen Predigern, und einige Zeit darauf sämmtlichen nicht katholischen Einwohnern der Befehl zuging, binnen einem gewissen Termin sich entweder zur katholischen Religion zu bekennen, oder das Land zu meiden. Im Land ob der Ens wurde allen evangelischen Predigern und Schulmeistern geboten, binnen acht Tagen das Land zu verlassen, und dem Statthalter, Adam von Herberstorf, wurde die Macht und der Auftrag ertheilt, alle die, welche sich widersetzen, oder einen evangelischen Pfarrer oder Schulmeister heimlich behalten würden, an Leib und Gut andern zum Beispiel zu strafen. Durch ein anderes Edikt wurde befohlen, daß jedermann den katholischen Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen besuchen, und daß alle jene Eltern, welche ihre Kinder zur Erziehung außer Landes an protestantische Orte geschickt hätten, dieselben binnen sechs Monaten an katholische Orte zur Erziehung geben, und alle protestantischen Hauslehrer entlassen sollten; ja binnen einem halben Jahre sollte jeder Einwohner des Landes ob der Ens anzeigen, ob er sich in der katholischen Religion wolle unterrichten lassen, oder das Land meiden u. s. w. Sämmtlichen Landoffizieren wurde bedeutet, daß sie binnen einem Jahre zur katholischen Religion sich bekennen, oder der Entfernung von ihren Stellen gewärtig seyn sollten. Binnen einem Monat sollten alle verbotenen Bücher abgegeben, oder außer Lands geschickt werden. Den Landständen wurde aufgegeben, binnen sechs Wochen wegen der, unter ihrer Verwaltung stehenden geistlichen Güter den schon längst erwarteten Bericht zu erstatten, und als sie hierüber eine schriftliche Vorstellung machten, wurde ihnen vom Kaiser bedeutet: „Er habe mit Befremden ihre, in Worten und Sachen ungeziemende Bittschrift gelesen, lasse es bei seinem gefaßten Schluß bewenden, verbiete ihnen alles Nachsuchen, befehle auch anbei, den Verfasser derselben binnen dreien Tagen namhaft zu machen. Hätten sie aber in politischen Sachen etwas anzubringen, so wolle er sie hören.“ Auch die Entscheidung einiger in Streit gezogenen Rechtsfälle am kaiserlichen Hof zu Gunsten solcher Fürsten, welche die Sache des Kaisers in Schutz nahmen *), machte die Freunde des Kaisers,

*) Ein solcher Streit ergab sich zwischen dem Landgrafen von Hessen-Cassel, Moriz, und dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt, nach dem im Jahre 1604 erfolgten Hintritt des Landgrafen Lud-

und ihn selbst bei allen denjenigen, die sich zu ihnen nichts Gutes versehen zu können glaubten, zu Gegenständen der Furcht und des Hasses, und man hielt es überhaupt für unmöglich, daß es dem Kaiser, wenn er vom Frieden und von Friedensunterhandlungen spräche, jemals ein wahrer Ernst seyn könne, nachdem derselbe schon aus dem Grunde, weil wegen und seit der Reformation so viele Kriege und Zerrüttungen entstanden, überall, wo er mit Macht wirken konnte, jede Spur von Reformation austilgte; nachdem ferner derselbe behauptete, die von Katholiken für diese gegründeten Bisthümer, Stifter und Klöster gehörten zu ewigen Zeiten allein den Katholiken, und könnten nie andern Glaubensgenossen angehörig seyn; nachdem derselbe den in Deutschland erst nach dem Religionsfrieden entstandenen Calvinisten noch niemals eine beruhigende Versicherung wegen einer gesetzlich fest zu setzenden Duldung ihres Glaubensbekenntnisses gegeben; nachdem er endlich auf allen bisher zur Ausgleichung der Uneinigkeiten angestellten Verhandlungen die Wiederherstellung des Pfalzgrafen Friedrichs, statt für sie wenigstens einige Hoffnung offen zu lassen, stets zu vereiteln und unheilbar zu machen, und im Jahre 1624 sogar den Churfürsten Johann Georg von Sachsen (welchem er im Jahre 1623 die bisher nur zum Unterpfande wegen sieben Millionen Kriegskosten schriftlich eingesetzte Ober- und Niederlausitz wirklich einräumte) dahin gebracht hatte, in einer zu Schleusingen (im Hennebergischen) im Monat Juni 1624 angestellten Versammlung den Herzog Maximilian von Bayern als Churfürsten (wiewohl nur mit der Klausel auf Lebenslang und ohne allen Nachtheil des Rechts des pfälzischen Hauses) zu erkennen, und in die wirkliche Aufnahme des bayerischen Churfürsten, welche Aufnahme auch unverzüglich in Nürnberg vollzogen wurde, zu willigen.

Jene Klausel wurde beinahe von allen den Fürsten, welche sich für die Bewirkung des Friedens lebhaft verwendeten, als der beste und einzige Mittelweg (zwischen den Forderungen des Pfalzgrafen und einiger seiner Vertheidiger, welche, die böhmische Krone ausgenommen, alles übrige in den alten Stand gesetzt wissen, und zwischen den Handlungen des Kaisers und den ligistischen Fürsten, welche von einer Wiederherstellung des Pfalzgrafen, wenigstens nach dem Scheine ihrer bisherigen Unternehmungen im Ernste nichts weiter hören wollten) angesehen, welchen sich beide Theile aus Liebe zum Frieden und aus Erbarmung gegen Millionen unschuldiger Familien, welche die Schrecken und verheerenden Folgen des Krieges ohne die geringste, ihrer Seits gegebene Veranlassung würden leiden müssen, gefallen lassen sollten. Aber jener Mittelweg wurde von dem Augenblicke an verschmähet, seitdem einer der Theile sich stark genug fühlte, desselben entbehren, und geradezu fordern zu können. So zeigte sich, und so sprach der König von Dänemark, Christian IV., von der Stunde an, da sich ihm Großbrittanien in einer veränderten, von ihm längst gewünschten Umstimmung zeigte. Ohne einmal eine Antwort des Kaisers, welchem er jenen Mittelweg, als den zuverläßigsten, wodurch ein allgemeiner Friede zu Stande gebracht werden könnte, vorgeschlagen hatte, abzuwarten, erklärte er sogleich noch im Juli 1624, daß man von keinem Mittelweg sprechen, daß man dem Pfalzgrafen Friedrich ohne weiters die Churwürde zurückstellen, und daß man dessen völlige Wie-

---

wigs V. von Hessen-Marburg, indem dieser vermöge eines Testaments seine Ländereien seinen Vettern von der casselischen und darmstädtischen Linie mit dem Vorbehalt hinterließ, daß derjenige seines Erbtheils verlustig seyn sollte, welcher die lutherische Religion verlassen, oder die geringste Einwendung wider das Testament machen würde. Die darmstädtische Linie zählte damals drei Brüder. Diese zogen von der Landgrafschaft Marburg drei Viertheil aus dem Grunde an sich, daß die Seitenverwandten im vierten Grade nach den Stämmen und nicht nach den Köpfen erben. Der Landgraf Moriz von Hessen-Cassel widersprach jenem Grundsatz; eben dieser Moriz war zur calvinischen Religion übergetreten. Daher erklärten ihn die Landgrafen von Hessendarmstadt seines Erbtheils aus einem zweifachen Grunde verlustig, weil er das Testament angestritten, und weil er die Religion verlassen hatte. Allein der Landgraf Moriz von Hessen-Cassel bemächtigte sich mit Gewalt der Stadt Marburg, und blieb bei zwanzig Jahre im Besitz, als der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt auf dem zu Regensburg 1623 gehaltenen Churfürsten- und Fürstentag ein, nach dem eingeholten Rath der drei geistlichen Churfürsten und des Herzogs von Bayern abgefaßtes kaiserliches Urtheil erwirkte, vermöge dessen dem Landgrafen Moriz wegen der, dem selbst anerkannten Testament Landgrafen Ludwigs V. zu Hessen-Marburg zuwider geschehenen Unternehmungen, das ihm im gedachten Testament zugedachte Erbtheil ab, und nebst allen von der Zeit dieser Veränderungen eingekommenen Nutzungen dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt zugesprochen, dieß Urtheil auch im Jahre 1624 mit Hülfe ligistischer Truppen, welche den Winter 1623 ohnehin in den Hessen-Casselischen Landen einquartiert waren, vollzogen wurde.

dereinsetzung ohne einige Ausnahme bei einem künftigen Vergleich zum Grunde legen, mithin demselben seine sämmtlichen Würden und Erbländer wieder einräumen müsse. Hierauf hat der Kaiser die entscheidendste Antwort, die er geben konnte, nämlich keine Antwort gegeben.

Der ganze Norden gerieth in Bewegung. Der König Jakob von England hatte von seinem Parlament die Errichtung einer Landarmee von fünfzig tausend Mann, und eine andere zur See von zehn tausend bewilligt bekommen; er versprach den Holländern die Summe von einer Million und 500000 Gulden, mit denen sie zum Dienst des Pfalzgrafen gegen die spanischen Niederlande 6000 Mann unterhalten sollten. Auch den Grafen von Mansfeld, welchem er bei dieser Gelegenheit eine Herrschaft von jährlichen 30000 Gulden auf seine Lebenszeit überließ, nahm er in Bestallung, und schickte ihn mit 12000 Mann nach der Unterpfalz; und endlich schloß er zur Beschützung der französischen Küste und Italiens wider Spanien mit Frankreich, Venedig, und Holland, das gleich anfangs in Vorschlag gebrachte Bündniß. Die Könige von Dänemark und Schweden schienen in die Wette zu streiten, wer von ihnen zuerst die Ehre haben sollte, die gesunkene Sache des Pfalzgrafen wieder aufzurichten, und mit der Befestigung eines sichern Friedens in Deutschland seine eigenen Vortheile in Sicherheit zu bringen.

Wären diese sämmtlichen Mächte unverzüglich mit vereinigten Kräften aufgebrochen, und hätten sie das Heer des Tilly, ohne ihm zur Sammlung neuer Verstärkungen Zeit zu lassen, in die Mitte genommen: so hätten sie sich, wenn auch nicht alles nach ihren Wünschen ausgefallen seyn sollte, wenigstens keinen Vorwurf zu machen gehabt, nicht alles Thunliche zur rechten Zeit mit Muth und Eifer gethan zu haben; aber neue Vorfälle, neue persönliche Absichten und Zögerungen machten, daß zur Zeit nicht die Hälfte dessen, was man sich vorgenommen hatte, zu Stande kam. Der König Jakob I. von England starb im März 1625, und sein Sohn und Nachfolger Carl fand beim Antritt seiner Regierung in seinem eigenen Staat zu viel zu besorgen, um an auswärtige Angelegenheiten mit Ernst denken zu können. Auf eine ähnliche Weise wurde auch der König Ludwig XIII. von Frankreich durch einheimische Unruhen abgehalten, an den Unruhen in Deutschland mit Nachdruck Theil zu nehmen. Mansfeld wurde zwar in England mit 12000 Mann eingeschifft, aber nirgends, wo er landen wollte, mit einer freundlichen Aufnahme unterstützt, so daß er sein Korps theils durch Krankheiten, theils durch Ausreissungen der mißvergnügten Soldaten gänzlich verlor. Die übrigen Mächte zauderten sämmtlich mit ihren Ausrüstungen, und in Deutschland wurde zwar von den Fürsten und Ständen, welche die Furcht auftrieb, viel geklagt und berathschlagt, aber wenig mit Erfolg beschlossen. Der Churfürst Johann Georg von Sachsen, wiewohl ihm das Verfahren des Kaisers mit den in den österreichischen Erbstaaten sich befindenden Protestanten sehr zu Herzen ging, hielt noch immer mit allen Zurüstungen, welche dem Kaiser mißfällig oder verdächtig hätten werden können, zurück, und alles, was der Churfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, der übrigens kein Bedenken trug, seine Schwester Katharina mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlem Gabor, zu vermählen, unternahm, war, daß er auf den Fall, da er angegriffen werden sollte, zu seiner Vertheidigung Anstalten machte. Die Fürsten und Stände des niedersächsischen Kreises waren zwar wegen der Kriegsdrangsale, welche sie theils bereits zu leiden anfingen, theils noch mehr fürchteten, in den tiefsten Kummer versetzt, blieben aber, wie bereits oben bemerkt wurde, ohne allen festen Zusammenhalt und so lange sie nicht von einer ansehnlichen fremden Macht gleichsam mitgezogen wurden, bei aller ihrer Stärke ohne alle Kraft. Eine solche zur Ausführung großer Dinge hinlängliche Macht fand sich allerdings bei den Königen von Dänemark und Schweden, welche jetzt noch die einzigen waren, bei denen sich eine freie Entschlossenheit, und dabei mehr als ein Beweggrund fand, wider den Kaiser die Waffen zu ergreifen. Der König Christian IV. von Dänemark war theils wegen der Erhebung der Grafen von Schaumburg zu Reichsfürsten (der Kaiser hatte noch gar viele andere, als die Grafen von Salm, die Freiherrn von Eggenberg, die Grafen von Hohenzollern-Hechingen, die Freiherren von Lobkowiz rc. in den Reichsfürstenstand erhoben), und wegen des Entschlusses jener neuen Reichsfürsten von Schaumburg, Titel und Wappen von Holstein, welches ihre Vorfahren einst besaßen, wieder anzunehmen, sehr wider den Kaiser entrüstet,

theils war er der zuversichtlichen Hoffnung, daß ihm ein Krieg in Deutschland die schönste Gelegenheit darbieten würde, den jüngern Prinzen seines Hauses das Erzbisthum Bremen, nebst den Bisthümern Verden und Minden zu verschaffen. Mit dem Könige von Schweden, Gustav Adolph, hatte es die nämliche Bewandtniß; er hoffte den verwirrten Zustand von Deutschland benutzen, und einige Ländereien an sich reißen zu können. Allein zwischen diesen Königen, welche übrigens, wie sichs für jeden Kenner solcher Dinge ohnehin versteht, von nichts weniger als von ihrem groben Eigennutz, sondern immer nur von ihrer Pflicht und Großmuth, vermöge welcher sie die Freiheit und Erhaltung der protestantischen Religion, und die deutsche Freiheit überhaupt wider das Erzhaus Oesterreich in Schutz nehmen würden, sprachen, walteten solche Verhältnisse ob, welche schlechterdings allem Zusammenwirken ungünstig waren. Das Königreich Schweden nämlich war ehemals mit dem Königreich Dänemark vereinigt, und erst 1523 hatte Gustav Wasa, ein Abkömmling des alten schwedischen Königsstammes, das Königreich Schweden wieder selbstständig gemacht; aber ohne die beiden getrennten Nationen zu wechselseitigen, wohlwollenden, oder doch friedlichen Gesinnungen wieder empfänglich machen zu können. Die Schweden haßten jede, auch nur dem Scheine nach anwachsende Ueberlegenheit der dänischen Könige; diese hielten es noch immer nicht für ganz unmöglich, Schweden wieder erobern zu können; wie denn selbst König Christian IV. von Dänemark die schwedischen Grenzen unter der Regierung König Carls (des Vaters des Gustav Adolph) angefallen, und mit Glück einen Krieg fortgesetzt hatte, welchen eben dieser Gustav Adolph unmittelbar nach seiner Thronbesteigung durch viele Aufopferungen beilegte. Beide Könige beneideten einander die Vortheile, welche sie auf deutschem Boden, und zwar selbst durch die militärische Unterstützung deutscher Fürsten erobern zu können wünschten, und der schwedische König forderte sogleich im Voraus solche Vortheile, welche seine ganze Absicht verriethen; indem er nämlich mit 12000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd im niedersächsischen Kreise zu erscheinen versprach, verlangte er nicht nur, daß man seine Truppen mit einem ermunternden Sold und allen Arten von Kriegsbedürfnissen versehen, daß man eine Armee von doppelter Anzahl, so daß die ganze Rüstung in 36000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferd bestünde, stellen, und ihm über das Ganze das unumschränkte Commando überlassen, sondern daß man ihm überdieß und vor allen Dingen zwei feste Plätze in Deutschland, den einen an der Ost- den andern an der Nordsee zum sichern Rückzug seiner Truppen einräumen sollte. Diese Erklärung des Königs von Schweden und zumal der hohe Preis, welchen derselbe auf seinen Beistand setzte, erfüllte den König von Dänemark mit der lebhaftesten Begierde, bei den niedersächsischen Kreisständen den Vorsprung zu gewinnen, wobei sich Gustav Adolph noch zur Zeit desto ruhiger verhielt, als er damals selbst in einen Krieg, der seine ganze Aufmerksamkeit erforderte, verwickelt war. Der ebengenannte neue Stifter des schwedischen Reichs, Gustav Wasa, hatte in Schweden die Lehre Luthers eingeführt, auch durch die Einziehung der von katholischen Vorfahren gegründeten Kirchengüter seinem Reiche eben die festeste Stütze verschafft; und damit diese für die Zukunft nicht wieder in die Gefahr kommen sollte, zu wanken: so setzte er als ein Reichsgrundgesetz fest, daß die Katholiken aller Staatsämter in Schweden unfähig, und daß kein künftiger schwedischer König ermächtigt seyn solle, den Religionszustand zu ändern. Aber schon der zweite Sohn und zweite Nachfolger des Gustav Wasa, König Johann nämlich, trat wieder zur katholischen Religion zurück, und dessen katholisch erzogener Sohn und Nachfolger Sigmund, begünstigte jene Religion mit einem Eifer, bei welchem die herrschende lutherische Lehre ihr Ansehen und ihre Fortdauer im Königreich zu verlieren schien. König Sigmund hatte den schwächlichen Ehrgeiz gehabt, sich auch zum König von Polen wählen zu lassen, was ihn nöthigte, seinen Wohnsitz in Polen zu nehmen, und in seinem Erbkönigreich Schweden gleichwohl einen Statthalter zu bestellen, wozu er den dritten Sohn seines Großvaters, Gustav Wasa, den Prinzen Carl nämlich, Herzog von Südermanland wählte. Dieser Prinz war der lutherischen Religion zugethan; und gleichwie er eben dieses Umstandes wegen dem Volke in Schweden angenehmer war, als der eifrig katholische Sigmund: so benutzte er die ihm günstige Stimmung, und bemächtigte sich mittels des Ausspruchs und Schutzes einer allgemeinen Reichsversammlung des Thrones, von welchem, ungeachtet des in der schwedischen Thronfolge eingeführten Rechts der Erstgeburt,

Sigmund mit seiner ganzen Nachkommenschaft ausgeschlossen seyn sollte. Sigmund griff deshalb zum Schwerdt, und setzte einen hitzigen, wiewohl von seiner Seite übel geleiteten, und daher unglücklichen Krieg nicht nur unter König Karl, (IX.) sondern auch unter dessen Sohn, Gustav Adolph, der im Jahre 1611, im siebenzehenten Jahre seines Alters den schwedischen Thron bestieg, fort, und im März 1625 ging ein mit beiderseitigem Verlangen getroffner Waffenstillstand zu Ende. Gustav Adolph hatte demnach alle Ursache, und auch Klugheit genug, sich zuerst mit ungetheilten Kräften nach Polen zu wenden, und dann erst, wenn er den Krieg in diesem Königreich mit Vortheil geendigt haben würde, in Niedersachsen sich umzusehen; er gab sich dabei noch das Verdienst, zu versichern, daß er mittels seines Zugs wider die Polen den niedersächsischen Fürsten einen wichtigen Dienst leiste, indem er die Polen verhinderte, den Kaiser mit ihrer gesammten Macht zu unterstützen.

Desto thätiger zeigte sich König Christian IV. von Dänemark. Schon im März 1625 schloß er zu Lauenburg mit dem Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, mit dem Administrator von Magdeburg, Christian Wilhelm, Markgrafen von Brandenburg, mit dem Erzbischof von Bremen, den Herzogen Adolph Friedrich, und Johann Albrecht von Meklenburg, und Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, dann (wie einige bezeugen) mit dem Landgrafen Moriz von Hessenkassel, ein Bündniß, und bald darauf wurde er (zu Lüneburg, oder zu Braunschweig) im May, während seines Aufenthalts zu Segeberg zum Obersten des niedersächsischen Kreises (der bisherige Kreisoberste, Herzog Christian von Lüneburg hatte das, von ihm bisher geführte Kreisoberstenamt niedergelegt) gewählt. Die Stände machten sich unter einander verbindlich, ein neunfaches gewöhnliches Reichscontingent wegen des ganzen Kreises zu stellen, dem König Christian von Dänemark mit Zuordnung einiger Fürsten völlige Gewalt über die Armee zu überlassen, und übrigens, wenn es zu einem offenbaren Krieg kommen sollte, keinen Frieden, den nicht alle Verbündete bewilligt, und daran Theil genommen haben würden, zu schließen. Man enthielt sich noch immer geflissentlich aller Erwähnung eines offenbaren, und unvermeidlichen Krieges, und fertigte vielmehr sämmtliche Befehle unter der ausdrücklichen Form und Verwahrung aus, daß alle Zurüstungen allein dazu dienen sollten, den Religions- und Profanfrieden zu erhalten und sich wider Bedrückungen und Angriffe in eine Verfassung, welche schon der gesunde Menschenverstand anrieth, zu setzen; und damit jederman überzeugt werden möchte, daß die Rüstung geradezu niemanden, der die Ruhe des Kreises nicht stören würde, und am wenigsten dem Kaiser gelte: so gaben die Verbündeten sowohl dem Tilly, als dem Kaiser von dem Zweck ihres Bündnisses, und von der Erwählung des Königs von Dänemark zum Kreisobersten eine, wenigstens dem Scheine nach unbefangne Nachricht, ja sie erschöpften gleichsam alles, was ihre Aufrichtigkeit außer allen Verdacht setzen sollte, indem sie sogar die Befehle, welche der Kaiser wider die Werbungen des Mansfeld, und wider alle Dienste bei und für denselben hatte ausgehen lassen, zur öffentlichen Kundmachung an die Kreisgesandten vertheilten. Allein da in den wiederholten Schreiben an den Kaiser vorkam, daß man vorhabe, sich der Nothwehr zu bedienen, nämlich den verderblichen Einquartierungen und Kriegsbürden, welche einige Stände des Kreises, (den Reichsgesetzen, und dem Religionsfrieden zuwider,) dulden, und mit denen sich die übrigen, ohne daß sie ein gütliches Mittel sähen, sich zu helfen, vom General Tilly bedroht sehen müßten, abzuhelfen; da ferner darin vorkam, daß man die Hoffnung nicht fahren lasse, daß der Kaiser wenigstens aus Mitleiden, aus Großmuth, und aus Liebe für Deutschlands Beruhigung, den vertriebenen Churfürsten von der Pfalz, dessen Versehen nur von übeln Rathgebern herrühre, wieder einsetzen werde: so glaubte man in dem benachrichtigten Bündniß keineswegs bloß Anstalten zur Vertheidigung auf den Fall eines Angriffes, sondern geradezu förmliche Kriegsrüstungen und Absichten zu Angriffen, welchen man auf das thätigste zuvorkommen müßte, zu sehen. Man eröffnete auch auf der Stelle die Vorspiele des Kriegs.

Tilly, dessen Armee schon in der Nähe im Hessischen stand, schickte in dem ganzen niedersächsischen Kreise offene Patente herum, worin er die Stände vor allen schädlichen Bündnissen warnte, diejenigen, welche sich fügen würden, seiner aufrichtigen Gesinnungen, bei denen sie für ihre Freiheit nichts zu fürchten haben würden, versicherte und besonders die Erwählung des Königs von Dänemark zum Kreisobersten höchstens mißbilligte. Aehnliche Schreiben erließ auch der Kaiser, auf welche von den Kreisständen und dem Kö-

nig von Dänemark Widerlegungen, Erläuterungen, und (wie es solche Fälle mit sich bringen) mit verschiednen Worten und Wendungen, immer dieselben Aeußerungen erfolgten. Während dieser Vorgänge musterte der König Christian IV. von Dänemark bei Itzehoe an der Stör im Holsteinischen den größten Theil seiner schon damals 25000 Mann, (worunter 10000 Reiter waren,) starken Armee, welche mit Generälen vom ersten Range (als dem Administrator von Magdeburg, und brandenburgischen Markgrafen, Christian Wilhelm, dem Herzog von Sachsen = Weimar, Johann Ernst, dem Herzog von Altenburg, Friedrich) und überhaupt mit den auserlesensten dänischen und solchen fremden Offizieren, die sich in der Pfalz und in Böhmen wohl versucht hatten (unter solchen befand sich der pfälzische General Johann Wilhelm Obentraut) vortrefflich versehen war. Tilly, der indeß aus den spanischen Niederlanden, und aus Polen, aus welchem ihm der Oberste Radzivil einige tausend Kosaken zuführte, verstärkt worden war, wartete nicht bis der König von Dänemark die seinen Planen gemäße Maßregeln genommen haben würde, sondern überfiel, da sich niemand seiner Ankunft versehen hatte, einen wichtigen Paß an der Weser, die (in der gefürsteten Abtei Corvey gelegne) Stadt Höxter, nicht, wie er sagte, um Feindseligkeiten anzufangen, sondern nur um den Unternehmungen des Mansfeld und Christian von Braunschweig, welche mit frisch gesammelten Korps heran rückten, vorzubeugen. Dies nöthigte den König Christian sich ebenfalls in Marsch zu setzen; er rückte über die Elbe durch die Gegend von Stade nach Verden, und zog jenseits der Weser herauf nach Nienburg, Stolzenau und Hameln, in welcher letztern Stadt er dem Tilly so nahe gekommen war, daß die Vorposten beider Heere bereits an einander geriethen, so daß es bald zu ernsthaftern Auftritten gekommen seyn dürfte, wenn nicht König Christian IV. das Unglück gehabt hätte, auf dem Wall vor Hameln mit dem Pferd in einen, 22 Fuß tiefen, Graben einen Sturz zu machen, von dem er für todt herauf gebracht wurde. Dieser Unfall bewog seine ganze Generalität, zu beschließen, daß der König, der sich nach einigen Tagen wieder allmählig erholte, nach einem vom Feind entfernten Platz in Sicherheit gebracht werden, und daß zu solchem Ende die Armee ihm folgen müsse. Man brachte den König nach Verden zurück, und die Armee zog ihm nach, doch so, daß in den haltbarern Orten Besatzungen blieben. Tilly besetzte sogleich Hameln, Minden und Stolzenau welches letztere sich freiwillig ergab, verlor aber vor Nienburg, ohne diese Stadt erobern zu können, bei 2000 Mann, wofür er aber dadurch wieder entschädigt wurde, daß er Calenberg, durch eine freiwillige Uebergabe, und daß er (1625 den 25. Oct. d. 4. Nov.) vor Hannover, auf welche Stadt er ebenfalls Absichten hatte, durch das besondere Wohlverhalten des Grafen von Anholt, in einem Gefecht wider ein dänisches Korps obsiegte, worin von 5000 Dänen bei 600 erlegt, überhaupt aber bei 3000 vermißt, und die vortrefflichen Generale Obentraut, und Herzog Friedrich von Sachsen = Altenburg, jener getödtet, dieser gefangen wurden. Hingegen brachte der König Christian IV. von Dänemark Stolzenau wieder in seine Gewalt.

Diese sämmtliche Begebenheiten gingen vor sich, während von beiden Theilen noch immer mit gleicher Beharrlichkeit die Bahauptung, daß sie durch ihre Unternehmungen nichts als den Frieden bezweckten, aufgestellt, und während in solcher Hinsicht noch immer unterhandelt wurde. Tilly versicherte, daß er ohne Verzug abziehen würde, sobald ihm die niedersächsischen Fürsten nebst ihrem Kreisobersten überzeugende Beweise, daß sie keinen Krieg zu führen im Sinn hätten, geben, und in dieser Hinsicht ihre Truppen entlassen würden; diese betheuerten, daß sie ihrer Seits nichts weniger, als angriffsweise Krieg zu führen gedächten, und daß sie mit ihren Truppen sogleich abziehen würden, sobald man ihnen von Seite des Gegentheils mit einem gleichen Beispiele vorausgehen, und sie durch die Entfernung der ligistischen Truppen; und durch eine förmliche Aufhebung der bei dem eintretenden Frieden zu keinem weitern Kriegszweck dann noch brauchbaren Liga überzeugen würde, daß man nicht vorhabe, eine, von ihnen zu veranstaltende voreilige Entlassung ihrer Truppen zu benutzen, und wenn sie gutmüthig, aber unklug allen an sie gemachten Forderungen Genüge geleistet hätten, über entwaffnete wehrlose Länder herzufallen. Wiewohl nun hierüber unaufhörlich Schriften gewechselt, mehrere Kreisversammlungen gehalten, und die Kreisstände noch am Ende des Jahrs 1625 nach Braunschweig, wo, während eines von sämmtlichen Theilen beliebten Waffenstillstandes die Churfürsten von Sachsen

und Brandenburg vermitteln sollten, berufen wurden: so gaben doch beide Theile zu gleicher Zeit schon aus dem Ernst von Zubereitungen und Anstalten, welche sie zu einer baldigen Eröffnung eines neuen, wiewohl durch kein neues Manifest angekündigten Krieges vornahmen (König Christian IV. schloß sogar während der eröffneten Kreisversammlung ein Bündniß mit England und Holland), dann aus verschiednen immer höher steigenden Forderungen, welche beide Theile zum Grund eines Friedens festsetzten, klar zu verstehen, daß die Sache, welche entschieden werden sollte, nur noch durch einen neuen Krieg entschieden werden könne. Die niedersächsischen Stände verlangten, außer der Entfernung und Entlassung der ligistischen Völker, eine vollkommne Sicherheit wegen ihrer ordentlichen Gerichtsbarkeit in geistlichen und weltlichen Sachen, sowohl in Erz- und Hochstiftern, als in ihren Erblanden, eine vollkommne Wahl- und Postulationsfreiheit der Capitel u. s. w.; ja, im Grunde zielte ihr Vorhaben auf nichts Geringers ab, als auf die vom König von Dänemark geforderte Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen Friedrich in alle seine Länder und Würden, und (wenn das Kriegsglück für sie entscheiden sollte) selbst Zurückgabe der böhmischen Krone; dann ferner auf eine gesetzliche Anerkennung aller Forderungen, welche die Protestanten überhaupt auf den vorigen Reichstagen unter den letztern Kaisern gemacht haben. Auf eine ähnliche Weise stieg auch Tilly mit seinen Bedingnissen, und die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg thaten als Vermittler wenig mehr, als daß sie die Schriften beider Theile denselben wechselweise zusendeten. Man befand sich demnach am Ende der Jahrs 1625 wieder an die Stelle zurückgesetzt, in der man sich bei dem Anfang des Krieges in Böhmen befand; nur war jetzt das nördliche Deutschland der Schauplatz eines Krieges, von dem man in Deutschland, ja von dem man bis dahin in Europa kaum ein ähnliches Beispiel hatte. Auch brachte das Schicksal hier Kriegshelden, und Kriegsungeheuer zusammen, von denen ein einziger im Stande war, unerwartete Begebenheiten und Veränderungen zu bewirken, Königreiche zu stürzen, und neue hervor zu rufen.

Unter den Heerführern, welche jetzt auftraten, war besonders einer von einer ungewöhnlichen Art, wie die griechische und römische Geschichte nur wenige schildert und preiset. Dieser Mann zog schon in seinen frühen Jahren durch sonderbare Einfälle, und durch rasches Streben nach kühnen, schweren, ungemeinen Dingen die Aufmerksamkeit und Bewunderung aller, die ihn in der Nähe sahen, auf sich, und zeigte sich, er mochte nun handeln, oder dem Schein nach ruhen, mit jedem Tage, gewaltiger. Als Führer, oder vielmehr als unumschränkter Herr und Gebieter über zahlreiche Armeen befand er sich in seinem Element, und dann war alles, wo er hinkam sein; er achtete dann keines Menschen, sondern trat Feunde und Feinde mit gleicher Kälte nieder. Unerbittlich, und bis zur Wildheit streng gegen die Werkzeuge seines Willens, gegen diejenigen seiner Soldaten, welche nicht taub und blind vor Wuth hinstürzten, wo er winkte, belohnte er die folgsamen, und übrig gebliebnen mit Reichthümern von Städten, und gab ihnen Provinzen zum Schmaus. Alles sollte sich vor ihm beugen, alles, im Himmel und auf der Erde sich auf ihn beziehen, ihn verherrlichen; daher kannte er nichts von dem ächten, erhabnen Seelen beiwohnenden Stolz, bei welchem man auch in der Dunkelheit groß, und im Bewußtseyn und im Gefühl seiner Größe glücklich ist; sondern ihn beherrschte und trieb die grobsinnlichste selbstsüchtigste Eitelkeit, die ihre Glückseligkeit, oder vielmehr ihre Betäubung in einem rauschenden Gefolge von Dienern, in goldnen Pallästen, und in einer allen Königsschimmer verdunkelnden Pracht sucht. Der Anblick fremder Verdienste peinigte ihn, machte ihn mißmuthig, und (was niemand mehr, als Tilly erfuhr,) unerträglich *). Er schien nach nichts geringerm zu trachten, als ein weitherrschender König zu werden, aber wenn er ein König geworden wäre, würde ihm die Welt zu eng geworden seyn. Er war von einer großen, hervorragenden hagern Gestalt, und von einem äußerst spröden, stummen, strengblickenden und gebieterischen Wesen; er scherzte niemals; aber wann alles um ihn stürzte und dampfte, und in schrecklichen Todesgräueln wimmerte; wann alles mit Schrecken und Angstgeschrei vor ihm auf den Knieen lag, und er seine Hand von Müttern und Kindern, die sich an ihn klammerten, und um ihr Leben baten, abstreifte, dann glänzte eine stumme Zufriedenheit auf seinem Angesicht.

Dieser Mann, von einem in Böhmen nahe an der Stadt Turnov gelegnen Stamm-

*) Siehe Seite 78.

schloß, Waldstein (gewöhnlich Wallenstein) Albrecht genannt, geboren 1583 zu Prag, erzogen als Edelknabe am Hofe des Markgrafen Carl von Burgau (Erzherzog Ferdinands zu Inspruck Sohn) durchreiste als Jüngling Frankreich, Spanien, England und Italien, in welchem letztern er zu Padua die Politik und Astrologie studierte, erklärte sich dann für das Militär, dessen Dienst er zuerst wider die Türken versuchte, und zeichnete sich in dem Kriege, welchen Oesterreich im Jahre 1617 wider die Venezianer führte, zuerst nach seiner Art aus, indem er bei der für Oesterreich streitenden Armee nicht bloß in Person, sondern mit einem beträchtlichen Korps Reiter, das er auf seine Kosten warb und unterhielt, (er hatte durch eine Heirath mit einer alten reichen Wittwe in Mähren ein unermeßliches Vermögen erworben) ankam, und Proben von einer seltnen Tapferkeit und Geistesgegenwart ablegte. Sein Hauptbestreben richtete er stets nach der Gunst und dem Zutrauen des Kaisers; daher er beim Ausbruch der böhmischen Unruhen nicht nur alles, was wider den Kaiser unternommen wurde, mißbilligte, sondern, als Oberster eines, von den mährischen Ständen zu ihrem Schutz geworbnen Regiments, dieses für den Kaiser zu gewinnen suchte, und diejenigen welche sich gewinnen ließen, nebst einer, aus der Kasse der mährischen Stände genommenen Geldsumme von hundert tausend Gulden, (der Kaiser gab sie den Eigenthümern wieder zurück) wirklich nach Wien führte. Da er sich ferner in der Schlacht am weißen Berge vor Prag, bei welcher er sich mit tausend, auf eigne Kosten geworbnen Kürassiren einfand, auf eine ungemeine Art hervorthat; so ging ihm nunmehr auch der Kaiser mit seinen Gunstbezeigungen entgegen, indem er ihn nicht nur zum Generalmajor ernannte, sondern ihn im Jahre 1622 auch mit Gütern, welche in Böhmen und Mähren eingezogen wurden, unter andern mit der, dem Christoph von Rödern, als einem Anhänger des Pfalzgrafen, abgesprochenen, (im niederschlesischen Fürstenthum Schweidnitz gelegnen) Herrschaft Friedland sammt Zugehör für ihn und seine männliche Erben belehnte, und im folgenden Jahr 1623 ihn, unter dem Titel eines Herzogs von Friedland, sogar in den Fürstenstand versetzte. Auf dieser Stufe von Glanz erblickte dieser neue Herzog von Friedland in der Entfernung noch unendliche Herrlichkeiten, nach welchen sein unersättlicher Ehrgeiz mit entflammter Begierde strebte. Er setzte sich mit seinen Entwürfen über alles Gemeine hinaus, und hielt unerreichbare Dinge für möglich und leicht. Die Nachricht von den Vorfällen in Niedersachsen eröffnete ihm ein neues Feld; er stellte dem Kaiser vor, daß Tilly, so glücklich er bisher bei seinen großen Kriegskenntnissen gewesen wäre, bei dem Anwachs so vieler neuer und mächtiger Feinde, in Verlegenheit, sich gegen sie mit seinem bisherigen Glück zu behaupten, kommen möchte, und bat um die Erlaubniß, auf seine Kosten eine Armee von 50000 Mann werben, und sie gegen die Feinde, welche jetzt wider den Kaiser auftreten würden, anführen zu dürfen; er bat dabei um nichts, als um Werbpatente, und um die Freiheit, die Offiziere zu ernennen. Eine Bitte dieser Art kam anfangs dem Hofe zu Wien abentheuerlich und lächerlich vor; allein eben sobald kam die Ueberlegung nach, welche große und mannigfaltige Vortheile der Kaiser von einer ihm nicht bloß ergebnen, aber unabhängigen Armee, (wie bisher die Armee der ligistischen Fürsten, und zumal ihres Obersten, des Churfürsten Maximilian von Bayern war) sondern von einer, unmittelbar unter seinem Befehl für seine persönlichen Absichten streitenden Armee ziehen, und zu welchen neuen Hoffnungen er durch dieselbe berechtigt werden könnte; und so, wie man sich nun bald mit der Möglichkeit der Sache, welche man so sehr wünschte, vertrauter machte: so fand man sich bewogen, indeß mit Werbpatenten auf 20000 Mann, welche Patente aber nachher mit Vergnügen auf mehrere ausgedehnt wurden, einen Versuch zu machen. Waldstein trat in Böhmen, wo ihm zu Werbplätzen drei Kreise angewiesen wurden, unverzüglich auf, und sammelte, indem er ein ungewöhnliches Handgeld zahlte, dann den gemeinen Soldaten gute Quartiere und reiche Beuten, den Offizieren aber baldige und glänzende Beförderungen versprach, in kurzer Zeit bei 15000 Mann zu Fuß, und bei 8000 zu Pferde um sich her. Mit dieser Mannschaft rückte er noch im Herbst 1625 durch den schwäbischen, fränkischen, zum Theil churrheinischen Kreis (wo er überall Leute und Gelder an sich zog, wie denn z. B. Nürnberg 100000 Gulden bezahlen mußte) weiter fort durch Hessen nach Niedersachsen, wo er eben zur Zeit, da zu Braunschweig unterhandelt wurde, ankam, und da er Krieg wollte, jede Aussicht für den Frieden vollends zernichtete.

Anmerkung zur Seite 76.

*) Dieser, nicht bloß herrschsüchtige, sondern bis zur gröbsten Unbändigkeit selbstsüchtige Mann hat dem Tilly seine ligistische Oberfeldherrnstelle unsäglich erschwert und verbittert. Niemand befand sich dabei mehr in Verlegenheit, als selbst der Churfürst von Bayern, Maximilian; er konnte den Anmaßungen Wallensteins, welcher im Namen des Kaisers auftrat, nicht Einhalt thun, und mußte gleichwohl seinem Feldherrn Tilly etwas sagen, das diesem seinen erschwerten Stand in etwas versüßen sollte. Maximilian benahm sich dabei sehr fein und klug, indem er den Tilly zu überreden suchte, daß sein Kriegsruhm bereits schon in aller Welt zu befestigt sey, um noch von einem andern verdunkelt werden zu können.

Schon den 21. Dez. 1625 wurde dem Tilly von München aus bedeutet: „Wenn der Hörzog von Friedland (Wallenstein) die Præeminenz verlangen sollte, sollte Tilly die alternativam ein Tag vmb den andern zu erhalten suchen; da Friedlandt aber nicht nachgeben wollte, sollte er Tilly des gemeinen bestens willen die Præeminenz nicht ferner difficultiren. In Feldsachen hoffe man, Friedland werde sich mit ihm wohl vergleichen."

Den 24. Hornung 1626 wurde dem Tilly vom Churfürsten Maximilian geschrieben: „Demnach Wür auf euren berichtschreiben etwas muthmassung genommen, als ob sich zwischen dem Hörzogen von Wallenstein, vnnd Euch nit allzeit die guette Correspondenz anzeigen wolte, Nun ist Eure discretion vnnd beywohnenter Verstandt nicht allein vnns: sondern meniglich soweith bekandt, daß Ihr von des gemaines weesens Wohlfahrth, vnnd aufnemmenn willen euch einen andern Respect nit hindern, noch irren würdet lassen, wie Wür dann, da Wür in Persohn im Veldt wehren, Vnns selbst mit dem Hörzogen vonn Fridtlandt vmb des gemeinen weesens, vnd befürderung, in etwas accomodieren wolten, weillen sonderlich eines ieden, vnnd vornemblich Eur bisherige Verrichtung, vnnd valor nit allein meniglich bekant, sondern bej ieden occasionen Eure dapfere Actiones nichts destoweniger Vnverborgen bleiben, vnnd was ein ieder gethon, kundtbar worden, wie Ihr Euch solches selbst zu gemüth werdet fiehren könnten. Dahero wollet Euch dess von Wallenstein bekandten humor nit irren lassen, Eur Reputation vnd Merita werden nur desto grösser."

Den 14. März 1626 beschwerte sich Tilly neuerdings „yber des Friedländers vngereimbte Zuemuethung, das Er Tilly sich mit Ihme conjungieren solle, oder Fridtländter wolle sich retiriern, wie Ihme vmbs herz, lasse Er selbst erkennen, aber zuuerwundern sey es, das sich Fridtländter bei seiner so starkhen: vnnd ansechlichen Armee förchten solle, da er doch 9 Regimenter Fueßvolkh, vnnd yber 12000 Pferdt Complet beysammen, ohne was Er noch täglich Werbe, deren Anzahl auch 3000 zu pferdt, vnnd 5 Regimenter zu Fueß sein sollen, were sonst besser, man zalte die alte Völckher dafür, Niemandt treffe es mehrer, als Ihnne Tilly, vnnd seine Armee, welche in Ermanglung der Quartier darunder leiden müesse, weill Fridtländter Hessen, vnd selbe Refier, alles in seine Devotion gebracht, vnd an sich gezogen, könnte bey Ihme nichts erhalten, helffte weder Remonstration, noch Motivum. wan man nit zeitlich ins mitl komme, vnnd Ihme Fridtlendter nit ein noch woll qualificiertes Subjectum adiungiert werden sollte, seye zu besorgen, Er werde in mangl der bezahlung, Proviant, und Füeterung, den Catholischen, vnd andern gehorsammen Stänndten, woll noch gar ins Lanndt ruckhen, dieselbe zu Feundt machen, vnd also im ganzen Reich Unruhe, vnd Vnhaill erweckhen, daraus' Er seine gedanckhen, Gemüethsmainung, vnd Resolution zu erkennen gebe. Er Tilly könnt Ihme derzeit, ohne sonderbare hoche gefahr, und Ruin der ganzen Armee, weill Sye beede sich beisammen nit erhalten, noch leben könten, nit succurirern, vnd were fasst noch das maisste, daß Er Hörzog sich gegen Ihme Tilly nit avanziern woll, sondern lige Ihme steths an, sich gegen Ihme zu nahen, da er doch weit störckher, vnd Er, weill Ihme der Feindt vfm hals lige, ohne hechster gefahr, Ihme nit entgegen ziechen könte, man solte dahero auch auf recrutiern, vnnd bezahlung der Völker gedenckhen, so lang Er mit dem Hörzog zu Fridtlandt zu schaffen haben müesse, solang verursache er Ihme alle stundt Vnruehe, vnnd einigen Aufruehr, vnnd Lermmen yber den andern."

Den 30. März 1626 an Tilly: „Ist Euch bereith etlichmahlen vnser wollmeinente erinnerung beschechen, vnnd Wür haben zwar ausser dessen Euch allezeit der Discretion gewüsst, vnnd erkent, das Ihr Euch ainigen disgusto an Eurem löbl. Vorhaben ganz nit werdet hindern lassen, sondern villmehr das allgemaine weesen, vnnd Eur bishero in souillen Victoriis erhaltenes lob, vnnd Reputation, so bey meniglich bekant, vnnd vnauslöschlich ist, allen andern prævalern lassen, Als sein Wür nochmahlen der zuuersicht, vnnd getrosten Vnns gegen Euch Gdigst: Ihr werdet bei allen disem, sonderlich bei der vnentpörlich erforderten Assistenz nichts vnderlassen, was zu Verhiettung der Friedtländtischen Armee besorgenten schadens, oder woll gänzlich eruolgenden Ruin, erspriesslich sein mag."

Den 13. Juni 1626: „würdt dem Tilly nachricht gegeben, das der Graf von Trauttmanstorff vom Kayser befelcht seye, zum Hörzogen von Fridtlandt zu raisen, vnd selbigen capace zumachen, damit die guete Correspondenz zwischen Ihme Hörzogen, vnd Ihme Tilly erhebt, vnd Stabiliert werde." — „Wann man sich nun erinnere, wie nothwendig, vnnd ganz vnentpehrlich sich die Vrsachen gezaigt haben, vnnd noch zaigen, das beede Generalen, vnnd beede Armeen in gueter Correspondenz, verainter Zusambsezzung, vnnd Assistenz, beharrlich begriffen sein sollen, vnnd müessen, wan man anderst das vorhabente intent erlangen, sich von den anthrohenten Feindsgefahren entledigen, vnd den gewüntschten Frieden einfiehren will, als hab man Ihms bey eignen Curier zu dem Endte notificiern wollen, weillen sich die occasion zaigen thuet,

nit allein mit dem Hörzogen von Fridtlandt wider in einen guetten verstandt zukommen, sonder da etwa zum thaill die schuldt der bishero vnderlassenen correspondenz am Kays. Hoff Ihme Tilly hette wollen zuegemessen werden, mit guetten Glimpfen, vnnd Maniern (wie Er zuthuen wisse) zu exculpiern, vnd einen gewisen Succurs von ainer gewisen Anzahl Volckh zu Beslörckhung seiner Armee, vnnd Beförderung der angestelten impresen verhoffentlich zuerlangen."

Manus Serenissmi: „wollet derowegen mit dem vom Fridtlandt guette Confidenz zu pflegen nit vnderlassen, Ihr seyet doch diser prudenz, daſ Ihr solchen humor mit Euren grossen Ruehmb in etwaſ zu compatiern, vnd nachzugeben, ohne daſ werdet geneigt sein."

Tilly sagte in seinem Bericht über die Schlacht bei Lutter von seinem damaligen Obristlieutenant Wahl, dem er das Prädicat Wohledelgestreng gab, „daß er Wahl vom Anfang des Kriegs diene, sich allzeit tapfer gehalten, wie er dann seinen linken Arm in der Pragerschlacht in Stich gelassen. Bey Eroberung der Stadt Heidelberg sey ihm der eine Schenkel geschmettert, bey der neuerlichen Schlacht vor Lutter aber der ander auch verlezt worden, daß er also vor andern Cavalieren ein großmüthiger Soldat, und ein rechter Spiegl des wandelbaren Glücks, von deme wohl gesagt werden könnte, fortuna est moribus impar, sehr viel Elends, vnd Schmerzliches ausgestanden, dabey er ihme auch dieses Zeugniß geben kann, daß er mit Partitenmachen niemals nichts zu schaffen gehabt, noch, gleich viel andere, seinen vortl und gewün gesuecht, sondern sich mit seinem Sold vnd Deputat iederzeit friedlich contentieren, vnd begnügen lasse."

Die Resolutio hierauf war: „Soll sich, bis ein Regiment ledig wird, mit dem Oberstentitel begnügen; soll also für dero bestellten Obersten zu Fueß gehalten werden."

In Betreff des Gronsfeld hieß es: „soll accomodirt werden; iedoch, bis ein Regiment ledig würdt, nur mit dem Kammerschlüssl und Oberstitel sammt etlichen untergebnen Compagnien."

Den 3. Jäner 1627 schrieb der Churfürst Maximilian an den Tilly: „lieber Graf, Ich weiſ zwar gar woll, daſ Ihr in Euren schweren Caricho mehr alſ zuuil yberheufft, auch bey einem so weitschichtigen werckh nit woll allen inconvenientien remediern, oder auch wie dieselbe beschaffen, gründlich wissen könt, sonder ohnne Zweifel Euren vnderhabenten hochen vnd nidern Officiern souil verthrauen thuet, daſ ein ieglicher sich der Gebühr nach in seiner function verhalten werde. Dannenhero Ich ie beykommentes schreiben lieber einstellen wollt. Dieweill es aber an dem, daß besagter Officiern bishero gesiehrte Eigennüzigkeit gar zu groſs, auch alle Inconvenientia bey einer vnwilligen Soldatesca fasst einig daher entsprüssen, desſgleichen weill mir eben so wenig, als einem vill höcheren Veldtherrn möglich solchergestalt zu continuiern, sondern da nit remediert würdet, Ich vnd Ihr mitten, ja fasst am Endt der bishero verlichenen wunderbarlichen glücklichen Victorien, erligen, waſ zu der Röm. Kays. Mayt. vnd der Catholischen Stänndte Versicherung löbl. erhalten, widerumb verlohren, ja nichts gewisers, als das Wür sammentlich in die grosse gefahr, vnd woll genzlichen Ruin gesezt werden mieſſen, vnnd zwar nit von vnsern Feundten, die Ihr, vnd dise Mannhaffte Armada fasst gedempft, sondern auf vnsern aignen verursachen, darumben Ich in meinem gewissen mich schuldig fande, Euch die Vmbstándt, vnnd wie es an ihm selbst ist, etwas weithleuffigers zuentdeckhen, darneben Euch ganz beweglich, vnd so weith Ich kan, zuermahnen vnnd zu ersuchen, daß Ihr umb der Ehr Gottes, Conservation der catholischen Religion, vnd der catholischen Stänndte willen, Euer hoches Ambt bey den eingerissenen Unordnungen interponiern, solche mit Ernst, vnd nothwendiger Straff abschaffen, auch eben dardurch die an euch selbst besorgte gefahr bey der Soldatesca verhüetten wollet, dann ie sowohl vnerhört, alſ vnmiglich ist, bei lang continuierten Kriege, bey so grossen vnerhörten exactionen, auch villmahlſ guetten Quartiern, dannoch iederzeit so grosse, vnnd gegen andern Kriegenten thaillen ganz vngleiche Geltsumma einzuschickhen, welche, wo nit alle, doch maisten thailſ, nit den armen sich woll verhaltenten Soldaten zu guetten kommen, sondern in die officier schlieſſen, auf welchen dann der gemaine Soldat, so seine Dienst vfs beste laistet, vnwillig, verdrossen, auch woll durch Anstüfftung etlicher geltsichtigen, zu aufſtandt angereizt würdet, sonderlich wan er sicht, daß Er nur fechten, sein leib auffezen, daneben hunger, kummer vnd noth leiden muß, entgegen alles Gelt, forthl, vnnd waſ Sye verhoffen können, nur Ihren Officiern bleibt, So kombt es den Bundsstänndten, vnd andern, etwaſ wunderbarlich für, daſ, wan ain: oder zween Monath Soldt aufſzuthaillen, alſdann sovil Soldaten vorhanden, entgegen wan man fechten mueß, die Armada so schwach, vnnd sowohl von dem Kaiser, als den Spaniern hilf gesuecht werden."

Ich waiſ woll, daſ Euch alſ einen so beriehmbten vnnd der ganzen Welt bekanten General solche Vngelegenheit vnlieb, Ihr daran vnschultdig, auch alles nur von andern herriehrt, dahero Ich Euch hierinn nit Verdenckhe, villweniger mein schreiben dahin gemeint, sonder ich gib Euch nur mein Beschaffenheit, vnnd meine vorschläg, wie den sachen zu remediern, vnd die von Euch besorgente gefahr bei der Soldatesca zu uerhietten wollmeinend zueerkennen, alſ zu deme Ich vnd die Bundtständt all vnser verthrauen gesezt, vnd deme wür in effectu all vnser wolfahrt, Lanndt, vnd Leuth anbefolchen, desſwegen Ihr dann mein Schreiben nit vngleich, oder alſ wan Ihr an den Inconvenientien schuldig, solt aufnemmen, sonder vergewist sein, das Ich Euch bishero iederzeit also auch noch, vnd hinvorthan hochachte, Ehre, vnd Liebe, mein ganze hoffnung auf Euch fundire, ohne zweifel Ihr werdet entgegen von Euren so löbl. Gemüeth nit ablassen, auch desto mehr Vrsach nemmen, wann, wie wohl zu uermuthen, mann Euch dergleichen Vmbständt nit also vorbracht, oder woll gar verborgen, oder verbliembt, alſobaldt genuegsambe erfahrung einzunemmen, vnd allenthalben nach Möglichkeit zu Remediern. Bleib Euch annebens mit sonderbahren Gnaden zuegethon.

München den 3. Jenner A. 1627.

Maximilian.

Tilly scheint einige Ausdrücke dieses Schreibens etwas empfindlich aufgenommen, und sich, und das Verhalten seiner Armee von Seite der geleisteten Dienste vertheidigt zu haben, indem ihm der Churfürst in einem weitern Schreiben d. 16. März 1627 sagte: „daß aber Eur Underhabente Armée bißhero Ihre Dienst threulich erwiesen, vnd denckhwürdig: auch erspriessliche Officia præstiert habe, das ist nit allein vnns, vnd meiniglich vnuerborgen, sonder thuen es mit der ganzen Welt bezeigen, inmassen keine Historien dasienige zeigen werden, was Ihr vnnd dise Armee alleinig verrichtet habe, derowegen auch Ihr insonderheit Eures aller ohrten gepriesenen hochen Valors, Verstandt, Gethreu: Dapferkeit, vnnd in mancher Thatten halber, sambt Eurer Underhabenten Armée billich lob: und liebenswerth seyet, dabey wür aber auch weeder von Euch, noch iemand andern, billich zuuerdenckhen sein, das Wür hierneben erindern, wie threulich Wür auch bisher mit allen möglichen mitln concuriert haben. Es ist auch vorige erinnerung gar nit darumb geschehen das Wür in Euch ein Misthrauen sezen, oder Euch wegen der inconvenientien, so durch andere fürgehen, in Verdacht ziehen, weill Wür Eur aufrechte, gethreue, Gottselige intention, daneben die grosse dabey Underlauffende Müehe, Arbeit, fleiß, vnnd Sorg, woll wissend."

„Sonst ist Uns, Unnd zwar bereith öffters vorkommen, das etliche lang anwesente, vnd bey den Regimentern verdiente Befelchshaber von den Obristen mit deren beförderung offt zuruckh gestelt werden, vnnd Ihnen andere erst ankommente, sonderlich Franzosen, vnd Ausländter, difffahls vorgezogen werden, welches gleichwohl, wie Ihr selbst ermessen kündt, alsdann vnwillige Gemiether macht, vnd verursachet, daß ein solcher, nach so lang geleisten gethreuen Diensten in seiner hoffnung frustrierter Befehlshaber sein hayl weiter zu suechen begierig, vnnd in den alten Diensten vertroffen würdet."

Gleichzeitige Anekdoten.

Glückliche Folgen einer kühnen Geistesgegenwart.

Gemäß des am österreichischen Hof festgesetzten Planes sollte zur nämlichen Zeit, da der Herzog Maximilian von Bayern nach Böhmen rücken würde, um daraus den Churfürsten Friedrich von der Pfalz zu vertreiben, der König von Spanien auch noch die Erbstaaten dieses Churfürsten in der Rheinpfalz angreifen, und der österreichische Gesandte Graf von Khevenhüller sollte dieß am Hofe zu Madrid betreiben. Dieser Gesandte stellte das Ansuchen vor, bat, wurde dringend, brachte es aber nicht weiter, als daß der König endlich das Versprechen von sich gab, eine Million Gulden beitragen zu wollen. Da der Graf von Khevenhüller sah, daß sich der König auf diesen Beitrag noch obendrein sehr viel zu gut that erklärte er in einem gesetzten Tone, daß er, wenn der König keine Truppen bewilligen, und die rheinpfälzischen Länder nicht angreifen wollte, augenblicklich nach Wien reisen, und dem Kaiser, seinem Herrn anrathen, ihn auch gewiß dahin bringen würde, sich mit allen seinen Feinden zu vergleichen, und dann sogleich mit gesammter Macht über Spanien, als über seinen heimlichen Feind, herzufallen. Diese muthvolle Entschlossenheit wirkte auf den König und seine Minister dergestalt, daß auf der Stelle an den spanischen General in den Niederlanden, Spinola, der Befehl erlassen wurde, mit 25000 Mann nach der Rheinpfalz aufzubrechen."

Wohlangebrachte Geschenke.

Als im Herbst 1620 die ligistischen Truppen durch Böhmen zogen, litten sie auch an den unentbehrlichsten Dingen einen grausamen Mangel. Sie hatten ganze Tage weder Brod noch Fleisch. Die stets in einer kleinen Entfernung nebenherziehenden Soldaten des böhmischen Heeres, welche mit allem Nothdürftigen reichlich versehen waren, wußten davon, und eines Tages schickten sie ihren Feinden spottweise einen Laib Brod ins Lager. Die ligistischen Soldaten verstanden den Scherz, und erwiederten ihn damit, daß sie den Ueberbringern des Brods einen Hammel zum Gegengeschenk machten.

Pappenheims glückliche Errettung 1620.

In der Schlacht am weißen Berg bei Prag wurde der bei der Liga dienende General Gottfried Heinrich von Pappenheim dergestalt heftig verwundet, daß er unter den Getödteten betäubt liegen blieb. Allein wiewohl er ganz unbeweglich, und ohne alle äußerlichen Zeichen des Lebens war; so blieb er sich doch (nicht seines Zustandes, aber) seines Daseyns bewußt, und da er nicht zweifelte, daß er von seiner Verwundung gestorben sey, so fing er bei sich zu überlegen an, wohin er dann eigentlich in jener Welt versetzt worden seyn möge. Im Himmel, dachte er bei sich, befinde ich mich nicht, weil ich keine Freuden, aber auch nicht in der Hölle, weil ich keine Schmerzen empfinde; ich muß mich also, fuhr er fort, in einem dritten Ort, vielleicht im Fegfeuer befinden, und ich will doch sehen, was für eine Gesellschaft ich habe. In der Absicht, Kameraden zu entdecken, strengte er sein ganzes Wesen an, sich umzuwenden, und dieser Anstrengung hatte er es zu danken, daß die Umstehenden Zeichen des Lebens an ihm verspürten. Man zog ihn also unter den Getödteten hervor, verband seine Wunden mit gehöriger Sorgfalt, und rettete ihn.

Seltsames Zusammentreffen von Begebenheiten.

Als den 21. Juni 1621 sieben und zwanzig ansehnliche Männer, welche mit in den böhmischen Aufruhr verwickelt waren, zu Prag hingerichtet wurden, rief einer derselben, Johann Kutnauer, Bürgerhauptmann der Altstadt, inständig zum Himmel empor, daß ihm und seinen Mitbrüdern ein Zeichen seiner Gnade gegeben werden möchte, und dieß mit so vielem Vertrauen, daß er sagte, er zweifle gar nicht, ein solches Zeichen zu erhalten. Als nun der Vollzug der Todesstrafen eben anfangen sollte, erschien, nach einem vorgegangnen kleinen Regen, über dem sogenannten Lorenzberg ein kreuzweis übereinander gehender Regenbogen, der bei einer Stunde stehen blieb, zum Trost der Verurtheilten.

Der kühne Schaafhirt.

Nachdem der spanische General Don Ferdinand Gonsalvo von Cordova, welchem statt des, nach den Niederlanden zurückgekehrten, Spinola, die oberste Befehlshaberstelle über die spanischen Truppen in der Rheinpfalz aufgetragen ward, verschiedene Ortschaften derselben erobert hatte, rückte er auch vor den, damals etwas befestigten Ort, Ogersheim, und forderte die Bürgerschaft sogleich zur Uebergabe auf. Die Bürger hatten keine Besatzung bei sich; und da sie die Stadt weder vertheidigen, noch auch sich zur Uebergabe an ihre Feinde, vor deren Mißhandlung ihnen bang war, entschließen konnten; so entschlüpften sie durch verschiedne, dem Feinde verborgen gebliebne Pfade aus der Stadt, ohne diese zu eröffnen; nur der einzige Schaafhirt Hans Warsch blieb zurück, indem er sein der Entbindung nahes Weib nicht verlassen wollte. Dieser Hans stieg auf ein mit Doppelhacken besetztes Thor, und rief den Spaniern mit zuversichtlichem Trotz zu, ob sie, wenn man den Ort übergäbe, jedem Einwohner Sicherheit für sich, für seine Familie und für sein Eigenthum versprechen wollten. Cordova versprach dieß sogleich, worauf Hans das Thor den Spaniern eröffnete, die über den guten Einfall und über die Geistesgegenwart dieses Mannes eben so sehr erstaunten, als sich ergötzten. Cordova verschaffte ihm alle Sicherheit, und stand bei seinem bald darauf entbundnen Weibe zu Gevatter.

Die unvermuthete Zusammenkunft.

Als der Graf von Mansfeld im J. 1622 Landau und andere Plätze im Elsaßischen besetzt, und sich dann wieder nach Germersheim in der Rheinpfalz begeben hatte, in der Absicht, eine entscheidende Unternehmung wider den Tilly von Bayern auszuführen, faßte der vertriebene Churfürst von der Rheinpfalz den beherzten Entschluß, sich in Person bei der für ihn fechtenden Armee des Mansfeld zu stellen, und derselben durch seine Gegenwart Muth und Kraft einzuflößen. Er reiste von seinem Aufenthaltsort, Gravenhaag im Holländischen, in einer ganz gemeinen Kleidung, und (um nicht erkannt zu werden) nur in Gesellschaft von sehr wenigen Personen, worunter sich ein böhmischer Herr und ein Straßburger-

Kaufmann befanden, über Wasser nach Frankreich, und dann durch Lothringen ins Elsaßische, wo er unter kaiserliche Soldaten gerieth, welche er unter andern Dingen auch über den Churfürsten von der Pfalz reden und spotten hörte, und mit welchen er, um keinen Verdacht über seine Person zu erwecken, selbst mitscherzte. Als er endlich, nach vielen Abentheuern den 12. April 1622 nach Germersheim kam, eröffnete ihm Mansfeld, daß sich bei ihm eben zwei Niederländer von Brüssel befänden, welche die Infantinn Isabella an ihn geschickt hätte, um ihn mittels der größten Verheißungen zu bereden, daß er mit seiner ganzen Armee zu den Spaniern übergehen möchte; er habe bisher ihre Anträge (auf den Schein, setzte er hinzu) nicht zurückgewiesen, sondern die Unterhandlungen vielmehr so weit kommen lassen, daß denselben nichts weiter, als die Unterschrift fehle. Es wurde verabredet, daß Mansfeld die Niederländer zur Tafel laden, und ihnen bedeuten sollte, daß eben ein Fremder angelangt wäre, welcher dabei erscheinen, und ihrem Gesuch einen entscheidenden Nachdruck geben würde. Der Fremde trat herein; es war der Churfürst, der aber statt zu zürnen, die höchst bestürzten Niederländer vielmehr ermunterte, und sie ohne die geringste Unannehmlichkeit fortreisen ließ.

Berthold Deimling.

In der mörderischen Schlacht, welche den 6. May 1622 bei Wimpfen im Wirtembergischen zwischen Tilly und dem Markgrafen von Badendurlach vorfiel, wurde dieser von den Bayern gefangen, und er sollte eben weggeführt werden, als der Bürgermeister von Pforzheim, Berthold Deimling, dreihundert junge Leute aufmunterte, ihm zu folgen, und ihren Landesfürsten zu befreien. Diese jungen auserlesenen Leute wurden mit ihrem Anführer sämmtlich niedergehauen; aber sie hatten dem Herzog Platz gemacht, daß er entkommen konnte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieders sämmtliche Werke

Bd.: 1,1

Kempten 1831

Opp. 657 z-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10605505-5